Süd - Amerika
Brasilien

Ith. o. 448
1.

Geogr. o.
J. o. 3
1.

Steindr. v. Fr. Walther, Dresd.

Reisen

im

Inneren Brasiliens,

besonders

durch die nördlichen Provinzen und die Gold- und Diamantendistricte.

Von

Georg Gardner,

Vorsteher der botanischen Gärten in Ceylon.

Aus dem Englischen

von

M. B. Lindau.

Erster Band.

Mit einer Karte von Brasilien.

Dresden und Leipzig,

Arnoldische Buchhandlung.

1848.

BIBLIOTHECA
CIRCULANS
BABENBERGENSIS.

Vorwort.

„Hier endlich ein gutes Reisewerk; freilich nicht voll so wilder Abenteuer oder banger Gefahren, wie die Bücher älterer Forscher, welche keck ihr Leben wagten; nicht ein so geheimnißvolles Interesse weckend, wie Park, als er durch die Wüsten Afrikas zog, um den damals unbekannten Lauf des Nigers zu entdecken — aber doch fesselnd durch das Neue, das sie bietet, denn Gardner befindet sich während des größten Theils seiner Reisen auf fast unbetretenem Boden, da ziemlich das ganze Gebiet vor ihm erst zwei Mal bereist wurde. Selbst die Seehäfen von Rio, Bahia und Pernambuco haben eine Frische in ihren verschiedenartigen Menschenracen, ihrer eigenthümlichen Gesellschaft und ihrem tropischen Pflanzenwuchs, die einen angenehmen Contrast zu den ewigen Bildern Europas und Asiens bildet."

„Der Hauptzweck unseres Reisenden war Botanik. Ein Schüler Sir William Jackson Hooker's in Glasgow, erwarb er sich unter dessen Leitung so gründliche Kenntnisse, daß Sir William, wie es scheint, einige Freunde vermochte, den eifrigen Bewerber um das Verdienst wissenschaftlicher Forschung mit den nöthigen Mitteln zur Reise zu versehen. Man entschied sich für Brasilien, und so verließ Gardner im Mai 1836 Glasgow, erreichte im Julius Rio de Janeiro und verweilte in Brasilien bis zum Junius 1841. Von diesen fünf Jahren verlebte er zwei in Rio, Bahia und Pernambuco, indem er von hier aus seine Ausflüge in die Umgegend unternahm, und drei Jahre verwendete er zur Reise vom Hafen von Aracaty unter dem fünften Grade südlicher Breite, durch das Innere nach Westen bis zum achtundvierzigsten Längengrade und von da nach Rio zurück. Diese Reise umfaßte mehr als zehn Breiten- und zwölf Längengrade und führte ihn durch die Gold- und Diamantendistricte und die unbebauten Einöden des Inneren. — Mag er nun während dieser langen Wanderung auf den Gipfeln der Gebirge oder in der Wildniß sein Lager aufschlagen, mag er die

wunderliche Lebensart schildern, die er hier wahrnimmt, und die seltsamen Charaktere, die ihm begegnen, oder von näher liegenden Dingen reden, von der Art der Krankheiten, von des Volkes Künsten oder deren Ersatzmitteln und den Naturerzeugnissen des Landes — Alles, was er bietet, ist anziehend. Das Buch wie das Land, das es beschreibt, beide sind reich an Neuheiten."

In dieser Weise äußert sich eine englische Zeitschrift (Spectator) über das Original des vorliegenden Reisewerks: «Travels in the Interior of Brazil, principally through the Northern Provinces and the Gold- and Diamond-Districts, during the years 1836 —1841. By George Gardner, F. L. S., Superintendent of the Royal Botanic Gardens of Ceylon. London 1846.» Der Verfasser selber sagt in seinem Vorwort, er habe sein Werk nicht um deßwillen der Oeffentlichkeit übergeben, weil er es für einen besseren Bericht von gewissen Provinzen des ungeheueren brasilianischen Reiches halte, als bereits andere Reisende geliefert hätten, sondern weil es einen großen Theil jenes interessanten Landes beschreibe, über welchen die Welt bis jetzt noch wenig oder gar keine Kunde

besitze. Es sei sein Bestreben gewesen, fährt er fort, von der physischen Beschaffenheit und den Naturerzeugnissen des Landes ein möglichst treues Bild zu geben und in flüchtigen Bemerkungen den Charakter, die Sitten und den Zustand der verschiedenen, in den von ihm besuchten Landestheilen jetzt vorkommenden, theils eingeborenen, theils eingewanderten Menschenracen zu schildern. Als Grund, weßhalb er sich nicht häufiger in Einzelheiten eingelassen, als es eben geschehen sei, gibt er uns die Versicherung, daß er nur erzähle, was er selbst erfahren, und sich nur äußerst selten auf die Aussagen Anderer verlassen habe. Es bot sich ihm reichliche Gelegenheit zu seinen Forschungen dar, und er versäumte nicht, sie zu benutzen. Er reisete längs der Küste und im Innern, und wenn er auch niemals wagte, wie Waterton, dessen Glaubwürdigkeit nicht zu bezweifeln ist, auf dem nackten Rücken eines Alligators zu reiten oder allein mit einer Boa Constrictor zu ringen, so fehlte es ihm doch nicht an Abenteuern, besonders auf seiner letzten Reise, die sich von Nord nach Süd, fast vom Aequator bis zum dreiundzwanzigsten südlichen Breitengrade, und von Ost nach West von der Küste bis

zu den Zuflüssen des Amazonenstromes erstreckte. Die Entbehrungen, welche der Reisende in dieser unbewohnten, häufig wüsten Gegend zu ertragen hat, wird nur der zu würdigen verstehen, der sich selber dahin gewagt — hier, wo er bald den Strahlen einer brennenden Sonne, bald Regengüssen ausgesetzt ist, wie sie nur unter den Wendekreisen vorkommen, wo er Jahre lang abgeschieden lebt von aller gesitteten Gesellschaft, Monate lang unter freiem Himmel schlafen muß, umgeben von Raubthieren und von Horden noch wilderer Indianer, wo er häufig das nöthige Wasser zu Pferde durch Wüsteneien führt, eben so oft drei Tage lang jeder vesten Speise entbehrt und ihm nicht einmal ein Affe begegnet, mit dessen Fleische der ungestüme Hunger sich stillen ließe. Aber die Begeisterung des Verfassers führte ihn durch alle Schwierigkeiten, und er fand Ersatz für seine Mühen in dem Genusse, welchen solche Wanderungen einem Freunde der Natur gewähren, in dem Auffinden der vielen neuen Gattungen, womit er die bereits so große Liste der organischen Geschöpfe bereichern konnte. Er sagt uns ferner, er habe seine Reisebemerkungen zum großen Theil während der Stunden niedergeschrieben,

die er eigentlich dem Schlafe hätte widmen sollen, und dieselben hauptsächlich auf einer Reise von England nach Ceylon zu gegenwärtigem Werke verarbeitet.

In Betreff der Uebersetzung ist noch hinzuzufügen, daß diese dem Orginale Nichts genommen, wohl aber durch die Güte eines mit seinem Vaterlande genau bekannten Brasilianers, Herrn Schech de Campanema, der über das Werk ein durchaus anerkennendes Urtheil fällte, vielfache Verbesserungen hinsichtlich der Orts- und Eigennamen und die hier da zerstreuten Anmerkungen gewonnen hat, welche nicht als vom Verfasser herrührend bezeichnet sind.

L.

Inhalt.

Seite

Erster Abschnitt 1

Abreise aus England. Ankunft in Rio de Janeiro. Beschreibung der Stadt. Ihre Umgebung. Geognostischer Charakter ihrer Umgegend. Ihr Klima. Ihre Einwohner. Zustand der Sklaverei in Brasilien. Gute Behandlung der Sklaven. Ausflug in's benachbarte Gebirge. Botanischer Garten. Naturhistorisches Museum.

Zweiter Abschnitt 44

Reise in's Orgel-Gebirge. Sommerzuflucht englischer Familien. Reise von Piedade nach Magé und Frechal. Ersteigung des Gebirges. Die Urwälder. Herrn March's Pflanzung. Seine Sklaven. Tänze. Der Biß einer giftigen Schlange. Amputation durch den Verfasser. Heilmittel der Eingeborenen. Tapirjagd in den Gebirgen. Wilde Thiere. Vögel und Reptilien. Besuch bei einem brasilianischen Fa-

Seite

zendeiro. Kaffeepflanzungen. Donna Thereza da Roza und ihre Töchter. Ersteigung der höchsten Gipfel. Pflanzenleben auf diesen Höhen.

Dritter Abschnitt 87

Bahia und Pernambuco. Abreise von Rio de Janeiro. Ankunft in Bahia. Beschreibung dieser Stadt. Reise nach Pernambuco. Jangadas. Pernambuco und seine Umgebung. Die Jesuiten. Landleute. Stadt Olinda. Botanischer Garten. Monteiro. Die deutsche Kolonie Catucá. Die Insel Itamarika. Pilar. Salzwerke von Jaguaribe. Krankheiten auf dieser Insel. Fischerei.

Vierter Abschnitt 118

Alagoas und der Rio San Francisco. Reise nach Süden. Beschreibung der Küste. Barra de San Antonio Grande. Ankunft in Maceió. Die Stadt und ihre Umgebung. Reise nach dem Rio San Francisco. Batel. Landung bei Peba. Piaßabaßú am Rio San Francisco. Fahrt stromaufwärts bis Penèdo. Die Stadt. Erzeugnisse des Districts. Bevölkerung. Fortsetzung der Stromfahrt. Propià. Ein Markt. Trachten. Traipú. Die Ilha dos Prazeres. Barra de Panema. Beißende Fische. Lagoa Funda. Die Insel S. Pedro und ihre indianische Bevölkerung. Abfahrt. Furchtbarer Sturm. Rückkehr nach S. Pedro. Krankheit des Verfassers. Hungersnoth. Rückkehr nach Penèdo. Dampfschifffahrtsplan. Ankunft in Maceió. Die Stadt Alagoas. Abschied von Maceió. Ein Fischfang mit Fackeln. Wiederankunft in Pernambuco.

Fünfter Abschnitt 177

Ceará. Abreise von Pernambuco. Reiseleiden. Ein Improvisator. Das Cap San Roque. Ankunft in Aracaty. See-

Seite

hafen der Provinz Ceará. Die Stadt und ihr Handel. Uebermäßige Trockenheit. Eintritt in's Innere. Villa de San Bernardo. Ankunft in Icó. Beschreibung der Stadt. Villa de Lavra de Mangabeira. Goldwäschereien. Bessere Beschaffenheit des Landes. Villa do Crato und seine Einwohner. Zuckerpflanzungen und Bereitung des Rapadura. Erzeugnisse. Serra de Araripe. Verschiedene Holzarten. Wilde Früchte. Wandernde Zigeunerstämme. Große religiöse Feste. Klima. Krankheiten.

Sechster Abschnitt 232

Ceará. Verzögerung der Reise in's Innere. Besuche in der Umgegend von Crato. Die Serra Araripe. Cajazeira. Barra do Jardim. Stadt und Umgebung. Lager fossiler Fische. Geologischer Charakter des Landes. Kreideformation. Erste Entdeckung solcher Lager in Südamerika. Umschließung einer ungeheueren Ebene durch jene Gebirgskette. Ankunft in Maçapé. Das Christfest. Ein Unfall. Novo Mundo. Fossile Fische in der Nähe dieses Orts. Vegetation längs der Taboleira. Verschiedene Indianerstämme. Sebastianistas. Ihr Wahn und ihre Ausartung. Rückkehr nach Crato.

Siebenter Abschnitt 260

Reise nach Piauhy. Vorbereitungen zum Aufbruch. Ein neuer Gefährte. Abschied von Crato. Guaribas. Brejo Grande. Ein Lager fossiler Fische. Olho d'Agoa do Inferno. Poço de Cavallo. Crauatá. Cachoeira. Marmeleira. Rosario. Os Defundos. Lagoa. Varzea da Vaca. Angicas. Eintritt in die Provinz Piauhy. San Gonsalvo. Campos. Lagoa Comprida. Schlechte Wege. Corumatá. Canabrava. Boa Esperança und sein geistlicher Besitzer. Großartige Viehzucht.

Seite
Beschaffenheit des Landes. Mimoso und Agreste. Santa Anna das Merces. San Antonio. Cachimbinho. Pflanzenleben. Retiro. Buquerão. Canavieira. Der Fluß Canindé. Ankunft in Oeiras, der Hauptstadt der Provinz Piauhy.

Erster Abschnitt.

Abreise aus England. Ankunft in Rio de Janeiro. Beschreibung der Stadt. Ihre Umgebung. Geognostischer Charakter ihrer Umgegend. Ihr Klima. Ihre Einwohner. Zustand der Sklaverei in Brasilien. Gute Behandlung der Sklaven. Ausflug ins benachbarte Gebirge. Botanischer Garten. Naturhistorisches Museum.

Da ein großer Theil meiner Mußezeit, während ich Medizin studirte, den Naturwissenschaften und besonders der Botanik gewidmet war, und meine Seele durch die glühenden Beschreibungen sich angeregt fühlte, welche Humboldt und andere Reisende von der Schönheit und Mannigfaltigkeit der Naturerzeugnisse tropischer Länder, von der Pracht ihrer Gebirge, dem Glanz ihres Himmels geben, so gehörte eine Reise in solche Regionen von jeher zu meinen sehnlichsten Wünschen.

Mein Gönner und Lehrer der Botanik, Sir William Hooker, damals Professor dieser Wissenschaft an der Universität zu Glasgow, der mit meinen Wünschen vertraut war, empfahl mir eine Reise nach einigen Theilen Süd-

amerikas, und die Wahl fiel auf Brasilien, als das günstigste Feld für meine Forschungen, da die Erzeugnisse der Pflanzennatur dieses ungeheuren Reiches dem englischen Botaniker damals weniger bekannt waren als vielleicht diejenigen irgend eines anderen Landes von gleichem Umfange. Von deutschen und französischen Naturforschern war es allerdings bereits besucht worden, aber noch hatte, außer Cunningham und Bowie und dem unerschrockenen Burchell, kein Engländer seine Reise bis in das Innere ausgedehnt; es lagen besonders im Norden ganze Provinzen, die für die Forschungen eines künftigen Reisenden noch jungfräulicher Boden waren, und diese wollte ich kennen lernen.

Ich verließ Glasgow am vierzehnten Mai 1836 und schiffte mich am zwanzigsten desselben Monats in Liverpool auf der nach Rio de Janeiro bestimmten Barke „Memnon" ein. Die Reise über das atlantische Weltmeer nach Südamerika ist schon oft genug beschrieben worden, und es genügt die Bemerkung, daß es nicht an Windstillen und Windstößen, nicht an hellem Himmel und prächtigen Sonnenuntergängen, nicht an Haifischen, Walfischen und fliegenden Fischen und an phosphorescirenden Wellen fehlte. Nach einer etwas langen, aber nicht unangenehmen Reise sahen wir am zweiundzwanzigsten Julius endlich Land vor uns. Bei Tagesanbruch zeigte sich, wie der Kapitän verkündigt hatte, in einer Entfernung von ungefähr fünf

und zwanzig Meilen nordnordöstlich das Vorgebirge Frio, das gegen siebenzig Meilen ostwärts von Rio de Janeiro entfernt liegt und durch eine Reihe hoher, bis zu den äußersten Gipfeln mit Bäumen bewachsener Berge davon geschieden ist. Auf ihren Spitzen ragen über die anderen Bürger des Waldes schlankstämmige Palmen mit ihren kugelförmigen Laubmassen gegen den schönblauen Himmel empor, die dem Anblick ein eigenes Gepräge geben und dem nahenden Europäer schweigend eine Welt verkündigen, die in ihrem Pflanzenleben von jener, welche er vor Kurzem verlassen hat, so ganz verschieden ist.

Wir hatten den ganzen Tag nur leichten Wind, und da wir dicht längs der Küste segelten, so war mein Auge durch das Schiffsfernrohr fortwährend auf das wilde, aber reizende Gelände gerichtet, und schon schweifte ich im Geiste mitten unter seinen vielgestaltigen Naturerzeugnissen.

Es war lange nach Mittag, als wir die Enge der Bai von Rio erreichten, merkwürdig wegen der kegelförmigen Berge und Inseln zu beiden Seiten derselben. Einer dieser Hügel ist der wohlbekannte Pao d'Açucar, so genannt wegen seiner Aehnlichkeit mit einem Zuckerhut. Er ist eine veste Granitmasse, ungefähr 1000 Fuß hoch und, außer einigen verbutteten Sträuchern am östlichen Abhange, von allem Pflanzenwuchs entblößt. Vom Meere aus gesehen, gibt er für Schiffer, die nach dem Hafen steuern,

eine treffliche Landmark ab. Durch das prächtige Thor fahrend, kamen wir einige Meilen unterhalb der Stadt vor Anker; weiter einzulaufen, ehe die Behörden uns durchsucht hatten, war uns nicht gestattet. Es ist durchaus unmöglich, die Gefühle zu schildern, womit man bei der Einfahrt in den Hafen die mannigfaltige Schönheit der Landschaft überschaut — einer Landschaft, die auf der Erde vielleicht nicht ihres Gleichen hat und auf deren Schöpfung die Natur ihre ganze Kraft verwandt zu haben scheint. Ich habe seitdem so manche wegen ihrer Schönheit und Großartigkeit berühmte Orte besucht, aber keiner von allen hat auf meine Seele einen ähnlichen Eindruck gemacht. Die Bai hinauf, soweit der Blick nur reichte, tauchten grüne und palmenbekleidete kleine Inseln aus dem dunklen Wasser, und die Hügel und hohen Berge, wovon sie auf allen Seiten umgeben ist, bildeten, von den Strahlen der sinkenden Sonne vergoldet, einen passenden Rahmen für ein solches Gemälde. Als es Abend wurde, waren die Lichter der Stadt von schönster Wirkung, und als sich der Landwind erhob, trug er einen lieblichen Duft von Orangen und anderen Blumen auf die See, was mir wenigstens, nachdem ich die Gesellschaft der Blumen so lange entbehrt hatte, einen um so höheren Genuß gewährte. Ceylon ist von mehren Reisenden wegen seiner würzigen Düfte gepriesen worden, aber ich bin zwei Mal nach seinem Gestade gesteuert, während mir ein Landwind entgegenwehte, und

habe sie nicht halb so lieblich gefunden als jene, die mich bei meiner Ankunft in Rio begrüßten.

Am Morgen des dreiundzwanzigsten Julius betrat ich zum ersten Male das große Vestland der neuen Welt. Wenn schon der Anblick des Landes und der Pflanzenwuchs so verschieden waren von jenen der alten Welt, wie noch viel fremdartiger waren die menschlichen Wesen, die bei der Landung zuerst meinen Blicken begegneten. Die zahlreichen kleinen Boote und Kanoes, die im Hafen schwimmen, sind sämmtlich mit afrikanischen Schwarzen bemannt; die langen, engen Straßen, durch welche wir wanderten, waren mit Menschen derselben Gattung angefüllt — fast nackend, schwitzend unter ihren Lasten und von unerträglich starkem Geruche. Es war fast nirgend ein weißes Gesicht zu sehen. Die Kaufläden, deren Thüren und Fenster den Tag über meist geöffnet sind, scheinen von Mulatten oder fast eben so dunkelfarbigen Portugiesen bedient zu sein. Des Morgens, vom Schiffe aus gesehen hatte die Stadt mit ihrer Lage und ihren weißgetünchten Kirchen und Häusern ein imposantes Ansehen gehabt, eine nähere Beschauung aber verscheuchte die Täuschung. Die Straßen sind enge und schmuzig, und der Gestank der Tausende von Negern und die Ausflüsse der zahlreichen Victualienläden machen die ersten Eindrücke nichts weniger als angenehm.

Die Stadt Rio bedeckt einen Theil einer unregelmäßig

dreieckigen Landzunge auf der Westseite der Bai und ungefähr drei Meilen nordwärts von der Enge. Der Boden, auf welchem sie steht, ist größtentheils eben, gegen Nord, West und Südost, aber ist sie von einer Hügelkette begränzt. Die langen engen Straßen durchschneiden einander in rechten Winkeln, so daß die Häuser große viereckige Massen bilden. Die neue Stadt erstreckt sich in nordwestlicher Richtung und ist von der alten durch einen großen Platz — den Campo de Santa Anna — getrennt. Jenseit derselben läuft ein schmaler Arm der Bai landeinwärts, auf dessen linker Seite die ausgedehnte Vorstadt Catumbi und weiterhin die Vorstädte Mataporcos und Eugenho Velho liegen. Außer dem Campo de Santa Anna gibt es noch zwei andere große Plätze, den Theater- und den Landungsplatz, auf welchem der früher von den Vicekönigen bewohnte Palast liegt. Der königliche Palast St. Cristovão, die Residenz des Kaisers, ist ein großes unregelmäßiges Gebäude, eine kleine Strecke jenseit der Neustadt.

Doch die Straßen sind nicht nur enge und schmuzig, sie sind auch schlecht erleuchtet und noch schlechter gepflastert, obgleich die Stadt von Gebirgen des schönsten Granits umgeben ist. Die Häuser sind von äußerst vester Bauart, meist von Granit und nur ein bis zwei, selten drei Stock hoch. Es gibt mehre schöne Kirchen, aber wenige sind so gelegen, daß sie sich vortheilhaft beschauen ließen. Die Kirche Nossa Senhora da Gloria ist eine

der bedeutendsten und steht auf einer gerundeten Höhe gleiches Namens, welche zwischen der Stadt und der Praia do Flamengo in die See ragt. Außer diesen Kirchen gibt es noch viele andere öffentliche Gebäude, darunter das Kloster San Bento am Hafen, die Abtei Santa Thereza auf einem Hügel neben der prächtigen Wasserleitung, welche der Stadt das nöthige Wasser aus dem Gebirge zuführt, eine Münze, ein Opernhaus, ein Theater, eine öffentliche Bibliothek, die gegen hunderttausend Bände enthalten soll, ein naturhistorisches Museum, eine medizinische Schule zwei Krankenhäuser und endlich — worauf die Einwohner gewaltig stolz sind — die Camara dos Senadores, ihr Oberhaus, ein schönes Gebäude, das vor einigen Jahren auf der Nordseite des Campo de Santa Anna erbaut ward. Auch an mehren schönen Brunnen fehlt es nicht in der Stadt, welche der Aquaduct mit Wasser versieht. Einer derselben befindet sich auf dem Palastplatze, und aus diesem wird der Bedarf für die Schiffe im Hafen entnommen. Die Wasserleitung selber ist gegen sechs Meilen *) lang und endigt nach der Stadt zu mit einer prächtigen Reihe doppelter Bogen.

Der sogenannte Schloßberg — Morro de Castello — mitten in der Stadt gewährt eine reizende Aussicht auf diese selbst, sowie auf die Bai und das Gelände jenseit

*) englische wie überall.

derselben mit der Stadt Nitherohy oder Praia Grande im Vordergrunde und dem in der Ferne hoch emporragenden Orgelgebirge zur Linken. Viele Theile der unmittelbaren Umgegend von Rio können einen Schotten an einige Gegenden seiner hochländischen Heimat erinnern, nur mit dem Unterschiede, daß dort die Gebirge rauh und nackt, hier aber bis zu ihren Gipfeln mit einem üppigen tropischen Pflanzenwuchse bedeckt sind.

Die Einwohner scheinen angelegentlich darnach zu streben, ihrer Stadt ein europäisches Ansehen zu geben, und dieß ist auch theils durch den Einfluß von Europäern selbst, theils durch diejenigen Brasilianer, welche Europa ihrer Erziehung wegen oder zu anderen Zwecken besucht haben, in großer Ausdehnung erzielt worden. Man begegnet jetzt in den Straßen nur selten jenen sonderbaren Trachten bei Frauen und Männern, wie man sie noch in Reisebeschreibungen aus den früheren Jahren dieses Jahrhunderts dargestellt sieht. Kamm und Mantille werden nur noch von einigen — und dieß meist farbigen alten Weibern getragen, und der aufgestülpte Hut und die goldenen Schnallen sind ebenfalls außer Gebrauch gekommen. Jetzt kleiden sich beide Geschlechter nach der neuesten Pariser Mode, und bei beiden ist eine bedeutende Vorliebe, sich mit Edelsteinen zu schmücken, bemerkbar. Eine der schönsten Straßen in der Stadt ist die Rua d'Ouvidor, nicht weil sie breiter, reinlicher oder besser gepflastert ist als die anderen,

sondern weil die Kaufläden derselben hauptsächlich von französischen Modehändlern, Juwelieren, Buchhändlern, Zuckerbäckern, Schneidern, Schuhmachern und Barbieren besetzt und mit einer Pracht ausgestattet sind, die für den Fremden wahrhaft überraschend ist. Viele derselben haben große Fensterscheiben von Spiegelglas.

Vor einigen Jahren wurden Omnibuswagen hergestellt um aus der Stadt nach den Vorstädten zu fahren. Zwischen Rio und der Stadt Nitherohy auf der entgegengesetzten Seite der Bai gehen regelmäßig kleine Dampfboote hin und her, und ein anderes fährt täglich nach Pindade am äußersten Ende derselben. Es findet alljährlich eine Ausstellung von Kunstwerken statt, die viel leidliche Bilder von einheimischen und fremden Künstlern bietet. Musik treibt man sehr eifrig, und das Pianoforte, das, zur Zeit als Spix und Martius Rio besuchten — im Jahre 1817 — nur in den reichsten Häusern zu finden war, ist jetzt fast allgemein geworden. Früher war die Guitarre das Lieblingsinstrument, wie noch immer im ganzen Innern des Landes. Es gibt treffliche Schulen für Knaben *), und für junge Mädchen sind Kostschulen gegründet worden, die man nach denselben Grundsätzen leitet wie englische Anstalten dieser Art. Da Rio die Hauptstadt des Reiches und der Sitz von Repräsentanten der meisten europäischen

*) In einigen derselben wird Deutsch gelehrt.

Staaten ist, so herrscht hier ein glänzenderes Leben, als diejenigen, die nie hier waren, es wohl vermuthen mögen. Doch über alle diese Dinge ist bereits gelehrter gesprochen worden, als es von meiner Seite geschehen kann, und ich will daher die Levers, die Oper, die Theater, ob französisch oder portugiesisch, und die Bälle, öffentliche sowohl als geschlossene, welche die Aufmerksamkeit der feinen Welt eben so sehr in Anspruch nehmen als anderwärts, mit Stillschweigen übergehen.

Von den vielen europäischen, meist englischen und deutschen Kaufleuten, die sich hier niedergelassen haben, wohnen wenige in der Stadt selbst, da die meisten Landhäuser in den Vorstädten besitzen. Eine der bevorzugtesten Zufluchtstätten dieser Art ist ein anmuthiger zwei Meilen entfernter Ort, Namens Botafogo, dessen Häuser an dem halbrunden Ufer einer stillen, fast ganz von hohen Bergen umschlossnen Bucht liegen. Unmittelbar hinter den Häusern und fast darüber hangend steht ein sehr merkwürdiger Berg, Namens Corcovado, der sich gegen zweitausend Fuß über den Meeresspiegel erhebt und von welchem zwei Drittel seiner östlichen Seite einen senkrechten Abhang bilden. Viele andere Europäer haben ihre Wohnsitze in Catete und auf der Praia do Flamengo zwischen Botafogo und der Stadt und im Laranjeiras-Thale, das sich von Catete nach den Gebirgen erstreckt; andere wieder wohnen am entgegengesetzten Ende der Stadt im Bezirke Eugenho Velho.

Was in der Nähe von Rio noch fehlt und was keine große Stadt entbehren sollte, ist eine öffentliche Fahrbahn. In Indien, finde ich, wird viel darauf gehalten, sobald nur einige Europäer beisammen wohnen; wer aber in Rio eine Morgen- oder Abendspazierfahrt machen will, kann dieß nur auf den öffentlichen Straßen thun, die hierzu wenig geeignet sind. Allerdings gibt es ganz in der Nähe den sogenannten Passeio Publico, einen großen Garten mit schattigen Gängen, aber er ist nur für Fußgänger geeignet. An schönen Abenden findet man zahlreiche Spaziergänger darin. Der botanische Garten, der gegen acht Meilen von der Stadt entfernt liegt, ist ein vielbesuchter Ort.

Ich begab mich nach der Landung in einen italienischen Gasthof auf einer der Hauptstraßen; doch da dieß keine für meine Zwecke geeignete Wohnstätte war, so zog ich alsbald, nachdem mein ganzes Gepäck ans Land geschafft, in das Kosthaus einer alten Engländerin, die schon dreißig Jahre hier im Lande lebte. Es lag ungefähr drei bis vier Meilen von der Stadt in einem schönen Thale, das sich von der Vorstadt Eugenho Velho nach dem Berge Corcovado zieht und nach einem kleinen Flusse, der es durchschneidet, Rio Comprido genannt wird. Hier hatte ich für fünf Monate mein Hauptquartier, und von hier aus unternahm ich während dieser Zeit meine Ausflüge nach allen Richtungen rings um die Stadt. Ich machte häufige Wanderungen nach den Gebirgen, die mit dichtem Urwald bedeckt sind — in

die feuchten Thäler — in die sumpfigen Gegenden nördlich von der Stadt — nach den Meeresufern und den Inseln der Bai und hielt nicht nur eine sehr reiche botanische Ernte, sondern sammelte auch viele Exemplare, die anderen Zweigen der Naturgeschichte angehörten. Doch da unter diesem glücklichen Himmelsstriche ein ewiger Frühling und Sommer herrscht, und fast jede Pflanze für die Erzeugung ihrer Blumen ihre eigene Zeit hat, so unterscheidet sich jeder Monat durch eine besondere Flora. Man darf demnach kaum erwarten, durch einen Aufenthalt von einigen Monaten eine mehr als theilweise Kenntniß von dem Pflanzenreichthume dieses Landes zu gewinnen.

Die ganze Umgegend von Rio ist hauptsächlich granitisch, und sämmtliches Gestein gehört zu der Art, die man Gneißgranit nennt, weil es entschiedene Zeichen von Schichtung hat. Die Gebirge laufen meist in Ketten ohne besondere Richtung und sind von allen Größen, von kleinen Höhen bis zu Bergen, welche sich zwei bis drei tausend Fuß über den Meeresspiegel erheben. Die höheren dieser Berge, wie die Spitze von Tejuca, der Corcovado und der Gavea, sind auf der Südseite nackt und abhängig, nordwärts aber allmälig aufsteigend und bis zum Gipfel mit Wald bedeckt. Doch so undenklich lange Zeit diese Bergwände auch mit ihren mächtigen Wäldern bekleidet sein mögen, so ist doch die angeschwemmte Bodenschicht, die auf ihnen liegt, nur eine sehr dünne. Man kann dieß

jedoch den starken Regengüssen zuschreiben, welche sie mit den Bestandtheilen, aus welchen sie gebildet ist, in die Thäler hinabschwemmen, wo man oft eine Anspülung von mehren Fuß Tiefe findet. Daher kommt es, daß die tiefen Thäler, welche die Bergketten durchschneiden, die vorzüglichsten Sitze des Ackerbaues sind, und in einigen von ihnen, besonders in der Nähe der Stadt gibt es zahlreiche Wohnungen, von Kaffee=, Orangen=, Bananen= und Mandiocapflanzungen umgeben. Viele von den kleineren Hügeln in der Nähe der Stadt hat man jetzt ebenfalls mit Kaffee bepflanzt; aber die Pflanzungen waren bei meiner Abreise noch zu jung, als daß mir über ihr Gedeihen in einer so seichten Erdfläche ein Urtheil möglich war. Unter dieser Anschwemmung liegt ein Bett von rothfarbigem Thon, der in nassem Zustande sehr zähe ist. Man findet ihn häufig dreißig bis vierzig Fuß dick; aber er ist keine Eigenthümlichkeit dieser Provinz, denn ich habe ihn in allen Theilen Brasiliens gefunden, durch welche ich gereist bin. Er enthält nicht selten zahlreiche Geschiebe von gerundeten und eckigen Gneiß=, Granit= und Quarzstücken und verschiedene Zwischenschichten von Sand und Kies. Aus diesen Bemerkungen geht hervor, daß der Boden um Rio selbst im Allgemeinen nicht eben üppig sein könne, und wirklich ist es auch die scheinbare Armuth des Bodens im Gegensatz zu der Ueppigkeit der Vegetation, was dem Fremden bei seiner Ankunft zuerst ins Auge

fällt. Ohne die Feuchtigkeit der Atmosphäre, ohne die reichen Thaue der trocknen und den Regen der nassen Jahreszeit, vereinigt mit der Hitze einer tropischen Sonne, wäre der größte Theil des Landes in unmittelbarer Nähe von Rio kaum des Anbaues werth. Der Europäer erstaunt, wie wenig Boden einige Pflanzen hier brauchen. Felsen, auf welchen man kaum eine Spur von Erde bemerkt, sind mit Vellozien, Tillandsien, Melastomaceen, Cactus, Orchideen und Farnkräutern bedeckt, die sämmtlich in voller Lebenskraft stehen.

Das Klima von Rio ist durch die Lichtung der benachbarten Wälder bedeutend gemildert worden. Vordem ließen sich die Jahreszeiten kaum in trockene und nasse eintheilen, wie es gegenwärtig geschieht. Damals regnete es fast das ganze Jahr hindurch, und die Gewitter waren nicht nur häufiger, sondern auch heftiger. Die Feuchtigkeit ist in solchem Maße verringert worden, daß die Stadt sogar an Wasserzufluß verloren und die Regierung demzufolge ein weiteres Vertilgen der Wälder auf dem Corcovado-Gebirge nach den Quellen der Wasserleitung hin verboten hat. Während der Monate Mai, Junius, Julius, August und September ist das Klima gewöhnlich sehr angenehm, da dieß die trockene und die kühle Jahreszeit ist. Die mittle Temperatur des Jahres ist 72°. Allerdings fehlt es auch der trocknen Jahreszeit nicht an Regen, aber das ist kein Vergleich gegen die beständigen Re-

gengüsse der anderen, die gewöhnlich im Oktober ihren Anfang nehmen. Die regnerische Jahreszeit beginnt mit starken Gewittern, die am häufigsten des Nachmittags eintreten.

Rio's Bevölkerung besteht hauptsächlich aus Portugiesen und ihren sowohl weißen als farbigen Abkömmlingen. Nur die im Lande Gebornen werden Brasilianer genannt, und seit das Land im Jahre 1820 ein unabhängiges Reich geworden ist, hat zwischen den Brasilianern und den gebornen Portugiesen stets eine üble Gesinnung geherrscht. Doch ist diese Gesinnung weniger in den höheren als in den unteren Ständen gewöhnlich und tritt vielleicht in den innern Provinzen schärfer hervor als an der Küste. Wo immer im Innern ein Tumult oder ein Versuch zum Aufruhr stattfindet — und dergleichen kommt jetzt unglücklicher Weise nur zu oft vor — da sind die armen Portugiesen die Ersten, die als Opfer fallen, die ohne Gnade gemordet und ihres ganzen Besitzthums beraubt werden. Aber trotz der schlechten Behandlung, die ihnen hier zu Theil wird, kommen sie noch immer alljährlich zu Hunderten, um ihr Glück in dem Lande zu suchen, das einst die kostbarste Perle in Portugals Krone war. Viele von Jenen, die sich in Brasilien Weiße nennen, verdienen kaum diese Benennung, da wenige von den Familien, die seit langer Zeit im Lande leben, die Reinheit des ursprünglichen Stammes bewahrt haben. Die Einwohner von Rio sind im Allgemeinen von kleiner schmächtiger Gestalt

und bilden einen auffallenden Gegensatz zu den großen und schönen Bewohnern der Provinzen San Paulo und Minas Geraës und selbst zu den Bewohnern einiger nördlichen Provinzen. Der Brasilianer ist jederzeit höflich und selten ungastfrei, besonders in den weniger besuchten Theilen des Landes *). Er ist mäßiger im Trinken als im Essen und ein leidenschaftlicher Schnupfer und Raucher **); daher das Vorherrschen dyspeptischer und nervöser Krankheiten unter ihnen. Das Heirathen ist in Brasilien weniger gewöhnlich als in Europa, und es hat dieß seinen Grund in einer schlafferen Sittlichkeit bei beiden Geschlechtern. Die Frauen sind meist klein und in der Jugend sehr hübsch und anmuthig, in späteren Jahren aber werden sie größten Theils sehr dickleibig, weil sie gut leben und sich wenig Bewegung machen. In Rio und anderen großen Städten sind sie jederzeit sichtbar, wenn Fremde ihren Besuch abstatten, nicht so im größten Theile des Innern, wo sie sich noch immer schüchtern zurückhalten, obgleich es ihnen nicht an Neugier fehlt. Ich habe eine Woche lang in einem Hause gewohnt, worin es, wie ich sicher wußte, auch einige

*) In den belebteren Theilen fanden Diejenigen, die sich gastfrei erwiesen, eine üble Vergeltung in der Undankbarkeit mancher Fremden, und so ist die Gastfreundschaft allmälig außer Gebrauch gekommen.

**) Es läßt sich dieß nur von Offizieren, Soldaten und den niederen Klassen sagen, und von den letzteren rauchen selbst die Weiber.

Frauen gab, aber ich habe nie mehr von ihnen zu sehen bekommen, als ihre dunklen Augen, die durch die Thürritzen der inneren Gemächer lugten. In der entfernten Provinz Goyaz, Matto-Grosso und Piauhy sind die Frauen fast aller Klassen der Pfeife eben so ergeben als die Männer. Eingeborene Indianer sind eine sehr seltene Erscheinung in Rio; ich war schon mehre Monate im Lande, ehe ich einen zu sehen bekam. Die braunen Bootsleute, die man für Indianer gehalten hat, sind Mulatten von verschiedenen Schattirungen, wie schon Spix und Martius bemerkt haben.

Ueber die Sklaverei in Brasilien ist viel geschrieben worden. Es ist dieß eine Sache von nicht geringer Wichtigkeit, die eine größere Beachtung verdient, als ihr im Allgemeinen von denjenigen zu Theil geworden ist, die ausführlich darüber geschrieben haben. Dieß sind meist nur flüchtige Reisende gewesen, die ihre Kenntniß von Anderen, nicht aber durch persönliche Anschauung gewannen. Die hier wohnenden Europäer erzählen den Fremden bei ihrer Ankunft die lächerlichsten Geschichten, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. Eines von den neueren Werken über Brasilien, dem man bei seinem Erscheinen in Europa eine große Bedeutung beilegte, ist vielleicht gerade das unzuverlässigste. Ich habe meine Bürgen, daß der Verfasser ohne die mindeste eigene Prüfung Alles in sein Notizenbuch einschrieb, was ihm irgend mitgetheilt wurde, so wunderlich es auch sein mochte.

Im Jahre 1825 schätzte Humboldt Brasiliens Gesammtbevölkerung auf vier Millionen, und zwar 920,000 Weiße, 1,960,000 Neger und 1,120,000 Mischlinge und eingeborene Indianer. Hier ist das Verhältniß der Farbigen zu den Weißen ungefähr wie drei zu eins. Spätere Schätzungen geben eine Gesammtbevölkerung von fünf Millionen mit einem Verhältniß der Mischlinge zu den Weißen wie vier zu eins. Als das Gesetz erschien, wodurch die Einführung neuer Sklaven verboten wurde, erwartete man eine schnelle Abnahme dieser Verhältnißzahl, und wäre es streng befolgt worden, so würde dieß ohne Zweifel auch der Fall gewesen sein, da es Thatsache ist, daß bei der Sklavenbevölkerung in Brasilien weit mehr Todesfälle als Geburten vorkommen. Der Grund dieser Erscheinung liegt keineswegs in einer schlechten Behandlung der Sklaven, wie einige Reisende vermuthet haben, sondern in dem allbekannten Umstande, daß man von jeher mehr männliche als weibliche ins Land gebracht hat. Auf einigen Besitzungen im Innern ist das Verhältniß der Frauen zu den Männern häufig wie eins zu zehn. Besonders arm an Frauen sind die Diamanten-Districte. Doch jenes Gesetz ist nicht befolgt worden, und da sich die Einführung nicht vermindert hat, so ist sich auch die Zahl der Sklaven gleich geblieben. Während der fünf Jahre, die ich in Brasilien verlebte, glaube ich mich überzeugt zu haben, daß selbst in den entferntesten Theilen des Reiches der Zufluß

fast immer der Nachfrage entsprach. Es ist in Rio allgemein bekannt, daß troß der Wachsamkeit der Kreuzer an der brasilianischen wie an der afrikanischen Küste selbst einige Meilen von der Stadt regelmäßig Sklavenladungen landen, und ich habe auf mehren Reisen, die ich in Kanoen und anderen kleinen Fahrzeugen längs den Küsten der nördlichen Provinzen unternahm, zu wiederholten Malen Sklavenladungen von hundert bis zu dreihundert Köpfen gesehen und von anderen gehört. Es gibt für diese Zwecke mehre beliebte Landungsplätze zwischen Bahia und Pernambuco, besonders an der Mündung des Rio San Francisco. Auf meinen Reisen durch das Innere sind mir fortwährend Schaaren neuer Sklaven beiderlei Geschlechts begegnet, die kein Wort Portugiesisch sprachen und, zwanzig bis gegen hundert Köpfe stark, zum Verkauf in das Innere gingen oder bereits an Besitzer von Pflanzungen verkauft waren. Diese Schaaren sind stets von einer bewaffneten Bedeckung begleitet, und diejenigen, welche bereits verkauft sind, müssen häufig kleine Lasten, gewöhnlich Ackergeräthe, tragen. Aus ihrer Fortschaffung macht man kein Geheimniß, ja sehr häufig sind die Käufer obrigkeitliche Personen. Auch ist es bekannt, daß den Beamten derjenigen Bezirke, wo Sklaven gelandet werden, als Preis für ihre Verschwiegenheit ein sicherer Gewinn zufällt. Der bedeutende Marktpreis ist eine zu mächtige Versuchung, sich der Gefahr der Einfuhr auszusetzen. So sagt man, daß, wenn

von drei Ladungen nur eine gerettet werde, diese eine hinreiche, alle Kosten zu decken, und auch noch einen hübschen Gewinn abwerfe.

Die in England verbreiteten Gerüchte hatten mich vor meiner Ankunft in Brasilien zu der Meinung veranlaßt, daß der Zustand der Sklaven in diesem Lande der kläglichste sei, den man sich denken könne, und die Berichte, die ich bei meiner Landung hierüber erhielt — allerdings von Personen, die, wie ich jetzt erkenne, in dieser Beziehung wenig unterrichtet waren — konnten diese Meinung nur bestätigen. Aber ein Aufenthalt von einigen Jahren in diesem Lande, in welchen ich mehr gesehen habe, als vielleicht die meisten Europäer, hat diese Ansichten wesentlich verändert. Ich bin kein Verfechter der Sklaverei — es würde mich im Gegentheil freuen, wenn sie von der Erde vertilgt würde, aber ich mag von den Leuten nichts wissen, welche die brasilianischen Sklaveneigner als grausame Ungeheuer schildern. Ich habe eine ziemlich umfassende Erfahrung unter ihnen gemacht, bin aber äußerst selten Zeuge von wollüstigen Grausamkeiten gewesen. Die ganze Gemüthsart der Brasilianer ist dem zuwider. Sie sind träge und lässig und übersehen daher an einem Sklaven Vieles, was Leute von lebendigerem und heftigerem Gemüth streng und unnachsichtlich bestrafen würden. Daher sind die Europäer, bei welchen diese letztere Eigenschaft in höherem Grade vorhanden ist, nicht nur als die härtesten Arbeitsvögte,

sondern auch als die strengsten Bestrafer der Fehler ihrer Sklaven bekannt.

Wie in allen anderen Ländern, so geschehen auch hier in großen Städten mehr Verbrechen als in den Ackerbaubezirken. Die Ursache ist, weil in den ersteren viel leichter starke Getränke zu haben sind als dort. Dennoch sieht man unter der schwarzen Bevölkerung, so dicht sie in Rio de Janeiro auch ist, nur selten Betrunkene. Es war an einem Sonntagsmorgen, als ich auf der Heimkehr in Liverpool ankam, und ich sah hier im Laufe dieses Tages eine größere Anzahl von Betrunkenen in den Straßen, als mir vielleicht kaum während meines ganzen Aufenthalts in Brasilien vorgekommen waren. In den großen Städten ist häufig Strafe nöthig, und der Herr hat die Macht, seine Sklaven zu züchtigen, wie es ihm beliebt. Einige jedoch ziehen es vor, den Verbrecher dem Calabouça zu übergeben, wo er gegen Bezahlung von Seiten der Polizei bestraft wird. Viele Verbrechen, deren Strafe nur in einigen Hieben besteht, sind von der Art, daß ihnen in England Tod oder Verbannung folgen würde; aber man übergibt einen Sklaven nur bei sehr schweren Verbrechen dem öffentlichen Gerichte, da dem Eigenthümer in solchem Falle dessen Dienste entweder ganz, oder doch wenigstens auf lange Zeit verloren gehen.

Auf den meisten Pflanzungen werden die Sklaven gut versorgt, und sie scheinen sich wirklich recht glücklich zu füh-

len. Es ist in der That eine Eigenthümlichkeit des Negers, die wahrscheinlich ihren Grund in seiner sorglosen Gemüthsart hat, daß er sich sehr schnell mit seiner Lage versöhnt. Ich habe in allen Theilen des Landes mit Sklaven Verkehr gehabt, bin aber mit sehr wenigen zusammen gekommen, die es beklagten, aus ihrer Heimat entführt worden zu sein, oder sich dorthin zurücksehnten. Auf einigen größeren Besitzungen, wo ich mich kurze Zeit aufgehalten habe, gab es häufig drei- bis vierhundert, und hätte ich nicht vorher gewußt, daß es Sklaven seien, ich selber würde es nie erkannt haben. Ich sah des Morgens eine Schaar zufriedener und behäbiger Arbeiter aus ihren kleinen, häufig von Gärten umgebenen Hütten kommen und an ihr Tagewerk gehen, von welchem sie des Abends zurückkehren, aber nicht erschöpft und gebeugt von der Härte ihrer Arbeit. Die Hausklaven sind vielleicht noch besser daran als die anderen; sie haben nur leichte Arbeit und werden ohne Zweifel auch besser genährt und gekleidet. Ich habe gefunden, daß die brasilianischen Frauen gegen ihre männlichen und weiblichen Hausklaven im Allgemeinen sehr gütige Herrinnen sind, besonders gegen solche von den letzteren, die als Ammen gedient haben. Auf Besitzungen, wo es an ärztlicher Pflege fehlte, habe ich in dem Krankenhause häufig die Gattin des Eigenthümers als Pflegerin gesehen.

Doch die Sklaven haben verschiedene Neigungen, und berücksichtigen wir die Natur des Negers, die unbestreitbaren

Gebrechen seines Geistes, den Mangel jeglicher Erziehung, das Gefühl seiner Stellung in der Gesellschaft und die Gewißheit, daß er sich nie darüber erheben könne, so darf es uns nicht wundern, wenn es einige darunter gibt, die unruhig, widerspänstig und allen Lastern ergeben sind. Die Uebelgesinnten machen häufige Bestrafungen nöthig, und dieß hat zu der Vermuthung geführt, daß die Peitsche allgemein und ohne Unterschied in Anwendung sei. Will man den Neger in seiner geistigen Fähigkeit dem Indianer gegenüber stellen, so wird man sich in den meisten Beziehungen leicht zu Gunsten des letzteren entscheiden. Es ist kein geringer Beweis von der mangelhaften Geistesbegabung des Negers, daß selbst in entlegnen Theilen des Reiches drei bis vier Weiße einige Hundert Sklaven in vollkommener Unterwürfigkeit halten können. Mit Indianern war dieß niemals zu erreichen, denn auch diese wurden einst als Sklaven benutzt, und an der nördlichen und westlichen Gränze geschieht es heute noch, obgleich das Gesetz es verbietet. Der Indianer ist in seinen thierischen Neigungen weniger entwickelt als der Neger, daher ist er sanfteren Gemüths, kann aber zu gleicher Zeit auch keinen Zwang ertragen.

Charakter und Fähigkeit des Negers sind bei den verschiedenen Stämmen sehr abweichend. Am edelsten sind die aus den nördlichen Theilen Afrika's. Die Sklaven von Bahia sind schwerer zu bändigen als die irgend eines

anderen Theiles von Brasilien, und eben dort haben mehr Versuche zum Aufruhr stattgefunden als anderwärts. Die Ursache liegt auf der Hand; denn fast die ganze Sklavenbevölkerung jenes Theiles stammt von der Goldküste. Männer und Frauen sind nicht nur größer und schöner als die Sklaven von Mozambique, Benguela und den anderen Theilen Afrikas, sondern auch geistig befähigter, was vielleicht seinen Grund in ihrer nahen Verbindung mit dem Mauren und dem Araber hat. Es gibt viele unter ihnen, die Arabisch lesen und schreiben. Sie sind enger unter einander verbunden als die anderen Stämme, und daher auch geheimnißvoller, wenn sie Empörung im Schilde führen.

Ich habe — um diese Beobachtungen zusammenzufassen — seit ich Südamerika verlassen habe, vielfache Gelegenheit gehabt, die Lage des Sklaven in diesem Lande mit der Lage des Coolie auf Mauritius und in Indien und besonders in Ceylon zu vergleichen, und fragte man mich, welcher ich den Vorzug gäbe, so würde ich mich gewiß zu Gunsten der ersteren entscheiden, obgleich ich mich zugleich nicht enthalten könnte, mit Sterne auszurufen: „Dennoch, Sklaverei — dennoch bist du ein bitterer Trank!"

Ein allgemeiner Aufstand der schwarzen Bevölkerung ist in Brasilien ein Gegenstand banger Besorgniß, und nicht ohne Grund, wenn man ihre bedeutende Ueberzahl gegen die Weißen in Betracht zieht. Wäre sie durch eine

allgemeine Uebereinstimmung verbunden, so würde ein solches Ereigniß schon lange stattgefunden haben; bis jetzt aber wurde es noch durch die feindseligen Vorurtheile verhindert, welche unter den verschiedenen Stämmen der Afrikaner herrschen. In den nördlichen und inneren Provinzen ist ihr Ungehorsam bedeutend durch die allgemeine Stimmung eines großen Theiles der freien Klasse ermuntert worden, die meist gemischten Blutes ist und das Joch der Monarchie abzuschütteln und eine republikanische Regierungsform dafür einzuführen strebt — eine Gesinnung, die nicht bloß unter den niederen Klassen herrscht, sondern selbst unter den Beamten, den Geistlichen, den Offizieren des Heeres und den Grundbesitzern, und woraus man schließen kann, daß die Zeit nicht mehr fern sei, wo Brasilien das Schicksal der anderen südamerikanischen Staaten theilen werde. Bei einem solchen Ereigniß wird die weiße Bevölkerung von den gemischten Racen viel zu leiden haben, besonders von denjenigen, in deren Adern afrikanisches Blut fließt; denn es ist zu bemerken, daß die schlimmsten Verbrecher aus eben dieser Klasse hervorgehen, die einen Theil der überlegenen Verstandeskräfte des Weißen geerbt hat, zugleich aber die Arglist und die Wildheit des Schwarzen damit verbindet. Es sind meist Freie, und sie hegen keine Zuneigung zu den Weißen, welche den kleineren Theil der ganzen Bevölkerung bilden. Doch ist zu erwähnen, daß die reicheren Grundbesitzer und Kaufleute, welchen die Wohl-

thaten einer liberalen Erziehung zu Theil geworden sind, und besonders diejenigen, die näher an der Hauptstadt wohnen oder zu den Provinzen längs der Küste gehören, diese Flut der Volksmeinung, die einst fast den Untergang des Reiches drohte, bedeutend gehemmt haben; und viele von denjenigen, die früher republikanische Grundsätze vertraten, sind jetzt die standhaftesten Vertheidiger der constitutionellen Monarchie, indem sie darin die zuverlässigste Bürgschaft für die Sicherheit ihres Lebens und Eigenthumes, für die Entwickelung des Gewerbfleißes und der Hilfsquellen des Landes sehen.

Die gemischten Racen werden in Brasilien mit anderen Namen bezeichnet als in den spanischen Gebieten. Die Abkömmlinge von Europäern und Negern nennt man Mulatten, die von Europäern und eingeborenen Indianern Mameluken, die von Negern und Indianern Caboclos und die von Mulatten und Negern Cabras. Creolen heißen die Abkömmlinge von Negern.

Ich schätze mich glücklich, daß ich kurz nach meiner Ankunft in Rio die Bekanntschaft und Freundschaft einer Familie gewann, welche die entfernteren Theile Südamerika's bereits bereist hatte. Nur derjenige, der Tag für Tag einsam durch die Wälder, in den schattigen Thälern, auf den Gebirgen oder an den wogengepeitschten Ufern eines Landes wie Brasilien wandert, wo Alles neu und fremd ist, nur der kann in vollem Maße den Vortheil

schätzen, in einer Familie willkommen zu sein, die ihre Mußestunden gleichen Bestrebungen widmet. Viele meiner Ausflüge in der Nachbarschaft von Rio wurden in Gesellschaft dieser Freunde unternommen, und ihrer Ortskenntniß verdanke ich einige meiner schönsten botanischen Erwerbungen.

Um einen allgemeinen Begriff von der prächtigen Gegend und den hervorstechendsten Zügen dieses Theiles von Brasilien zu geben, will ich einige dieser Ausflüge zu beschreiben versuchen. Ein Weg längs dem großen Aquaduct ist für die Naturforscher, welche Rio besuchten, stets eine Lieblingswanderung gewesen, und es gibt auch wirklich keinen zweiten in der Nähe der Stadt, der so fruchtbar an Insekten oder Pflanzen wäre. Ich schrieb nach der Rückkehr von meiner ersten Wanderung längs der vollen Strecke des Aquaducts folgende Bemerkungen nieder. Nachdem man das äußerste Ende des ungefähr zwei Meilen langen Laranjeiras-Thales erreicht hat, wird die Ansteigung ziemlich steil. Es war gegen neun Uhr Morgens, und die Sonne, die an einem wolkenlosen Himmel stand, warf mächtige Strahlen herab; eine kurze Strecke aber brachte uns in den kühlen Schatten des dichten Waldes, der die Abhänge des Corcovado bekleidet und durch welchen unser Weg ging. Im Thale sahen wir einige große Bäume des dornenstämmigen Bombax; aber sie waren ohne Laub und Blumen, da fast alle Bäume dieser Klasse nicht aus-

dauernd sind. Auch traten wir unter den Schatten eines großen einsamen Baumes, der über den Weg hängt und unter dem Namen Pao Grande bekannt ist. Es ist der Juquitibá der Brasilianer und der Couratari legalis des Martius. Bedeutend weiter hinauf und an dem Ufer eines Flüßchens, das von den Gebirgen herabfällt, fanden wir mehre seltene Dorstenien und viele köstliche Farnen. Außerdem bereicherten wir unsere Sammlung auch noch mit einigen trefflichen Exemplaren des Baumfarns (Trichopteris excelsa), des ersten dieser Art, den ich bis jetzt gesehen hatte. Die Wälder zeigten alle Merkmale eines tropischen Pflanzenlebens. Der üppige schwarze Boden, der sich seit Jahrhunderten in den breiten Schluchten aus dem abgefallenen Laube u. s. w. gebildet hat, ist mit krautartigem Farn, mit Dorstenien, Heliconien, Begonien und anderen Pflanzen bedeckt, welche Schatten und Feuchtigkeit lieben, und über ihnen erheben sich die schlanken und anmuthigen Baumfarnen und die edeln Palmen, deren lange Blätter vor dem leichtesten Winde erbeben. Aber es sind die riesenhaften Waldbäume selber, welche den mächtigsten Eindruck auf das Gemüth des Fremden machen. Wie tief fühlte ich die Wahrheit der Worte Humboldt's, es zeige sich einem Reisenden, der, aus Europa kommend, zum ersten Male in die Wälder Südamerikas trete, die Natur in einem so überraschenden Anblick, daß er kaum unterscheiden könne, was am meisten seine Bewunderung er=

wecke, ob die tiefe Ruhe dieser Einsamkeiten, ob die einzelne Schönheit und der Gegensatz der Formen oder die Kraft und Frische des Pflanzenlebens. Was zuerst die Blicke fesselt, das ist die Größe der Bäume, ihre Stärke und die Höhe, bis zu welcher sie ihre zweiglosen Stämme erheben. Statt der Moose und Flechten, welche die Stämme und Zweige der Waldbäume gemäßigterer Himmelsstriche bedecken, sind sie hier von den Wurzeln bis zu den kleinsten Zweigen mit Farnen, Aroideen, Tillandsien, Cactus, Orchideen, Gesnerien und anderen Anwuchspflanzen bewachsen. Außerdem sind viele der größeren Stämme von den gewundenen Stängeln der Bignonia und ähnlichen Sträuchen umschlungen, deren Gezweig häufig dick wird und den Baum so sehr bedrückt, daß er in der zu vesten Umarmung endlich eingeht. Diese Waldreben, die nur den Stamm erklimmen und sich durch ihre zahlreichen kleinen Wurzeln halten, ranken sich wieder los, sobald sie die Aeste erreichen, und wo es ihrer viele gibt, gleicht der Stamm einem großen, von seinem Stagen gehaltenen Maste; sie laufen von Baum zu Baum, fallen von den Zweigen auf den Boden herab, winden sich tausendfach verschlungen wieder zu neuen Zweigen empor und machen den Weg durch solche Theile des Waldes sehr schwierig und beschwerlich.

Um Mittag erreichten wir die Fläche, auf welcher das Wasser des Aquaducts aus seiner Quelle geführt wird, und verfolgten sie zwei Meilen aufwärts. Doch

ging unsere Wanderung nur langsam von Statten, da uns fortwährend neue Gegenstände fesselten. An feuchten schattigen Stellen zur Seite des Aquaducts, fanden wir die gewöhnliche europäische Wasserkresse (Nasturtium officinale), eine von den wenigen Pflanzen, die wahrhaft kosmopolitisch sind, und auf den Felsen wuchsen einige europäische Moose, die als alte Bekannte an die Heimat erinnerten. Am Ufer des kleinen Flüßchens gab es zahlreiche Farnen und manche fremdartige Begonien. Während ich einige Moosexemplare sammelte, entging ich noch früh genug einer giftigen Schlange. Ich faßte sie, indem ich eine Handvoll Moos ergriff, das ich aber sogleich wieder von mir warf, als ich sah, was damit verbunden war. Giftige Schlangen sind in der Nähe von Rio de Janeiro nicht ungewöhnlich, doch hört man selten, daß sie Schaden gethan.

Gegen sieben Uhr Abends kamen wir zu der Stelle zurück, wo wir unsere Diener, unsere Pferde und die nöthigen Bestandtheile unserer Mahlzeit verlassen hatten, und nachdem wir diese eingenommen, war es fast Nacht geworden. Da der Weg selbst bei Tage nicht leicht hinabzusteigen war, so würden wir uns vor einer solchen Verspätigung gehütet haben, hätten wir nicht auf Mondschein rechnen können. Während der halben Stunde, die wir warteten, bis der Mond emporstieg, lauschten wir auf die Töne der verschiedenen Thiere, die um diese Zeit thätig sind. Am lautesten macht sich

Grobschmied Frosch; jeder Ton, den er hervorbringt, klingt in das Ohr wie der Schlag eines Hammers auf einen Ambos, und die Töne seiner Verwandtschaft haben eine auffallende Aehnlichkeit mit fernem Kuhgebrüll. Hierzu kommt das Geschrei der Eule, der gellende Gesang der Heuschrecken und das Zirpen des Grashüpfers, die alle zusammen ein höchst unharmonisches Concert bildeten, während die Luft von unzähligen Feuerfliegen erfüllt war.

Als der Mond erschien, brachen wir wieder auf, doch ließen uns die düsteren Wolken und der dunkele Schatten überhängender Bäume von seinem Lichte nicht viel zufließen, und als wir endlich aus dem Walde tauchten, bemerkten wir am Horizonte alle Merkmale eines nahenden Ungewitters. Nach Norden hin thürmte sich eine Masse der schwärzesten Wolken, aus welchen von Zeit zu Zeit hellleuchtende Blitze zuckten. Dieß dauerte fort, bis wir bald nach zehn Uhr die Heimat erreichten, und kaum hatten wir uns gesetzt, als es wüthend zu stürmen und zu regnen begann.

Man genießt von mehren Punkten der Wasserstraße eine reizende Aussicht in das Unterland. Die schönste ist vielleicht die auf den See Rodrigo Freitas. Wir blickten gleichsam durch ein großes Thor; zur Linken liegt der Corcovado mit dichtem Wald von buntfarbigem Laubwerk bedeckt, und zur Rechten die fast senkrechte Stirn eines anderen Berges, der mit einigen Cactusarten und anderen

saftigen Pflanzen bewachsen, aber bis zum Gipfel reich bewaldet ist. Von hier aus erstreckt sich ein langes weites Thal, in dessen Grunde der botanische Garten und weiterhin der See liegt. An dem flachen Ufer des Seees erblickt man mehre Hütten, von bebauten Feldern umgeben. Unmittelbar jenseit derselben schimmert das Meeresufer mit seinem breiten Gürtel von weißem Sand, an welchem sich beständig eine stürmische Brandung bricht, und über Alles hinaus — einige kleine Inseln zur Linken ausgenommen — liegt, vom blauen Himmel begränzt, der südliche atlantische Ozean.

Der Corcovado bietet dem Botaniker eine reiche Ausbeute dar. Seine unteren Theile habe ich häufig besucht, bin aber nur ein einziges Mal bis zu seinem Gipfel hinaufgestiegen. Man ersteigt ihn auf der Nordwestseite, und obgleich der Weg stellenweise etwas steil ist, so kann man ihn doch bis hinauf zu Pferde zurücklegen. Einige Bäume auf den unteren Theilen sind von bedeutender Höhe. Das dichte Unterholz besteht aus Palmen, Melastomaceen, Myrtaceen, Baumfarnen, Croton-Arten u. s. w., und unter diese mischen sich viele schöne krautartige Farnen, Dorstenien, Heliconien und an offneren Stellen einige große Gräser. Nach dem Gipfel hinauf sind die Bäume bedeutend kleiner; zum Crotongeschlecht gehörige Gewächse, sowie auch eine kleine Art des Bambus gibt es in Ueberfluß. Der Gipfel selbst ist eine große Masse sehr grob

geäderten Granits. In den Spalten des Gesteins wachsen einige kleine Arten von Orchideen und eine schöne knollige und scharlachblumige Gesneria. Von diesem Punkte aus hat man eine großartige Rundsicht über die Bai, die Stadt und die Umgegend. Die Temperatur auf dieser Höhe ist so bedeutend gemäßigt, daß man sich einbilden könnte, man sei plötzlich unter eine höhere Breite versetzt. Es wehte ein heftiger Wind, und ehe wir den Gipfel verlassen hatten, wurde dieser in eine jener dunklen Wolken gehüllt, von welchen er gegen Anfang der Regenzeit so häufig verschleiert ist.

Das Ziel eines anderen interessanten Ausfluges, den ich während meines Aufenthaltes in Rio in Begleitung meines Freundes unternahm, war das Tijuca-Gebirge, wo wir uns zehn Tage aufhielten. Statt des geraden Weges von Rio wählten wir den weiteren und schlechtesten längs dem Ufer. Nahe am Meere und ungefähr fünfzehn Meilen von der Stadt erhebt sich der Gavea oder Marssegel-Berg, so genannt wegen seiner viereckigen Gestalt und den englischen Seefahrern unter dem Namen „Lord Hood's Nase" bekannt. Er hat einen flachen Gipfel und erhebt sich zweitausend Fuß über den Meeresspiegel, dem er eine fast senkrecht abhängige Seite zeigt. Wir blieben eine Nacht in dem Hause eines Franzosen, der eine kleine Kaffeepflanzung besitzt. Der Kaffee wird auf der felsigen Abdachung zwischen dem Fuße des Berges und

dem Meere erbaut. Die Lage ist kühl und feucht. Unter dem lockeren Gestein am Fuße des Berges fanden wir schöne Strandmuscheln und am Meeresufer die prächtige Gloxinia speciosa, die jetzt in englischen Treibhäusern so gewöhnlich ist, im reichsten Ueberfluß und in voller Blüthe. Auch wächst hier eine Art wilder Petersilie, und in das Gebüsche windet sich eine neue Art indischer Kresse (Tropaeolum orthoceras, Gardner). Auf der Stirnseite des Berges, mehre hundert Fuß hoch, bemerkten wir eine jener schönen großblumigen Orchideen, die in Brasilien so häufig sind. Wir sahen deutlich ihre großen rosenfarbigen Blumen, konnten sie aber nicht erlangen. Einige Tage später fanden wir sie auf einem Berge in der Nähe und überzeugten uns, daß es Cattleya labiata war.

Der Weg windet sich um den Gavea und endet an einem kleinen Salzwassersee, wo man überfahren muß, da er wegen eines weit hineinragenden hohen Berges nicht umgangen werden kann. Wir fuhren in einem morschen lecken Kanoe über und sahen an den steilen Felsen viele seltene Pflanzen, die wir nicht erreichen konnten. Der Weg nach dem Hause, das uns aufnehmen sollte, führte ungefähr zwei Meilen weit über ein flaches Wiesenland, das sich zum Theil in seinem natürlichen Zustande befand, zum Theil mit Mais, Mandiocca und Bananen bepflanzt war. Wir kamen an mehren Hütten vorüber, die von armen Farbigen, größten Theils Fischern, bewohnt waren. Ehe

wir an den Fuß des Berges kamen, über welchen der Weg nach Tijuca führt, trafen wir auf eine wandernde Gesellschaft kleiner schwarzer Ameisen. Es war eine Heersäule von mehr als sechs Fuß Breite und ungefähr dreißig Ellen Länge, und hieraus mache man sich einen Begriff von ihrer ungeheuren Anzahl. Der Boden war völlig bedeckt von den kleinen Geschöpfen, so dicht waren sie zusammen gedrängt. Die Naturgeschichte der Ameisen ist bis jetzt, besonders in Hinsicht der Aufzählung ihrer Gattungen, nur wenig studirt worden. Sie sind zahlreicher, als die Naturforscher vermuthen. In den Theilen der Wendekreise, wo mehr Feuchtigkeit herrscht, gibt es weder so verschiedenartige Gattungen, noch eine so große Menge von Einzelwesen, wie in den trockneren Bezirken. Ich erinnere mich, während meines Aufenthaltes in Pernambuco an einem einzigen Tage fünf und zwanzig Gattungen gezählt zu haben.

Ehe wir den Berg erstiegen, besuchten wir den Fall des Tijuca, der nur eine kleine Strecke vom Wege entfernt liegt. Ein großer Bach ergießt sein krystallhelles Wasser über zwei sanft sich hinabsenkende, gegen hundert Fuß hohe Felsenmassen und wird unten von einem weiten Becken aufgenommen. Dieser Wasserfall erinnerte mich an jene, die man so häufig in Schottlands waldigen Thälern findet. Nachdem wir hierauf die Berge allmälig erstiegen hatten, erreichten wir in der Dämmerung unsere Herberge. Das

Haus liegt auf einer alten Kaffeepflanzung, die einem brasilianischen Edelmann gehört, war aber damals von mehren jungen englischen Kaufleuten in Rio gemiethet, die hier ihre Feiertage zubrachten, und einem derselben verdankten wir die Erlaubniß, uns einige Tage hier aufzuhalten.

Früh am nächsten Morgen unternahmen wir einen Ausflug nach einem Berge, Namens Pedra Bonita, unmittelbar dem Gavea gegenüber, und besuchten auf unserem Wege dorthin die Kaffeepflanzungen der Frau Moke und des Herrn Lescene. Sie liegen neben einander und galten damals für die beßten bei Rio. Das große Kaffeegelände liegt weiter landwärts an den Ufern des Rio Parahiba. Man pflanzt die Bäume in Zwischenräumen von sechs bis acht Fuß. Diejenigen Pflanzen, welche man mit einem Ballen Erde an der Wurzel aus der Pflanzschule genommen hat, tragen schon im zweiten Jahre, während diejenigen, von welchen man die Erde abgelöst, erst im dritten Früchte bringen und zum großen Theil eingehen. Sie werden, wenn sie ungefähr einen Fuß hoch sind, in den angespülten Boden der Bergabhänge gepflanzt, die man vom Urwald gesäubert hat, aber man läßt sie nicht höher wachsen als zehn bis zwölf Fuß, so daß der Gipfel erreichbar bleibt. So lange die Bäume nicht vollständig tragen, kann ein einziger Neger zweitausend Pflanzen verpflegen, später aber werden ihm nur halb so viel überlassen. Große gesunde Kaffeebäume können acht bis zwölf Pfund geben,

der Durchschnittertrag aber wechselt zwischen anderthalb bis drei Pfund. Die reifen Beeren sind von der Größe und Farbe der Kirschen, und von ihnen kann ein Neger täglich zwei und dreißig Pfund einsammeln. Es gibt alljährlich drei Ernten, der größte Theil der Ernte aber reift während der trockenen Jahreszeit. Man läßt die Beeren auf etwas runderhabenen Tennen an der Sonne trocknen und löst dann die gedörrte Schale entweder in Mühlen oder in großen hölzernen Mörsern. Die in Westindien und Ceylon so gebräuchliche Mühle, womit man die frischen Beeren entschalt, findet man in Brasilien nur selten. Es gibt nichts Schöneres als eine Kaffeepflanzung in voller Blüthe; die Bäume blühen zu gleicher Zeit, aber nur vier und zwanzig Stunden. In der Ferne erscheint eine solche Pflanzung wie mit Schnee bedeckt, und die Bäume haben den köstlichsten Wohlgeruch.

Am Ufer eines Baches, der durch das Thal fließt, in welchem diese Pflanzungen liegen, bemerkten wir einen fast zwanzig Fuß hohen nesselartigen Baum mit einem acht Zoll dicken Stamme, und wir erkannten in ihm eine neue Gattung der Boehmeria (B. arborescens, Gardner). Eine bedeutende Strecke des aufsteigenden Weges war mit bitteren Orangen-Bäumen besetzt, deren Schatten nicht minder angenehm war als ihre Frucht erquicklich; denn obgleich ihr Saft etwas bitter ist, so ist es doch keine unangenehme Bitterkeit. Diese bittere Orangenart scheint hier

sowohl als in vielen anderen Gegenden um Rio wild zu wachsen. Die Brasilianer nennen sie die wilde Orange (Laranja da Terra); aber sie ist jedenfalls nicht einheimisch. Von hier kamen wir zu einem Pfade, wo der Urwald gefällt und durch eine dichte junge Waldung ersetzt war, hauptsächlich aus baumartigen Gattungen des Solanum, des Croton, der Vernonie u. s. w. bestehend, während eine große Anzahl der Cecropia peltata und palmata ihre Gipfel über die andern erhob, schon in weiter Ferne an ihrer weißen Borke, ihren rechtwinkelig aus dem Stamme gewachsenen Aesten und ihren großlappigen Blättern kenntlich, deren schneeige Unterseite, wenn sie vom Winde bewegt werden, dem Baume das Ansehen gibt, als sei er mit großen weißen Blüthen bedeckt.

Nahe am Gipfel des Pedra Bonita liegt eine kleine „Fazenda" oder Meierei, deren Eigenthümer damals den Wald niederschlug, der den Berg bedeckte, und aus den größeren Bäumen Holzkohlen bereitete. Auf einigen eben erst gefällten massiven Stämmen fanden wir ein paar sehr schöne Orchideen. Mehre größere Waldbürger gehörten zu der natürlichen Ordnung der Melastomaceen, Myrtaceen, Compositen und Leguminosen. Die Ersteigung des Pedra Bonita geschieht von der Nordseite. Sobald man aus dem Walde tritt und den Gipfel erreicht, wird man von einer wahrhaft großartigen Aussicht auf die Umgegend überrascht. Es war nahe am Sonnenuntergang und wenig

Zeit zum Pflanzensuchen. Wir sahen jedoch genug, uns zu überzeugen, daß der Pflanzenwuchs auf diesem Berggipfel ganz verschieden von jenem war, den wir auf anderen Bergen in der Nähe von Rio gefunden hatten, da er, wie ich seitdem erkannt habe, schon mehr dem Charakter der Gebirge des Innern sich näherte. Einige Tage darauf machten wir eine zweite Wanderung dahin; bei dieser Gelegenheit aber war der ganze Berg in Wolken gehüllt, und indem sie ein starker Nordwind an uns vorüber trieb, sahen wir ganz deutlich die kleinen Bläschen, aus welchen sie zusammengesetzt waren. Einen großen Theil des Gipfels sahen wir mit der schönen lilienartigen Vellozia candida bedeckt, auf deren Zweigen ein allerliebstes Epidendrum mit rosenfarbigen Blumen wuchs. Außer der Vellozia fanden wir zwei sehr schöne Gattungen der Echites*), eine mit großen veilchenfarbigen Blumen, die andere mit gleichgroßen weißen. Beide athmen einen Geruch wie die gewöhnliche Schlüsselblume, nur etwas stärker. Am Rande eines Abhanges auf der Ostseite prangte, mit ihren großen rosenfarbigen Blumen bedeckt, die prächtige Cattleya labiata, die wir einige Tage vorher auf dem Gavea gesehen hatten.

Als ich im folgenden Jahre bei meiner Rückkehr vom Orgel-Gebirge diesem Punkte einen neuen Besuch machte, war eine bedeutende Veränderung mit ihm vorgegangen.

*) Echites atroviolacea, Stadelm. und E. crassinoda, Gardn.

Der Wald, der früher einen beträchtlichen Theil des Gipfels bedeckte, war gefällt und in Holzkohlen verwandelt, und die kleinen Sträucher und Vellozien, die auf dem nackten Theile wuchsen, waren durch Feuer vertilgt. Der Anbau ist zwanzig Meilen um Rio in so raschem Fortschritt begriffen, daß viele noch vorhandene Pflanzengeschlechter in wenigen Jahren gänzlich vernichtet sein werden, und der Botaniker, der in Zukunft das Land besucht, wird vergebens nach den Pflanzen suchen, welche seine Vorgänger hier gesammelt haben.

Andere Ausflüge nach den Inseln der Bai und nach Juruju ba auf ihrer entgegengesetzten Seite waren nicht minder ergiebig an interessanten Pflanzengattungen. An letzterem Orte sah ich auf trockenen buschigen Hügeln zum ersten Mal die wahrhaft schöne Bugainvillea spectabilis wildwachsend. Sie windet sich zu den Gipfeln der Büsche und Bäume hinan, neben welchen sie steht, und man erkennt sie schon in weiter Ferne an der prächtigen Farbe ihrer Blumen, die sie in größter Fülle erzeugt. Diese sowohl als die nicht minder schöne Bignonia venusta wird in den Vorstädten sehr viel als Zierpflanze benutzt.

Ehe ich Rio verließ, besuchte ich den botanischen Garten und das naturhistorische Museum. Der erstere liegt, wie bereits erwähnt wurde, in einem Thale ungefähr acht Meilen südöstlich von der Stadt. Er ist mehr ein öffentlicher Spaziergang als ein botanischer Garten,

denn außer einigen ostindischen Bäumen und Sträuchern und einigen europäischen Kräutern besitzt er wenig, was ihn zu diesem Namen berechtigen könnte. Von den unzählichen schönen Pflanzen, die im Lande heimisch sind, habe ich nur wenige gesehen. Der europäische Botaniker findet jedoch reichen Ersatz für seinen Besuch in dem Anblick einiger großen Brodfruchtbäume. Auch gibt es dort schöne Zimmet- und Gewürznelkenbäume. In der Mitte des Gartens stehen mehre Gruppen von Bambusrohr mit Stämmen von ziemlich fünfzig Fuß Höhe, die ihm einen entschieden tropischen Charakter geben. Die Allee, die vom Eingange aus hinanführt, ist auf beiden Seiten mit der fichtenartigen Casuarina bepflanzt. Auf einem Stück Land zur Linken dieser Allee stehen die Theepflanzen, die von dem Großvater des jetzigen Kaisers aus China eingeführt wurden. Man glaubte, Brasiliens Klima und Boden würden ihrem Anbau günstig sein, aber der Erfolg des Versuches entsprach nicht den Erwartungen, obgleich die Pflege der Pflanzen und die Zubereitung der Blätter mit diesem Geschäft vertrauten Chinesen übergeben waren. In der Provinz San Paulo hat man einige größere Theepflanzungen angelegt, welche dem Exregenten Feijó gehören und gegen zwanzigtausend Stauden enthalten. Das Erzeugniß wird in Rio verkauft und ist hinsichtlich seines Ansehens kaum von dem chinesischen zu unterscheiden, an Geschmack aber ist es geringer. Man kauft diesen Thee

für denselben Preis; es hat sich jedoch herausgestellt, daß der Pflanzer nicht viel damit gewinnen kann, da die Arbeitslöhne in Brasilien viel höher stehen als in China. Um lohnend zu sein, müßte das Pfund brasilianischen Thees, wie man sagt, fünf Schilling gelten.

Das naturhistorische Museum ist eine Stiftung Johann's des Sechsten. Es gibt jedoch nur einen ärmlichen Begriff von den unermeßlichen Naturschätzen dieses Landes. Man hat, wie bei vielen anderen Museen, mehr Aufmerksamkeit auf die Behältnisse als auf ihren Inhalt verwendet. Die Sammlung befindet sich in einem Gebäude von mäßiger Größe auf dem Campo de Santa Anna. In einem der acht Zimmer, welche dem Besucher offen stehen, sind Kleider, Schmuck und Waffen ꝛc. brasilianischer Urvölker ausgestellt; ein anderes enthält mehre Gehäuse mit schlecht ausgestopften, theils fremden, theils einheimischen Vögeln, wovon nur wenige mit Namen bezeichnet sind; in einem dritten stehen einige Mumiensärge, und aus einem derselben hat man den Körper herausgenommen, in einen Glaskasten gesetzt und von Kopf und Füßen die Binden abgewickelt, so daß diese Theile vollkommen bloß sind. In demselben Zimmer gibt es auch eine sehr spärliche Münzsammlung und einige Gemälde, darunter das lebensgroße Bildniß des Gründers. Ein anderes Gemach enthält ein paar Gehäuse mit Vierfüßlern, besonders Affen. Der interessanteste und reichhaltigste Theil des

ganzen Museums ist eine Mineraliensammlung, die zwei Zimmer einnimmt und meist europäische Proben enthält. Das Museum ist jeden Donnerstag von zehn bis vier Uhr geöffnet und scheint viel besucht zu sein.

Zweiter Abschnitt.

Reise in's Orgel-Gebirge.

Sommerzuflucht englischer Familien. Reise von Piedade nach Magé und Frechal. Ersteigung des Gebirges. Die Urwälder. Herrn March's Pflanzung. Seine Sklaven. Tänze. Der Biß einer giftigen Schlange. Amputation durch den Verfasser. Heilmittel der Eingebornen. Tapirjagd in den Gebirgen. Wilde Thiere, Vögel und Reptilien. Besuch bei einem brasilianischen Fazendeiro. Kaffeepflanzungen. Donna Thereza da Roza und ihre Töchter. Ersteigung der höchsten Gipfel. Pflanzenleben auf diesen Höhen.

Nachdem ich meine Sammlungen — die Ausbeute meines Aufenthalts in der Umgegend von Rio de Janeiro — wohl verwahrt nach England abgesendet hatte, rüstete ich mich zu einem Besuche des Orgel-Gebirges. Die Gipfel dieses Namens gehören zu einer ungefähr sechszig Meilen nördlich von Rio gelegenen Gebirgskette, die, nach verschiedenen Richtungen laufend, sich von Bahia unter dem zwölften Grad südlicher Breite bis nach S. Catharina unter dem neunundzwanzigsten Grade südlicher Breite erstreckt. Der ihnen von den Portugiesen beigelegte Name (Serra dos Orgãos) entstand aus einer eingebildeten Aehnlichkeit der allmälig über einander emporsteigenden

Gipfel mit den Pfeifen einer Orgel. Ungefähr zehn Jahre früher hatte man auf diesem Gebirge, gegen dreitausend Fuß über dem Meeresspiegel, in einem anmuthigen Thale hinter den höheren Gipfeln eine Sommerzuflucht angelegt. Ein Engländer, Namens March, besitzt hier eine Meierei für Pferde= und Maulthierzucht und einen großen Garten, aus welchem der Markt von Rio regelmäßig mit europäischen Küchengewächsen versorgt wird. Auf diesem Besitzthume sind mehre Hütten erbaut, wo die in Rio wohnenden englischen Familien die heißen Monate verleben. Herr March nimmt auch Gäste in sein eigenes Haus, und der Ort ist selten unbesucht. Man legt ein Drittel der Reise zu Wasser zurück, den übrigen Theil auf Maulthieren, die Herr March von seiner Fazenda herabsendet.

Da Herr March zufällig in Rio war, als ich meine Reise in's Gebirge antreten wollte, so brachen wir am vierundzwanzigsten Dezember zusammen auf, zugleich in Gesellschaft einiger englischen Kaufleute, welche die Weihnachtsfeiertage bei ihren Familien zubringen wollten. Es war Mittag, ehe wir die Stadt verließen, und von einem starken Seewind begünstigt, erreichten wir halb vier Uhr den gegen zwanzig Meilen entfernten Landungsplatz Piedade. Das Boot, in welchem wir uns einschifften, gehörte zu einer Klasse, die in dem Hafen sehr gebräuchlich ist und hauptsächlich dazu benutzt wird, Güter nach dem äußersten Ende der Bai und Erzeugnisse des Innern von

dort nach Rio zu führen. Auch bedient man sich ihrer zu Lustfahrten nach den Inseln und den andern Ufern der Bai. Sie heißen Faluas und sind mit sechs Ruderern und einem Steuermanne besetzt, welcher der Patrão genant wird. Die Patrão's sind sehr häufig die Eigenthümer und größtentheils Portugiesen. Ihre Fahrzeuge haben zwei Masten, die beide ein großes Segel tragen; das Hintertheil ist überdeckt und mit Vorhängen verschlossen. Die Neger, aus welchen die Mannschaft dieser Boote besteht, sind meist kräftige Leute. Auf dem einen Doste sitzend, stemmen sie ihre Füße gegen einen anderen und erheben sich bei jedem Ruderschlage, während sie ihre Bewegungen mit einem melancholischen Gesange begleiten.

Wir hatten einen entzückenden Tag gewählt; die Sonne stand glänzend an einem wolkenlosen Himmel, und ein frischer Seewind wehte uns liebliche Kühlung zu. Unser Boot fuhr dicht an der Ilha do Governador vorüber, der größten Insel in der Bai. Sie ist ungefähr acht Meilen lang, aber verhältnißmäßig sehr schmal und nur spärlich bewohnt. Kurz vor meiner Ankunft im Lande hatte hier ein Engländer eine Licht- und Seifenmanufactur errichtet. Die schlammigen Ufer dieser Insel, sowie der ganzen Bai, haben Ueberfluß an Krabben von allen Größen und allen Farben, von fast schwarzen bis zu scharlachrothen. Als ich diese Insel bei einer anderen Gelegenheit besuchte, bemerkte ich in kurzer Zeit gegen acht verschiedene

Gattungen. Sie leben in Familien, indem jede Art eine besondere Colonie bewohnt, und wühlen sich unter dem Schatten und den Wurzeln des Mangelbaumes und anderer strandliebenden Bäume in den Schlamm. Hier war es, wo ich zum ersten Mal scheinbar Austern tragende Bäume sah. Diese Thiere hängen sich, wenn sie jung sind, an den unteren Theil der Stämme und der langen Wurzeln des Mangelbaumes und anderer Bäume, die selbst bis zur Ebbehöhe in das Meer wachsen; aber sie sind klein und unschmackhaft. Außerdem findet man in der Bai noch andere Austern von ungewöhnlicher Größe; einige ihrer Muscheln, die ich sammelte, waren ziemlich einen Fuß lang. Am oberen Ende der Bai liegen mehre kleine Inseln, wovon einige bewohnt sind und den freundlichen Anblick der Bebauung darbieten, während andere fast nur aus Felsenmassen bestehen, in deren Klüften verbuttete Sträucher und eine Art Stachelbirnen wachsen.

In Piedade erwarteten uns Maulthiere von Herrn March's Fazenda, und wir setzten nach einem kurzen Aufenthalte unsere Reise zu Lande fort. Oberst Leite, ein Brasilianer, hat in Piedade, das nur aus einigen zerstreuten Häusern besteht, ein großes Gasthaus errichtet und war damit beschäftigt, auf eigene Kosten einen neuen Weg über das Orgelgebirge anzulegen, der sich an denjenigen anschließen soll, welcher von Porto de Estrella, einem anderen Landungsplatze am oberen Ende der Bai, nach

den Bergdistricten führt. Porto de Estrella ist seither der gewöhnliche Hafen zwischen Rio und dem Innern gewesen; der Oberst aber hegt die Hoffnung, daß sein neuer Weg endlich den Vorzug erhalten werde, da er bedeutend kürzer ist. Als ich nach vier Jahren wieder hierher kam, war das Unternehmen noch immer unvollendet. Der Weg von Piedade nach Magé, einer kleinen ungefähr vier Meilen entfernten Stadt, führt über eine flache, sandige und stellenweise sumpfige Ebene, die mit niedrigen Bäumen und schönen Blüthensträuchern bedeckt ist. Die Hecken waren von zahlreichen Kletterpflanzen umrankt, und darunter befand sich eine kleine schönblumige Jasminart, die einzige, die man bis jetzt als wildwachsend auf dem amerikanischen Vestlande gefunden hat. An feuchten Stellen war Dichorizandra thyrsiflora mit ihren himmelblauen Blüthenähren nicht ungewöhnlich, und die sandigen Stellen waren mit einer großen Cactusart bedeckt, worunter viele Pflanzen der aloeartigen Fourcroya gigantea ihre dreißig bis vierzig Fuß hohen Blüthenstängel erhoben.

Die Stadt Magé liegt ziemlich anmuthig an den Ufern des Magé-assú, eines der vielen kleinen Flüsse, die auf dem Orgelgebirge entspringen und sich in das äußerste Ende der Bai ergießen. Sie hat eine hübsche Kirche und eine Anzahl gut ausgestatteter Kaufläden. Der Fluß ist für kleine Fahrzeuge bis zu acht Meilen von seiner Mündung schiffbar. Magé führt eine bedeutende

Menge von Farinha de Mandiocca (Cassava) nach Rio. Seine niedrige Lage und die Sümpfe in der Umgegend machen es zu gewissen Jahreszeiten sehr ungesund; Wechselfieber sind hier eine gewöhnliche Erscheinung und werden häufig sehr bösartig. Die Entfernung von Magé nach Frechal, wo wir übernachteten, beträgt über vierzehn Meilen. Der Weg war noch immer eben, wand sich aber um viele niedrige, mit Mandiocca-Pflanzungen bedeckte Hügel. Wir begegneten mehren Zügen von Maulthieren, die, mit allerlei Erzeugnissen beladen, aus dem Innern kamen. Der Europäer, der an eine solche Fortschaffungsweise nicht gewöhnt ist, sieht mit Erstaunen, wie viele Thiere hier erforderlich sind, um eine Ladung zu tragen, die in seiner Heimat kaum für ein einziges eine hinlängliche Last sein würde. Es brechen von Rio, Piedade und Porto de Estrella täglich beladene Maulthiere auf, um fünfhundert bis zweitausend Meilen weite Reisen in das Innere zu machen. Sie legen selten mehr als zwölf bis sechszehn Meilen des Tages zurück, und jedes trägt sechs bis acht „Arrobas" von je zwei und dreißig Pfund. Die Ladung bedeckt man mit trockenen Ochsenhäuten, um sie gegen das Wetter zu schützen. Frechal ist ein kleines Dorf, aus einigen vereinzelten Häusern bestehend, und liegt ungefähr zwei Meilen vom Fuße des Gebirges. Wir nahmen unser Nachtquartier in einem öffentlichen Hause (Venda), wo es ein Zimmer zu Beherbergung

von Reisenden gibt. Doch gleicht dieses Gastgemach, da es rings herum mit Betten besetzt ist, eher einem Saale in einem Krankenhause. Man findet hier, was sonst an den meisten anderen Orten dieser Art zwischen Rio und den Bergdistricten nicht eben gewöhnlich ist, zu jeder Zeit einen sehr guten Tisch.

Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch waren wir wieder auf dem Wege. Ungefähr zwei Meilen von Frechal beginnt die Ersteigung des Gebirges. Von hier bis zu Herrn March's Fazenda, die auf einer Höhe von ziemlich dreitausend Fuß über dem Meeresspiegel liegt, sind zwölf Meilen. Der Weg bis dahin ist durchgängig schlecht und stellenweise so steil, daß ihn die Maulthiere nur mühsam erklimmen können. Wer nicht daran gewöhnt ist, auf solchen Wegen zu reisen, die eher dem Bette eines Bergstromes als einem Pfade für Lastthiere gleichen, wird manche Stellen für gänzlich ungangbar halten; aber er wird bald eines Besseren belehrt, wenn er bemerkt, wie die Maulthiere zwar langsam, aber sicher über die schwierigsten Punkte hinweg kommen, besonders wenn man sie ganz sich selber überläßt. Der Weg führt ununterbrochen durch einen dichten Wald, von dessen Pracht man sich keinen Begriff machen kann, wenn man ihn nicht gesehen hat und nicht in seine geheimen Tiefen eingedrungen ist. Die Ueberreste von Urwäldern, die noch in der Nähe der Hauptstadt stehen, treten trotz dem großartigen Eindruck,

den sie auf den erst angelangten Europäer machen, bedeutend in den Hintergrund, wenn man sie mit der riesenhaften Vegetation vergleicht, welche die Abhänge des Orgelgebirges bedeckt. So viel ich zu unterscheiden im Stande war, bestanden die großen Waldbäume aus verschiedenen Arten von Palmen, Lorbern, Feigen, Cassien, Bignonien, Myrtaceen und Melastomaceen. Unter den gemäßigten Himmelsstrichen werden die natürlichen Wälder größtentheils von Bäumen gebildet, die gesellschaftsweise beisammen wachsen; in tropischen Ländern ist es dagegen eine Seltenheit, daß man zwei Bäume von einerlei Gattung neben einander sieht; so groß ist die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Arten. Viele dieser Bäume sind von ungeheuerer Größe, und ihre Stämme und Zweige mit Myriaden jener Pflanzen bedeckt, die gewöhnlich Parasiten genannt werden, aber es in der That nicht sind — nämlich Orchideen, Bromeliaceen, Farnen, Peperomien u. s. w., welche ihre Nahrung aus dem Safte der Borke und aus der erdigen Substanz abgestorbener Moose u. s. w. entnehmen. Um viele Bäume winden sich Kletterpflanzen, deren Stängel häufig dicker sind als die Stämme, welche sie umschlungen halten. Dieß gilt besonders von einer Art wilder Feige, von den Brasilianern Cipó Madator genannt. Sie läuft an dem Baume hinauf, an welchen sie sich angeschlossen hat, und streckt alle zehn Fuß auf jeder Seite eine dicke Ranke aus, die sich vest um den

nächsten Stamm schlingt. Da beide Bäume mit der Zeit an Größe zunehmen, so wird der Druck endlich so groß, daß der stützende Stamm in der Umarmung des Parasiten allmälig abstirbt.

Es gibt noch eine andere Art der wilden Feige, mit ungeheuer hohem und dickem Stamme, welcher die englischen Einwohner wegen mehrer großen, dünnen Hervorragungen am unteren Theile den Namen Pfeilerbaum geben. Diese Hervorragungen beginnen in einer Höhe von zehn bis zwölf Fuß und werden allmälig immer breiter, bis sie den Boden erreichen, wo sie sich mit den großen Wurzeln des Baumes vereinigen. Am Boden sind sie häufig fünf Fuß breit, aber durchgängig nicht mehr als einige Zoll dick. Die verschiedenen Lorberarten sind schöne Bäume. Sie blühen in den Monaten April und Mai, zu welcher Jahreszeit sie die Luft mit dem lieblichen Wohlgeruch ihrer kleinen weißen Blüthen erfüllen. Ihre reife Frucht ist die Hauptnahrung des Jacutinga (Penelope Jacutinga, Spix), eines schönen großen Jagdvogels. Die großen Cassien haben in der Blüthe ein überraschendes Ansehn, und da zu gleicher Zeit auch eine fast gleiche Anzahl großer Bäume der Lasiandra Fontanesiana und einige andere von der Melastoma-Gattung in Blüthe stehen, so bilden die Wälder in der Fülle dieser Blumen fast eine einzige Masse von Gelb und Purpurroth. Mitten unter diesen erheben sich die fleischfarbigen Blumen der Chorisia

speciosa, einer Art Seidenwollenbaumes, mit einem dornenbedeckten, bis zu einer Höhe von dreißig oder vierzig Fuß zweiglosen Stamme von fünf bis acht Fuß im Umfange. Die Zweige bilden dann einen fast halbkugeligen Gipfel, welcher mit seinen tausend schönen, großen, rosenfarbigen Blüthen im Gegensatz zu dem Grün, Gelb und Purpurroth der umstehenden Bäume einen herrlichen Anblick gewährt.

Viele dieser größeren Stämme bilden die Stützen verschiedener Gattungen von Schlingpflanzen, die zu den natürlichen Ordnungen der Bignoniaceen, Compositen, Apocyneen und Leguminosen gehören, deren Stängel häufig eine eigenthümliche Gestalt annehmen. Mehre derselben sind oft zusammengedreht und hangen wie große Seile von den Zweigen der Bäume herab, andere wieder sind flach und zusammengedrückt wie Bänder. Von der letzteren Art habe ich einige gesehen, die gegen sechs Zoll breit, aber nicht mehr als einen Zoll dick waren. Zwei der schönsten Kletterpflanzen sind die prächtige große trompetenblumige Solandra grandiflora, welche die größten Bäume des Waldes mit einer Pracht bekleidet, die ihnen selber nicht eigen ist, und eine überaus schöne, aber sehr gewöhnliche Fuchsia, Fuchsia integrifolia, Cambess. *), die, an

*) Wie ich mich überzeugt habe, identisch mit Fuchsia affinis, Cambess., F. pyrifolia, Presl., und F. radicans, Miers.

alle Baumarten sich schmiegend, häufig eine Höhe von sechszig bis hundert Fuß erreicht und dann in den schönsten Gewinden wieder herabfällt.

Am Fuße des Gebirges besteht das Unterholz hauptsächlich aus Strauchgewächsen, die zu den natürlichen Ordnungen der Melastomaceen, Myrtaceen, Compositen, Solanaceen und Rubiaceen gehören; darunter viele große Arten von Farnenkräutern und einige Palmen. In der Mitte gibt es eine reichliche Anzahl von Palmen und Baumfarnen, letztere zuweilen in einer Höhe von vierzig Fuß. Diese Bäume sind allen anderen Waldbürgern so unähnlich, von so eigenthümlichem, aber dennoch so anmuthigem Ansehen, daß sie stets mehr als alle anderen, selbst die Palmen nicht ausgenommen, meine Aufmerksamkeit gefesselt haben. In einer Höhe von ungefähr zweitausend Fuß findet man eine große Bambusart (Bambusa Tagoara, Mart. *). Die Stängel dieses Riesengrases haben häufig achtzehn Zoll im Umfang und erreichen eine Höhe von fünfzig bis zu hundert Fuß. Sie wachsen jedoch nicht vollkommen gerade, da ihre Gipfel eine anmuthige Krümmung nach unten bilden.

Wir erreichten Herrn March's Fazenda noch an frühem Vormittag. Das Besitzthum umfaßt eine Landstrecke von vierundsechszig Quadratmeilen, wovon der größere Theil noch

---

*) Die Brasilianer nennen sie Taquara.

mit Urwald bedeckt ist. Der gelichtete Theil besteht aus Weideland und mehren kleinen Meiereien zum Anbau von Mais, wälschen Bohnen und Kartoffeln. Von den beiden ersteren zieht man reichliche Ernten, die letzteren aber gedeihen weder so zahlreich noch so gut wie in England. Herr March hat neben seinem Hause auch einen großen Garten, worin er unter der Pflege eines französischen Gärtners mit ziemlich gutem Erfolge fast alle europäischen Früchte und Gewächse zieht. Man sieht hier nebeneinander Weinreben, Pfirsich-, Oliven-, Feigen-, Apfel-, Quitten-, Birnen-, Orangen- und Paradiesfeigenbäume, und mit Ausnahme der beiden letzteren sind alle sehr reich an Früchten. Die Orange und die Paradiesfeige tragen zwar auch, doch kommt ihre Frucht wegen der Kälte selten zur völligen Ausbildung. Die Erdbeere trägt wenig, die Stachelbeere gar nicht. Die Aepfel sind ganz dieselben, wie man sie in England ißt; die Pfirsiche aber sind von geringerer Art und werden theilweise als Schweinefutter benutzt. Dagegen gibt es vortreffliche Feigen. Außerdem zieht man reichliche Ernten von Blumenkohl, Kopfkohl, Spargel, Artischocken, Rüben, Erbsen und Zwiebeln und bringt dergleichen wöchentlich nach der Hauptstadt. Den fruchtbarsten Theil des Besitzthums bildet ein großes Thal zwischen der höheren Kette des Orgelgebirges und einer kleineren, die mit dieser fast parallel läuft; doch hat man auch mehre von den kleineren Thälern bebaut, die sich hinauf nach den

Gipfeln erstrecken und von kühlen klaren Bächen bewässert sind.

In dieser Höhe ist das Klima weit kühler als in Rio, indem der Thermometer in den Monaten Mai und Junius zuweilen kurz vor Tagesanbruch bis auf 32° herabfällt. Der niedrigste Grad, den ich selber beobachtete, zeigte sich am sechsundzwanzigsten Mai früh acht Uhr, wo das Quecksilber 39° angab; den höchsten Stand erreichte es während der sechs Monate, welche ich auf diesem Gebirge zubrachte, am dreiundzwanzigsten Februar, wo das Quecksilber des Nachmittags bis zu 84° stieg. Die heiße Jahreszeit ist auch die Regenzeit, und während der Monate Januar und Februar gibt es fast täglich heftige Gewitter. Sie kommen sehr regelmäßig in der vierten Nachmittagsstunde und lassen, wenn sie vorüber sind, einen erquicklich kühlen Abend zurück. Wie die Berge um Rio, so besteht auch das ganze Orgelgebirge aus Granit. Der angeschwemmte Boden findet sich in den Thälern sehr tief und üppig, und unter diesem liegt derselbe eisenhaltige Thon, der um Rio so häufig ist.

Es war Christtag, als wir ankamen, und wir fanden daher alle Sklaven der Besitzung, ungefähr hundert an der Zahl, mit den neuen Kleidern angethan, die sie am Tage vorher erhalten hatten, zu einem festlichen Tanze vor dem Hause versammelt. Des Abends wurden mehre von denjenigen, die sich am besten aufgeführt, hauptsächlich

Creolen, in die Veranda des Hauses gelassen, und ich hatte nun die beßte Gelegenheit, ihre Tänze zu beobachten, wovon einige nicht gerade von der feinsten Natur waren. Am meisten gefiel uns noch eine Art Mimentanz folgenden Inhalts. Ein junger Mann beginnt vor der Thüre eines Hauses, das einem Padre (Geistlichen) gehört, zu tanzen und seine Viola, eine Art Guitarre, zu spielen. Der Padre hört den Lärm und schickt alsbald einen Diener hinaus, um zu erfahren, was vorgeht. Dieser findet den Musikanten, der nach seiner eigenen Musik tanzt, und fragt ihn im Namen seines Herrn, was diese Störung zu bedeuten habe. Der Musikant erwidert ihm, daß er durchaus keine Störung mache, sondern nur einen neuen Tanz aus Bahia versuche, den er am vorigen Tage in dem Diario gesehen habe. Der Diener fragt, ob es ein hübscher Tanz sei. „O, sehr hübsch," erwidert der Andere — „willst Du ihn nicht versuchen?" Der Diener klatscht in die Hände, ruft: „Der Padre gehe schlafen!" und schließt sich augenblicklich dem Tanze an. Derselbe Auftritt wiederholt sich, bis des Padres sämmtliche Diener, Männer, Weiber und Kinder, gegen zwanzig Personen, alle zusammen vor dem Hause sich im Tanze drehen. Zuletzt erscheint dann, voll Wuth, der angebliche Padre in einem großen „Poncho" oder Oberkleid, einem breitrandigen schwarzen Strohhut und einer langbärtigen Maske, und fragt, was dieß für ein Lärm sei, der ihn hindere, sein

Abendbrod zu verzehren. Der Musikant erzählt ihm dieselbe Geschichte, die er seinen Dienern erzählt hat, und weiß ihn nach vieler Ueberredung dahin zu bringen, daß auch er sich unter die Tanzenden mischt. Er tanzt nun mit demselben Eifer wie die Anderen, aber die günstige Gelegenheit wahrnehmend, zieht er plötzlich eine Peitsche unter seinem Rocke hervor und peitscht die ganze Gesellschaft zum Gemache hinaus.

Es herrscht auf dieser Besitzung eine strengere Zucht unter den Sklaven, als auf allen anderen von gleicher Größe, die ich in Brasilien besucht habe; aber die Sklaven haben zu gleicher Zeit auch eine sehr sorgliche und freundliche Behandlung. Für die Kranken gibt es ein Spital, und Herr Heath, der Verwalter des Besitzthums, hat eine nicht unbedeutende Erfahrung in der Behandlung der unter den Negern vorkommenden Krankheiten.

Obgleich es nicht so viele Arten giftiger Schlangen in Brasilien gibt, als selbst die Einwohner vermuthen, so werden doch die Sklaven, die in den Pflanzungen beschäftigt sind, nicht selten von ihnen gebissen. Mir sind auf meiner ganzen Reise in Brasilien nicht mehr als ein halbes Dutzend Gattungen vorgekommen, welche Giftzähne hatten; doch sind einige derselben allerdings sehr zahlreich an Individuen. In der Provinz Rio und in den südlichen Provinzen ist die Jararáca (Bothrops Neuwiedii, Spix), eine Gattung, die fast mit jener verwandt ist, zu welcher

die Klapperschlange gehört, vielleicht die gewöhnlichste. Sie mißt, vollkommen ausgewachsen, in der Regel sechs Fuß, und man findet sie häufig in Pflanzungen und an buschigen, rasigen Stellen am Saume von Wäldern, aber vielleicht niemals in dichten Wäldern selber. In den mittlen und nördlichen Provinzen gibt es eine ächte Klapperschlange (Cascavel), die aber höchst wahrscheinlich zu einer von der nordamerikanischen verschiedenen Gattung gehört. Am Tage vor meiner Ankunft auf Herrn March's Fazenda war eine seiner Sklavinnen, ein junges Weib von ungefähr zwei und dreißig Jahren und Mutter von vier Kindern, beim Maisjäten auf einer acht Meilen entfernten Pflanzung von einer Jararáca in die rechte Hand gebissen worden. Der Unfall begegnete ihr gegen acht Uhr Morgens, und sie kehrte augenblicklich nach Hause zurück, mußte aber vor Schmerz und Erschöpfung auf halbem Wege liegen bleiben. Sie erzählte, daß sie in diesem Augenblicke großen Durst empfunden hätte. Da zufällig einige Sklaven in der Nähe waren, so eilte einer von ihnen zu Herrn Heath, und als dieser ankam, fand er den Arm bereits angeschwollen bis zur Schulter, unter welcher er einen Verband anlegte. Aus einer benachbarten Hütte erhielt er Hirschhorngeist, wovon er etwas auf die Wunde legte und dem Weibe ungefähr einen Theelöffel voll in Wasser zu verschlucken gab. Hierzu ließ er ihr noch, da sie bedeutendes Fieber hatte, ungefähr ein Pfund Blut ab, worauf sie matt wurde.

Man brachte sie alsdann nach der Fazenda und gab ihr zwei Gran Kalomel und eine Stunde später eine große Dosis Ricinusöl.

Als ich sie am folgenden Tage zu sehen bekam, klagte sie noch immer über quälenden Schmerz in der Hand und im Arme, und um diesen zu lindern, wurde ein Leinmehlumschlag aufgelegt. Der Puls schlug voll, hundertdreißig Mal, und so wurde am anderen Arme ein zweites Pfund Blut abgelassen. Am nächsten Tage zeigte sich auf dem Rücken der Hand und über dem Handgelenk eine Anzahl kleiner Bläschen, aus welchen, als sie geöffnet wurden, eine wässerige Flüssigkeit floß. Die folgenden zwei Tage hatte sie noch viel Schmerz zu ertragen, zu dessen Linderung man fortwährend Umschläge machte. Es bildeten sich noch mehr Bläschen, und in der Nähe des Bisses schälte sich die Oberhaut. Als am Morgen des vierten Tages der Umschlag abgenommen wurde, war aller Schmerz vorüber, aber ich fand bei sorgfältiger Untersuchung, daß der kalte Brand hinzugekommen und unterhalb des Handgelenks schon Alles abgestorben war. Der Zustand des Armes hatte alle Anzeichen, daß der Brand sich verbreitete. Bei einem Schnitt in den lebenden Theil über dem Handgelenke quoll ein stinkendes weißliches Wasser hervor, und indem ich den Arm zwischen den Fingern drückte, fühlte ich die Luft, die sich unter den Deckhäuten gebildet hatte. Es gab kein anderes Mittel, sie zu retten, als Ablösung des Gliedes, und ich war

sogleich entschlossen, dieselbe vorzunehmen. Herr Heath leistete mir trefflichen Beistand, und in vierzehn Tagen war der Stummel fast geheilt, und die Kranke ging wieder im Zimmer umher. Vier Jahre später sah ich sie wieder, und ihr allgemeiner Gesundheitszustand hatte nicht im Mindesten gelitten, aber sie war äußerst reizbar und mürrisch geworden.

Weder die Eingeborenen noch die Einwohner besitzen ein Mittel gegen Schlangenbisse, auf welches sie unbedingtes Vertrauen setzten; denn sie wendeten sich sehr häufig an mich, nachdem ihre eigenen Hilfmittel gänzlich erschöpft waren. Bei einem Unfall dieser Art wird der Kranke, besonders im Innern des Landes, gewöhnlich der Behandlung sogenannter „Curadores" übergeben, die ihre Heilmittel mit vielen geheimnißvollen Cermonieen anwenden. Das Erste, was der Curador thut, besteht darin, die Wunde auszusaugen, und es ist dieß, wenn es sogleich geschieht, nächst Ausschneiden und Ausbrennen, meiner Meinung nach das Beßte. Der Kranke wird hierauf in ein finsteres Gemach gebracht und sorgfältig gegen Luftzug verwahrt. Zu den Heilmitteln, die sie für die wirksamsten halten, gehören die in Minas und den anderen inneren Provinzen wohlbekannte Schwarzwurzel (Raiz Preta) und die Schlangenwurz (Raiz de Cobra). Letztere ist die Wurzel eines gewöhnlichen Strauches, der unter dem Namen Chiococca anguifuga den Botanikern jetzt all=

gemein bekannt ist. Sie hat einen durchdringenden, unangenehmen Geruch, fast wie der gewöhnliche Baldrian, und es werden Decocte davon dem Kranken theils zu trinken gegeben, theils als Umschläge auf die Wunde gelegt. Die Raiz Preta wirkt als heftiges Brech- und Abführmittel und erzeugt reichliche Ausdünstungen, und wenn sie auf diese Weise ihre volle Wirkung äußert, so gilt dieß als ein günstiges Zeichen der Genesung. Außer diesem Mittel gibt es noch viele andere. Die giftigen Schlangen haben gewöhnlich einen unangenehmen Bisamgeruch, und es herrscht bei dem Volke die Meinung, daß jede ähnlich riechende Pflanze ein unfehlbares Mittel gegen ihre Bisse sei.

In Fernambuco fand ich die seltsame Heilart im Gebrauch, dem Kranken so viel Rum zu geben, bis er völlig betrunken war, und man behauptet, daß dieß häufig den beßten Erfolg habe. Von dem wunderlichsten Verfahren aber, das mir jemals vorgekommen, unterrichtete mich ein Meier (Fazendeiro), der mich auf meiner Rückkehr aus dem Gebirge nach Rio begleitete. Drei Tage vor seinem Aufbruch von seinem Besitzthum, so erzählte er, sei einer seiner Ochsen von einer Jararáca ins Bein gebissen worden; doch da er augenblicklich sein Heilmittel gebraucht, so sei das Thier bald wieder so gesund gewesen wie die anderen. Dieses Heilmittel besteht in folgendem bekannten lateinischen Akrostichon oder Zauberspruche, wie er es nannte:

S A T O R
A R E P O
T E N E T
O P E R A
R O T A S.

Jede Zeile wird besonders auf ein Papierstreifchen geschrieben, und dann alle fünf, wie Pillen zusammengerollt, so schnell als möglich dem gebissenen Menschen oder Thiere gereicht. So gab er mir auch ein eben so lächerliches Heilmittel gegen die Trunkenheit. Man legt ein Stück Brod unter die Achselgrube eines Sterbenden und läßt es da liegen, bis er völlig todt ist. Von diesem Brode — so versicherte mein Fazendeiro — braucht man denjenigen, die der Völlerei ergeben sind, ohne ihr Wissen nur ein kleines Theilchen beizubringen, um die vollständigste Heilung zu bewirken.

Catesby bemerkt, daß in Nordamerika der Biß einer Klapperschlange in weniger als zwei Minuten den Tod zur Folge habe; in Brasilien soll es nicht viel anders sein, doch sind mir selber keine Fälle vorgekommen, wo er eher als innerhalb zehn bis zwölf Stunden erfolgte. In den Fällen, wo das Gift eine so schnelle Wirkung äußert, muß es so stark sein, daß es augenblicklich alle Nerventhätigkeit hemmt; in jenen, wo der Kranke einen oder mehre Tage hinbringt, wird der Tod gewöhnlich durch Entzündung und Absterben des unter der Haut befindlichen Zellgewebes

herbeigeführt. Ich bin auf meinen Reisen durch das Innere häufig mit Leuten zusammengekommen, die von heftigen Schlangenbissen wieder genesen waren, aber sie befanden sich fast alle in sehr hinfälligem Zustande und litten meist an schwärenden Gliedern. Ich muß daher nach dem, was ich gesehen habe, offen bekennen, daß ich zu keinem Mittel, das beim Schlangenbiß als specifisch wirken soll, mag es äußerlich oder innerlich angewendet werden, sonderliches Vertrauen habe. Natürlich will ich hiermit nicht die Mittel gemeint haben, die man gewöhnlich zur Verminderung der Entzündung und des Fiebers anwendet, da man diese unter keinerlei Behandlungsweise vorenthalten kann. Ein Verband über der Wunde, augenblickliche Einschnitte in die Wunde selber und Anwendung eines Schröpfglases, das in der Gestalt eines Weinglases fast immer bei der Hand ist, sind jedenfalls zuverlässiger als irgend ein anderes äußeres Mittel.

Meine erste längere Reise in den hiesigen Urwald machte ich in Gesellschaft des Herrn Lomonosof, russischen Gesandten am brasilianischen Hofe, und des Herrn Heath. Herr Lomonosof wünschte hauptsächlich einer Tapir- (Anta-) Jagd beizuwohnen, da dieses Thier auf diesem Gebirge sehr gewöhnlich ist. Der Tapir ist der größte südamerikanische Vierfüßler, doch nicht größer als ein sechs Monate altes Kalb, aber mit kürzeren Füßen versehen. Wir verließen die Fazenda gegen halb sieben Uhr des Morgens

und gelangten drei Meilen nördlich in den Wald. Vier Neger waren unsere Begleiter, und wir hatten uns außer unseren Flinten und sechs guten Hunden auf zwei Tage mit Lebensmitteln versehen. Die ersten anderthalb Meilen war der Weg erträglich, indem er durch einen Wald schöner Bäume führte, wo es mit Ausnahme junger Palmen, wovon unsere Schwarzen, die uns den Weg bahnten, Hunderte niederschlugen, nur sehr wenig Unterholz gab. An den Ufern eines Flusses, Namens Imbuhy, den wir, in dem Thale hinaufziehend, mehrmals zu überschreiten hatten, gewann ich mannigfache Beiträge zu meinen botanischen Sammlungen. Der beschwerlichste Theil unseres Weges war ungefähr eine Strecke von einer halben Meile, die wir uns durch einen dichten Bambuswald bahnen mußten. Hierauf kamen wir auf die Fährte eines Tapir. Sie war gegen zwei Fuß breit, gut gebahnt und hatte Fußspuren des Thieres, die jedoch schon mehre Tage alt waren. Dieser Pfad führte uns durch einen dicht bewachsenen Theil des Waldes nach einem minder dichten, wo es weniger große Bäume, aber desto mehr Strauchwerk und große krautartige Pflanzen gab. Von hier aus führten mehre Pfade nach einem tiefen Becken im Flusse, wohin der Tapir wahrscheinlich zum Trinken und Baden ging. Während Herr Heath es versuchte, die Hunde auf eine frische Fährte zu bringen, beschäftigte ich mich mit Einsammlung einiger seltenen Pflanzen, die an dem abhängigen

Ufer standen. Es fing an zu regnen, und da die Hunde nicht auf die Spur gegangen waren, so setzten wir aufs Neue über den Fluß und zogen eine Meile weiter das Thal hinauf. Von hier lief einer unserer Hunde einer Spur nach, kehrte aber nach einer Viertelstunde zurück, ohne etwas aufgejagt zu haben. Es war jetzt ziemlich vier Uhr Nachmittags, und der Regen wurde allmälig immer heftiger; wir suchten daher nach einem passenden Lagerplatz für die Nacht, da die Fazenda zehn Meilen entfernt lag und Herr Lomonosof viel zu müde war, als daß er hätte zurückkehren können. Der Platz, den wir wählten, lag unter dem Schatten einiger großen Bäume, neben welchen in Ueberfluß die kleine Kohlpalme (Euterpe edulis, Mart.) wuchs, deren gipfelständige Knospe bei den Brasilianern ein beliebtes Gemüse ist. Es war bald eine Hütte erbaut und dicht mit den Blättern dieser Palme überdeckt. Anfänglich wurden wir entsetzlich von Mosquitos und einer kleinen Sandfliege gepeinigt, aber sie verschwanden, als vor unserer Hütte ein großes Feuer loderte. Auf den Boden gebreitete Palmblätter bildeten unsere Betten und ein kleiner Holzblock war unser Kopfkissen. Es regnete die ganze Nacht hindurch, doch ohne daß wir davon zu leiden hatten. Bei Tagesanbruch rüsteten wir uns zur Heimkehr, da der Regen noch immer fortdauerte. Mich ergetzte die Art und Weise, wie unsere Neger ihr Frühstück kochten. Sie bedienten sich dazu eines Topfes

der aus einem Stück dicken Bambusrohres gefertigt war, und dessen Boden aus der Theilung eines Gelenkes bestand. Er wird aufrecht über das Feuer gesetzt und kann nicht durchbrennen, so lange er Wasser enthält. Nach einem kleinen Frühstück traten wir den Heimweg an; doch ehe wir noch aus dem Walde kamen, war Herr Lomonosof, der wenig an's Jägerleben gewöhnt war, so erschöpft, daß er nur mit Mühe den Ort erreichte, wo die bestellten Pferde warteten.

Die Thiere, welche die ungeheueren Wälder des Orgelgebirges bewohnen, sind vielleicht eben so mannigfaltig wie die Gattungen der Pflanzenschöpfung. Die Unze oder der Jaguar (Felis Onça) war früher sehr gewöhnlich, jetzt aber geschieht es nur selten, daß man bei Nacht sein Geschrei hört oder daß Rinder und Schafe von seiner Raubgier zu leiden haben. Die schwarze Gattung, welche die Brasilianer Tiger nennen, ist noch seltener. Dagegen sind die Wälder sehr reich an einer schönen Art der wilden Katze (Felis pardalis). Affen gibt es in Ueberfluß. Des Morgens hallen die Wälder von dem unheimlichen Geschrei des Barbado (Mycetes barbatus) wieder. Dieses Thier ist von der Größe eines gewöhnlichen Hundes und lebt in sehr zahlreichen Schaaren. Das graue Aeffchen, so gewöhnlich in den Wäldern der nördlichen Provinzen, ist hier nicht zu finden; dagegen gibt es hier eine andere und vielleicht noch schönere Gattung, den Jaccus

auritus *). Er unterscheidet sich von allen anderen Arten durch seine fast durchaus schwarze Farbe und die Pinsel von langen weißen Haaren, die aus seinen Ohren hervorstehen. Das Faulthier (Acheus Ai) findet man ebenfalls zuweilen; es lebt vorzugsweise von den Blättern der Cecropia peltata. Das Exemplar, das ich eine Zeit lang in der Gefangenschaft hielt, war furchtsam und mürrisch. Es hat, wie die meisten anderen Thiere, bei welchen das Gehirn im Verhältniß zur Entwickelung ihres Nervensystemes nur klein ist, ein sehr zähes Leben. Obgleich träger in seinen Bewegungen als die meisten anderen Vierfüßler von derselben Größe, springt es doch mit bedeutender Schnelligkeit von Zweig zu Zweig, sich dabei stets mit Beinen und Füßen anhängend.

In dem Flusse, welcher durch das Thal fließt, ist die brasilianische Otter (Lutra Brasiliensis) und die Capybara (Hydrochaerus capybara) noch immer nicht ausgestorben. Ein hübscher kleiner Hirsch (Cervus nemorivagus) und die beiden Arten des in allen, zwischen den Wendekreisen liegenden Theilen Südamerikas so gewöhnlichen Bisamschweines (Dicotyles labiatus und torquatus) sind ein Wild, das die Jäger häufig in die Wälder lockt. Eine Art Opossum, der „Gamba" (Didelphis Azarae), ist eine eben solche Pest für den Hühnerstall,

---

*) Von den Brasilianern Sagni genannt.

wie in Europa der Fuchs. Er hat ein äußerst zähes Leben und steht wieder auf und läuft davon, wenn man ihm jeden Knochen zerschlagen zu haben glaubt. Nicht ungewöhnlich sind ein Armadill (Tatusia peba) mit sehr wohlschmeckendem Fleische und ein langschwänziges Stachelschwein (Sphigurus spinosus); beide wühlen im Boden. Der große Ameisenbär (Myrmecophaga tamandua) ist zwar selten, doch kommt er vor. Unter den Affen hüpft häufig ein kleines braunes Eichhörnchen in den Zweigen der Bäume.

Außer den zahlreichen Fliegenschnäppern und anderen kleinen Vögeln, den wilden Tauben, den Papageienschaaren, den Habichten, Eulen und den verschiedenen Arten des Tucan, die sich durch ihre prächtigen Farben und ihre großen Schnäbel auszeichnen, gibt es mehre größere, welchen von den Jägern viel nachgestellt wird. Es sind dieß der Jacu, der Jacutinga, der Jacubemba, der Jacuassu, sämmtlich zum Hühnergeschlecht gehörige Vögel, zwei Arten der Wachtel, der Macuco (Tinamus macuco), der Inhambù (Pezus niamba) und endlich ein Rebhuhn (Perdix Guianensis), das Capoeira der Brasilianer. Von Reptilien gibt es verschiedene Schlangen, darunter viele von sehr schönem Farbenspiel, unzählige Gattungen von Eidechsen und ungeheuere Schaaren von Kröten und Fröschen aller Größen, von der kleinen Laubgattung, die nicht mehr als einen Zoll lang ist, bis zu den Sumpf-

fröschen, die fast groß genug sind, einen Hut zu füllen. Ehe man sich an die Töne gewöhnt hat, die sie besonders vor Regenwetter hervorbringen, wird man fast davon betäubt. Den Tag über schwärmen prächtige Schmetterlinge aller Farben in der Luft, die bald von Blume zu Blume fliegen, bald schaarenweise sich auf die feuchten Sandufer der Sümpfe oder kleinen Flüsse niederlassen; an den Aesten der Bäume hangen große Wespennester, und häufig sind kleinere unter den Blättern und Zweigen der Büsche verborgen, deren Bewohner, wenn sie gestört werden, an dem unglücklichen Eindringling eine schnelle Strafe vollziehen. An offenen Stellen sind Blätter und Blumen der Büsche mit Diamanten- und anderen Käfern besäet, und während der Nacht ist die Luft mit Feuerfliegen von verschiedenen Größen angefüllt, so daß man glauben könnte, die Sterne vom Himmel seien herabgefallen und irrten nun ohne Ruhestatt umher.

Während meines Aufenthalts auf Herrn March's Fazenda besuchte ich häufig einen Brasilianer, Namens Joaquim Paulo, der zehn Meilen davon ein kleines Besitzthum hat. Meinen ersten Besuch machte ich mit Herrn Heath, und da es ziemlich Mittag war, als wir anlangten, so wurden wir zu Tische geladen. Diese Einladung kam mir nicht unerwünscht, denn sie gab mir Gelegenheit, die innere Haushaltung eines brasilianischen Landhauses kennen zu lernen. Das Mittagsmahl war kräftig und sauber, doch

war jedes Gericht nach Landesbrauch bedeutend mit Knoblauch gewürzt. Den Tisch bedeckte reines Linnen; auf einem Ende desselben lag ein Haufen gemahlener Cassavawurzel (Farinha de Mandiocca), auf dem anderen ein Haufen Maismehl (Farinha de Milho). Auf einem dieser Haufen stand ein großes Gericht gekochter Bohnen (Feijõens) mit einem Stück Schweinefleisch (Toucinho), auf dem anderen ein Gericht von gebratenem Geflügel; auch hatten wir gebratenes Schweinefleisch und Blutwurst. Von diesen Gerichten und Haufen nahm sich Jeder selbst. Als Gemüse gab es ein Gericht von der Kohlpalme (Euterpe edulis), das äußerst weich war und fast wie Spargel schmeckte. Während der Mahlzeit wurde Jedem von uns ein Becher portugiesischen Weines gereicht und zum Schluß verschiedenes Zuckerwerk aufgetragen. Außer uns selber saß nur der Wirth mit zweien seiner Söhne an dem Tische. Seine Frau und seine Töchter bekam ich erst zu sehen, nachdem ich sein Haus schon mehrmals besucht hatte. Die beiden Mädchen waren ziemlich hübsch, konnten aber weder lesen noch schreiben. Der Vater wollte es ihnen nicht lehren lassen, weil er fürchtete, sie möchten Romane lesen und Liebesbriefe schreiben. Er selber war ein eingefleischter Jäger und trefflicher Schütze und hatte schon mehr Tapire erlegt als irgend Jemand in der Umgegend.

Auch besuchte ich gelegentlich eine ungefähr fünfzehn Meilen von Herrn March's Fazenda entfernte Kaffeepflanz-

ung, Namens Constantia, die einem Herrn de Luze, einem Schweizer, gehörte, der schon seit vielen Jahren im Lande lebt. Sie liegt in einem flachen, von abhängigen Bergen umgebenen Thale und ist einer der lieblichsten Punkte, die ich je gesehen habe. Es gibt in der Nähe noch zwei andere Kaffeepflanzungen, welche Deutschen gehören, aber sämmtliche Besitzer sind zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie zu einem erfolgreichen Kaffeebau eine zu hohe Lage gewählt haben. Seitdem hat Herr de Luze sein Besitzthum an Herrn March verkauft und ein größeres in einer schönen Kaffeegegend an den Ufern des Rio Parahiba erworben. Unter der Breite von Rio gedeiht der Kaffee nicht höher als nur bis zu zwei tausend Fuß Meereshöhe. Auf Herrn March's Besitzung fehlt es dem Baume zwar nicht an Wachsthum, aber seine Frucht kommt nie zur gehörigen Reife.

Das Ziel meines weitesten Ausflugs, den ich unternahm, war eine Besitzung, zwanzig Meilen nördlich von der Fazenda. Mitte April erhielt Herr Heath von der Besitzerin, Dona Rita Thereza da Roza, eine Zuschrift, worin sie ihn bat, sie in meiner Begleitung zu besuchen, um ihre kleine Tochter zu sehen, die einige Tage vorher an Schlagfluß und Lähmung erkrankt war. Wir hatten unsere Abreise für den nächsten Tag bestimmt; da aber heftiges Regenwetter eintrat, so verschoben wir sie auf den nächstfolgenden. Herrn March's Wohnhaus lag am Süd-

ende seiner Besitzung, wir mußten sie daher in ihrer ganzen Ausdehnung — eine Strecke von acht Meilen — durchschneiden. Hierauf führte unser Weg über einen sehr hohen und steilen Berg, dessen aus einer Art rothen Lehms bestehender Boden in Folge der Regengüsse so schlüpfrig geworden war, daß unsere Maulthiere nur mühsam hinaufkamen. Der Abhang auf der anderen Seite war nicht minder beschwerlich. Von hier ritten wir meist durch große Maispflanzungen, deren Frucht fast zur Ernte reif war, und an feuchten flachen Stellen durch mehre kleine Reisfelder. Als wir im Hause der Dame anlangten, vernahmen wir, daß ihre Tochter bereits am Abend vorher gestorben war. Man zeigte uns die Leiche, die in einem Sarge in einer hübschen, zu dem Besitzthum gehörigen Kapelle lag, wo sie begraben werden sollte, sobald der Padre anlangte, der aus einer Entfernung von acht und vierzig Meilen kam und stündlich erwartet wurde. Das Kind war erst acht Jahre alt, aber schon lange kränklich gewesen. Wir mußten zu Tische bleiben, und da sich viele Verwandte und Nachbarn versammelt hatten, so befanden wir uns in einer ziemlich großen Gesellschaft. Ehe die Tafel angerichtet war, schaukelte sich die älteste Tochter, ein ziemlich einfaches Mädchen, in einer Hängematte, die in einem Winkel des Speisezimmers hing. Als Beispiel, wie zeitig in Brasilien die Frauen sich verheirathen, will ich erwähnen, daß die Wirthin uns erzählte, sie sei in

ihrem zehnten Jahre schon Gattin, in ihrem elften schon Mutter gewesen. Sie war jetzt fünf und vierzig Jahre alt und hatte nicht weniger als fünf und zwanzig Entbindungen, darunter zehn Fehlgeburten gehabt. Wir wurden sehr freundlich aufgenommen, und die Hausfrau sprach für meinen Besuch ihren Dank aus.

Da sich das Orgelgebirge bis zu einer Höhe von viertausend Fuß über Herrn March's Wohnhaus erhebt, so war es schon lange mein Wunsch gewesen, einige Tage auf den hohen Gipfeln zuzubringen, um Sammlungen von ihren Pflanzenerzeugnissen zu machen. Die einzigen Botaniker, die bereits vor mir Herrn March's Besitzthum besucht hatten, waren der berühmte Langsdorff, russischer General-Consul in Brasilien, Burchell, der afrikanische Reisende, und ein Deutscher, Namens Lotzky. Der Erste hatte zwölf oder dreizehn Jahre vor mir, während eines Aufenthalts von einigen Wochen, das Pflanzenleben in der Umgegend der Fazenda untersucht; Burchell verweilte sechs Wochen, neun oder zehn Jahre früher, und Lotzky nur zwei bis drei Wochen, ungefähr fünf Jahre später. Keiner von ihnen botanisirte weiter als bis zur Höhe von Herrn March's Fazenda, und dieser Umstand machte mich um so begieriger, ein Feld zu erforschen, das so viel Neues versprach. Ich hatte die erste Hälfte des April zu diesem Ausfluge bestimmt, der ganze Monat war aber so naß, daß ich die Ausführung meines Planes verschieben mußte.

Der Mai war freundlicher, und so trat ich denn am Morgen des sechsten, von vier Negern begleitet, meine Reise an. Einer dieser Neger, „Pai Felipe," ein ungefähr sechszig Jahre alter Creole, diente als Führer. Er war nicht nur als Schwarzer, sondern auch für sein Alter einer der behendesten Menschen, die ich je gekannt habe, und von Kindheit auf an die Wälder gewöhnt, gehörte er zu den beßten Jägern des Besitzthums. Die anderen drei waren mit unserem Reisebedarf beladen und sollten auf dem Heimwege meine Sammlungen tragen helfen. Wir gelangten eine Stunde von March's Wohnung in den Wald, und unser Weg führte für diesen Tag fast gerade nach Westen. Zwei Jahre früher war ein englischer Kaufmann von Rio aus bloßer Neugier bis auf einige Hundert Fuß zum Gipfel gestiegen und dabei von demselben alten Creolen geführt worden. Einige Meilen weit konnten wir den Weg verfolgen, den er gebahnt hatte; aber das schnelle Wachsthum des Bambus und des Gesträuches machte unser Fortkommen eben so beschwerlich, als wäre hier nie ein Pfad gewesen. Es ging nur langsam vorwärts, da einer von den Schwarzen vorausgehen mußte, um den Weg zu bahnen. Einige Bambus waren von ungeheurer Stärke; ich maß mehre, die gegen sechs Zoll im Durchmesser hatten, und ihre Höhe konnte kaum weniger als achtzig bis hundert Fuß betragen. Die zwischen den Gelenken befindlichen Theile sind gewöhnlich mit Wasser an=

gefüllt, welches die Pflanze jedenfalls selbst absondert. Prinz Maximilian von Neuwied *) spricht von dieser Flüssigkeit als einem köstlichen Trank für Jäger und alle Andere, die den Wald durchstreifen. Ich habe ihn häufig gekostet, aber stets so widerlich gefunden, daß mich nur der heftigste Durst veranlassen könnte, ihn zu trinken.

Am Eingange des Waldes sahen wir eine große Gattung des Copaivabaumes, dessen unterer Stamm durchbohrt war, um den Balsam zu gewinnen, der diesem Baume entfließt. Einige Meilen weit führte unser Weg fast immer an einem kleinen Flusse hin, an dessen Ufern einige sehr große Bäume standen; ich bemerkte darunter eine Art Lorber und eine Pleroma, beide in ihrer Blüthe. Das Unterholz bestand aus einer großen Mannigfaltigkeit von strauchartigen Melastomaceen, Myrtaceen, Rubiaceen und halbstrauchartigen Gattungen der Begonia. An anderen Stellen gab es zahlreiche Baumfarnen, deren Stämme häufig mit kleinen zarten Arten ihrer eigenen Gattung oder mit schönblumigen Luftpflanzen bedeckt waren. Wir traten bei jedem Schritte hübsche krautartige Farnen und schönblumige Begonien nieder. Die Stämme der großen Bäume waren mit Ananas (Bromelia), Tillandsien, Orchideen, Farnen und einer Kletterart der Begonia bedeckt. Hier und da hing von einem Felsen oder einem hohen Baume eine mit Hunderten ihrer schönen rosenrothen Blüthen geschmückte Gattung des Cactus

*) Reise nach Brasilien in den Jahren 1815 — 1817.

truncatus herab. Der Gipfel eines gegen fünfhundert Fuß hohen Berges in dem Thale, durch welches unser Weg führte, war buchstäblich überzogen mit verschiedenen Arten Orchideen, die wir aber mit Ausnahme der schönen kleinen Sophronites grandiflora, die eben in der Blüthe stand, alle schon tiefer unten gefunden hatten. Hier war es auch, wo ich zum ersten Male die Luxemburgia ciliosa fand, einen schönen zum Veilchengeschlecht gehörigen Strauch mit großen Doldentrauben zitronenfarbiger Blumen. Auch bemerkte ich auf diesem Berge zwei neue Bambusarten; eine derselben, die gegen die Arten in den unteren Wäldern ungewöhnlich klein war, hatte im Verhältniß zu ihrer Größe bedeutend kürzere Gelenktheile. Die andere war noch kleiner, denn ihr Stamm hatte nicht mehr als einen halben Zoll im Durchmesser und behielt diese Stärke bis zu einer Höhe von fünfzehn bis zwanzig Fuß. Um vier Uhr Nachmittags erreichten wir eine Stelle an einem kleinen Flusse, wo ich für die Nacht zu bleiben beschloß, und während die Schwarzen damit beschäftigt waren, Holz zum Feuer zu schlagen und das Mahl zu bereiten, machte ich eine Wanderung am Ufer hinauf. Da ich diese Höhe zu viertausend fünfhundert Fuß berechnete, so erwartete ich natürlich ein ganz anderes Pflanzenleben zu finden, als im Thale unten. Die erste Pflanze, die meine Aufmerksamkeit auf sich zog, und die in voller Blüthe über den unteren Stamm eines großen, über den Fluß sich neigenden Baumes

hing, hielt ich für ein schönes Individuum des Cereus truncatus; doch als ich mich ihrer bemächtigt hatte, entdeckte ich in ihr eine neue und vielleicht noch weit schönere Art. Ich habe ihr den Namen Cereus Russellianus gegeben, zu Ehren des verstorbenen Herzogs von Bedford, eines der großmüthigsten Unterstützer meiner Sendung nach Brasilien, und sie ist seitdem in englische Treibhäuser übergegangen. Etwas weiter am Ufer hinauf, an einem kleinen Wasserfall, gab es eine Fülle der schönen dunklen rothblumigen Amaryllis. Es ist dieß der lieblichste Punkt, den ich je gefunden habe. Das Flußbett ist ungefähr zehn Fuß breit, aber das Wasser bedeckt diesen Raum nur bei tüchtigem Regenwetter. Gegenwärtig war der Fluß nicht viel mehr als bemerkbar. Das Wasser fällt über drei aufeinandersitzende, mit Moos bedeckte Granitsimse, wovon jeder ungefähr acht Fuß hoch ist. Längs dem Flusse am Boden des Falles stehen mehre mittelgroße Bäume, an deren Zweigen lange, mit prächtig rothen Blumen beladene Fuchsia-Ranken hangen. Neben dem Falle gibt es mehre Büsche einer großblumigen Pleroma und einige andere einer rothblumigen Esterhazya, sowie eine breite, dickblätterige Gattung der Clusia (C. fragrans, Gard.), deren große weiße Blüthen die Luft mit lieblichem Wohlgeruch erfüllen. Dazwischen wachsen Amaryllis, ein Eryngium, verschiedene Tillandsien und viele Farnen. Oberhalb des Wasserfalles lag, nach beiden Seiten und hinauf nach dem

Gebirge sich erstreckend, eine baumlose Einöde von nacktem Gestein, auf welchem nur einzelne Massen niedrigen Strauchwerks und krautartiger Pflanzen wuchsen. Unter den Orchideen waren die schöne Zygopetalon Mackaii und die wohlriechende Maxillaria picta nicht die ungewöhnlichsten. Es wurde dunkel, und ich kehrte zum Lager zurück, wo nun ein großes Feuer brannte. Der Abend war so lieblich, daß ich die Errichtung einer Hütte für unnöthig hielt, und so legte ich mich um acht Uhr, in meinen „Poncho" gehüllt, auf einige Palmblätter, um auf diese Weise die Nacht zuzubringen.

Als ich bei Tagesanbruch erwachte, stand der Thermometer auf 46°. Während der Bereitung des Frühstücks ging ich auf's Neue nach Pflanzen aus, fügte aber meiner Sammlung vom vorigen Abend nicht viel mehr als einige Farnen hinzu. Der Weg nach der Stelle, wo wir übernachtet hatten, war nur allmälig emporgestiegen, jetzt aber hatten wir die eigentliche Ansteigung der Gipfel vor uns. Wir ließen zurück, was wir irgend entbehren konnten, gingen an dem Wasserfall vorüber und stiegen längs dem Flußbett an einem sanft sich abdachenden Granitfelsen hinan. Die Ersteigung einiger Theile desselben war indessen ziemlich beschwerlich, so daß wir auf Händen und Füßen kriechen mußten; nach einer halben Stunde erreichten wir jedoch einen verhältnißmäßig flachen Waldraum. Auf dem steilen Theile hatte ich an feuchten Stellen ein Erio-

caulon, einen kleinen Sonnenthau und eine neue Gattung des Enzian gesammelt. Unter diesen wuchs auch die seltene Burmannia bicolor. In dem Walde, den wir jetzt erreicht hatten, fand ich an den Stämmen der größeren Bäume eine reiche Fülle meines neuen Cactus, und das Gestein war mit Gesnerien und verschiedenen Arten von Orchideen bedeckt. Am Ausgange dieses Waldes hatten wir einen neuen felsigen Abhang vor uns, der fast gänzlich von einer großen Tillandsie bedeckt war, über welche einige Pflanzen einer schönen scharlachblumigen und strauchartigen Salvia (S. Benthamiana, Gard.) und eine bleichblumige Virgularia sich erhoben. Auf einem fast nackten Theile des Felsens wuchs stellenweise eine große, zur Familie der Gentianeen gehörige, krautartige Pflanze von ein bis zwei Fuß Höhe, mit dicken, saftigen graugrünen Blättern, wovon die oberen zusammengewachsen sind, und aus welchen ungefähr ein halbes Dutzend Stängel wachsen, deren jeder eine einzelne große Blume mit sehr aufgeblasenem, purpurfarbigem Kelche trägt; es ist die Prepusa connata, Gard. Die einzige bereits bekannte Art wurde von Martius auf einer großen Gebirgskette zwischen dem Diamantengebiet und Bahia gefunden, und eine dritte nachher auf dem eigentlichen Gipfel des Orgelgebirges entdeckt. Von hier aus kamen wir wieder in Wald, wo wir zahlreiche Tapirpfade fanden, wie schon am Tage vorher in den tieferen Wäldern, und diese

beschleunigten nicht wenig unser Fortkommen, da wir, um uns einen guten Weg zu bahnen, nur die oberen Zweige abzuhauen brauchten. Nach diesen vielen Spuren zu urtheilen, muß der Tapir in diesem entlegenen und einsamen Theile des Gebirges sehr gewöhnlich sein. Die Thiere befinden sich hier außer dem Bereiche des Jägers, der unter denjenigen, die in den tieferen Wäldern hausen, bedeutende Verheerungen anrichtet, und hier gibt es auch reichliche Nahrung für sie. Indem wir durch den Wald gingen, schoß einer unserer Schwarzen eine Jacutinga (Penelope Jacutinga, Spix.), und ich selber sammelte einige Arten Orchideen und eine große gelbblumige Senecio.

Aus diesem Walde gelangten wir auf ein schiefes Torfmoor, auf welchem einige Alpensträucher wuchsen. Sie bestanden hauptsächlich aus einer proteaceenartigen Baccharis, einem Vaccinium, einer Andromeda, der Lavoisiera imbricata, welche sich durch ihre großen Blumen und kleinen Blätter auszeichnet, und einer Pleroma. Unter dem Moose wuchsen in reichster Fülle ein Ericaulon und eine schöne Utricularia mit herzförmigen Blättern und purpurrothen Blumen. Wir mochten jetzt ungefähr eine Höhe von sechstausend Fuß erreicht haben und begannen nun die Ersteigung eines steilen, größtentheils mit niedrigem Strauchwerk bedeckten Abhanges. Es ging eine Stunde lang nur langsam vorwärts, obgleich uns auch hier die von dem Tapir gebahnten Pfade zu Statten kamen,

bis wir endlich auf einen Punkt gelangten, wo sich unter uns, besonders nach Westen, eine herrliche Aussicht über eine endlose Masse kegelförmiger Berge öffnete, unter welchen nur ein einziger Rücken zu einer etwas ansehnlicheren Höhe emporstieg. Der Punkt, den wir erreicht hatten, war die Spitze eines der vielen Gipfel, welche die obere Kette des Orgelgebirges bilden. Ungefähr eine Viertelmeile weiter erhob sich ein anderer Gipfel, den ich damals für den höchsten hielt, und welcher uns offenbar nur um drei- bis vierhundert Fuß überragte. Allein es lag eine tiefe, dicht bewaldete Schlucht zwischen diesen zwei Gipfeln, und da bereits die zweite Nachmittagsstunde vorüber war, so konnten wir für diesen Tag nicht mehr an eine Ersteigung denken. Ich beschloß daher, zu übernachten, wo wir eben waren, und zu diesem Unternehmen den anderen Tag zu erwarten. Die Schwarzen wollten jedoch diesem Entschlusse nicht beistimmen, weil es näher als in geringer Entfernung über der Stelle, wo wir in voriger Nacht gelagert hatten, kein Wasser gab, und da ich sie nicht zwingen konnte, so sah ich mich ganz wider meinen Willen genöthigt, den Gedanken an eine Besteigung jenes Gipfels für dießmal gänzlich aufzugeben. Ich hatte keinen Barometer bei mir und suchte daher den Siedepunkt des Wassers auszumitteln, zerbrach aber den Cylinder meines Thermometers bei diesem Versuche. Vier Jahre später, wo ich sechs Tage auf diesen Gipfeln verweilte, war ich glücklicher

und ich berichte von diesem Ausfluge in einem späteren Abschnitt. Der Gipfel, auf welchem wir jetzt standen, war ein wahres Blumengärtchen; über das nackte Gestein wand sich in voller Blüthe eine liebliche Fuchsia, in seinen Spalten wuchs eine schöne Amaryllis, und auf allen Seiten prangten zahlreiche Blumensträuche. Die Kühle der Luft und die Ruhe, die hier oben herrschte, waren äußerst erquicklich; kein Laut ließ sich vernehmen, und einige kleine Vögel, so zahm, daß sie uns ganz nahe herankommen ließen, waren die einzigen Thiere, die wir sahen. Nach einer kurzen Rast traten wir den Rückweg an, und waren gerade als die Nacht begann, auf unserem Lagerplatze. Am nächsten Tage erreichten wir, stöhnend unter unserer Bürde, Nachmittags vier Uhr die Fazenda.

Eine Woche später besuchte ich die Stelle, wo wir übernachtet hatten, noch ein Mal, um noch andere Exemplare der vielen neuen Pflanzen zu gewinnen, die ich in der Nähe entdeckt hatte. Ich war wieder von „Pai Felipe" und den anderen drei Schwarzen begleitet, und nachdem wir um acht Uhr Morgens von der Fazenda aufgebrochen waren, erreichten wir gegen drei Uhr Nachmittags unseren Lagerplatz. Am folgenden Tage unternahm ich einige Ausflüge nach verschiedenen Richtungen und sammelte reichliche Exemplare des Cereus Russellianus. Diese Pflanze ist ein deutliches Beispiel, wie sich fast verwandte Gattungen in verschiedenen Gegenden desselben Gebirges einander

BIBLIOTHECA CIVITATIS BABENBERGENSIS

vertreten. So oft ich, auf meinen Reisen nach den Gipfeln und zurück, durch die Wälder gewandert bin, habe ich jederzeit den Cereus truncatus, nur in den Urwäldern unterhalb einer Höhe von viertausend fünfhundert Fuß, von hier an aber fast bis zum Gipfel des Gebirges nur den Cereus Russellianus gefunden, der eine freiere kühlere Gegend liebt. Es war einer der angenehmsten Tage, die ich je genossen habe, ganz so lieblich wie der schönste englische Sommertag. Der Himmel war klar und unbewölkt, die Luft frei von jenem Nebelhauch, der häufig selbst beim schönsten Wetter die fernen Gegenstände verhüllt, und wir hatten eine vollständige scharfbegränzte Aussicht weit über die Gebirge nach Osten. Nachdem ich die gesammelten Exemplare sämmtlich in Papier gelegt hatte, streckte ich mich kurz nach sieben Uhr neben dem Feuer auf mein Lager von Palmblättern, ohne alle Ahnung von der kläglichen Nacht, die mir bevorstand. Ich war kaum in Schlaf gesunken, als ich plötzlich durch einen herabstürzenden Regenstrom wieder aufgeweckt wurde. Es zog eines jener plötzlichen furchtbaren Gewitter über uns dahin, wovon man unter gemäßigten Himmelstrichen kaum einen Begriff hat. Wären wir in einer freien, offenen Gegend gewesen, so hätten wir es vielleicht herankommen sehen und uns einigen Schutz verschaffen können; so aber wurden wir durch die Gipfel der Bäume daran gehindert, die uns bedeckten. Ich hatte mich noch nie in einem solchen

Wetter unter freiem Himmel befunden; das Leuchten der Blitze, das Rollen des Donners unmittelbar über uns, das Brausen des Windes in den Bäumen, das Krachen morscher Aeste, Alles vereinigte sich, eine furchtbare Scene zu schaffen. In wenigen Augenblicken war unser großes Feuer erloschen und unser Lagerplatz mit Wasser überschwemmt. Mein dicker Poncho war nur ein schwacher Schutz für eine solche Nacht. In einer halben Stunde war das kleine Flüßchen neben uns, dessen Wasser am Tage nur wenige Zoll hoch ging, zu einem brausenden Katarakt geworden. Um unser Elend zu vermehren, herrschte eine so pechschwarze Finsterniß, daß es uns unmöglich war, unsere Lage zu verbessern. Man kann sich denken, welche Nacht ich verlebte, wenn ich erwähne, daß ich von halb acht Uhr Abends bis fast drei Uhr Morgens in einem unaufhörlichen Regenstrome saß — es ließ sich, wie ich mir schmeichle, kein vollkommeneres Bild der Geduld erdenken. Gegen drei Uhr begann das Unwetter nachzulassen, und bebend vor Kälte und Nässe machten wir mehre Versuche, ein Feuer anzuzünden; doch vergebens — es war Alles zu naß zum Brennen, und so mußten wir uns ohne ein solches behelfen. Auf einer Wurzel sitzend und mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, gelang es mir mehrmals, ein Weilchen zu schlafen, ich wurde aber, vor Kälte schauernd, immer wieder aufgeweckt. Wie glücklich war ich, als endlich die ersten Lichtstrahlen durch die Bäume

fielen, und sobald wir sehen konnten, rüsteten wir uns eiligst zur Heimkehr. Kurz nach unserem Aufbruch begann es auf's Neue zu regnen, und dieses Wetter dauerte fort, bis wir um zwei Uhr die Fazenda erreichten.

Während der sechs Monate, die ich auf dem Gebirge zubrachte, waren die Hütten meistens mit Gästen angefüllt; es herrschte daher viel heitere Lebendigkeit, und selten verging ein Abend ohne eine gesellige Zusammenkunft. Es wurden häufige Gesellschaftsausflüge nach verschiedenen entfernten Theilen des Besitzthumes unternommen und, wenn es das Wetter erlaubte, ergetzliche Abendritte gemacht. So verlebte ich viele meiner Mußestunden, die sonst wohl sehr einförmig dahin geschlichen wären, auf die angenehmste Weise, und ich gedenke dieser wenigen Monate noch immer als eines der glücklichsten Abschnitte meines Lebens; denn außer jenen Ergetzlichkeiten, war ich täglich mit meinen Lieblingsbestrebungen beschäftigt, und dieß noch dazu auf einem Felde, das mir vollkommen neu war.

Dritter Abschnitt.

Bahia und Pernambuco.

Abreise von Rio de Janeiro. Ankunft in Bahia. Beschreibung dieser Stadt. Reise nach Pernambuco. Jangadas. Pernambuco und seine Umgebung. Die Jesuiten. Landleute. Stadt Olinda. Botanischer Garten. Monteiro. Die deutsche Kolonie Catucá. Die Insel Itamarica. Pilar. Salzwerke von Jaguaripe. Krankheiten auf dieser Insel. Fischerei.

Am zehnten Junius kehrte ich aus dem Orgelgebirge nach Rio zurück und war bis Anfang September neben einigen Ausflügen in die Umgegend mit dem Ordnen und Verpacken meiner heimgebrachten Sammlungen beschäftigt. Nachdem jedoch Alles nach England abgesendet war, schiffte ich mich auf dem Postschiffe „Opossum" nach Pernambuco ein, um die nördlichen Provinzen zu besuchen. Wir verließen Rio am fünfzehnten September und kamen nach einer Fahrt von dreizehn Tagen, während welcher wir viel übles Wetter und ungünstigen Wind hatten, vor Bahia an. Am achtundzwanzigsten Nachmittags drei Uhr liefen wir in die der Stadt gegenüber liegende und ungefähr eine Meile davon entfernte Bai. Da das Land auf die-

sem Küstentheile sich nur einige Hundert Fuß über den Meeresspiegel erhebt, so sieht man es nicht in so weiter Ferne als das Hochland von Rio. Wir hielten uns, indem wir die Bai hinansegelten, dicht am Ufer, und ich hatte Gelegenheit, den üppigen Pflanzenwuchs desselben zu bewundern. Es gibt hier eine reiche Anzahl von Cocusbäumen und anderen großen Palmen, und die Mangobäume sind hier größer und zahlreicher als um Rio. Die Stadt Bahia hat beim ersten Anblick ein sehr imposantes Aussehen, da der größere Theil derselben auf dem Abhange eines Berges erbaut ist, der sich gegen fünfhundert Fuß über das Meer erhebt, und alle Häuser, meist aus mehren Stockwerken bestehend, weiß übertüncht sind. Das Bild gewinnt noch einen höheren Reiz durch die dazwischen stehenden Pisang-, Orangen- und Cocusbäume, deren dunkelgrünes Laub zu dieser weißen Farbe einen angenehmen und für das Auge erquicklichen Contrast bildet. Da das Packetboot zur Besorgung der nach Pernambuco und England bestimmten Brieffelleisen achtundvierzig Stunden hier liegen blieb, so ließ ich mich mit einigen anderen Reisenden kurz nach unserer Ankunft an's Land setzen.

Die Stadt Bahia, zuweilen San Salvador genannt, liegt in der Bai, die unter dem Namen „Todos es Santos" bekannt ist. Sie theilt sich in die obere und untere Stadt; die untere ist auf dem schmalen Landstreifen zwischen tem Meere und der Höhe erbaut, auf welcher

die obere liegt, und besteht aus einer einzigen, langen und engen, schlecht gepflasterten und schmuzigen Straße. Die Häuser sind meist hoch, und die am Ufer stehenden erstrecken sich weit in das Meer hinein. Nachdem wir diesen kaufmännischen Theil der Stadt in Augenschein genommen, begaben wir uns nach dem oberen. Die Verbindungsstraßen zwischen beiden sind zu abschüssig, als daß man sie mit Wagen befahren könnte; wer daher nicht zu Fuße gehen will, läßt sich in einer Art Sänfte tragen, die, an einem Tragbaume hangend, auf den Schultern von zwei Negern ruht. Diese „Cadeiras" werden von Damen wie von Herren benutzt, und man miethet sie auf der Straße. Wir aber zogen es vor, zu Fuße zu gehen, und nachdem wir durch einige der Hauptstraßen gewandert und in einer der großen Kirchen gewesen waren, nahmen wir unseren Weg in's Freie hinaus und freuten uns des reichen und anmuthigen Anblicks, der sich hier darbot. Des Abends besuchten wir das Lesezimmer der literarischen Gesellschaft, wo wir einige Zeitungen und viele literarische und wissenschaftliche Journale Frankreichs, Englands und Amerikas fanden. Von hier begaben wir uns nach kurzem Aufenthalt in ein großes Gasthaus dem Theater gegenüber, wo wir übernachteten; aber unsere Ruhe war nicht eben sehr erquicklich, denn zu unbehaglichen Betten kam noch das Klappern von Würfeln und das noch lautere Klimpern von Dollaren, das in einem Zimmer

unmittelbar unter uns fast bis Morgens drei Uhr dauerte.

In den Nachmittagsstunden des folgenden Tages besuchten wir ein Kloster auf der Westseite der Stadt, dessen Nonnen aus Vogelfedern künstliche Blumen zum Verkauf fertigen. Man wies uns in ein kleines Gemach, das von dem eigentlichen Gebäude durch eine dicke Mauer getrennt ist, worin sich ein großes, vergittertes Verkaufsfenster befindet. Wir waren bald von allerlei Kränzen umgeben, die man uns theils in Körben anbot, theils einen nach dem anderen an einem Stabe durch das Gitter steckte. Es muß der Reihe nach jede Nonne den Dienst der Verkäuferin übernehmen, so oft Käufer in's Kloster kommen, und die Blumen werden ihr von schwarzen oder braunen Dienerinnen zugetragen. Diejenige, die bei unserem Besuche diesen Dienst zu versehen hatte, war weder jung noch schön und zerstörte all' meine romantischen Ideen von Nonnen und Nonnenklöstern. Meine Gefährten machten verschiedene Einkäufe, um sie als Geschenke nach England mitzunehmen.

Nachdem ich das Kloster verlassen hatte, miethete ich ein Boot, um einige Meilen weiter die Bai hinanzufahren, und landete an einer Halbinsel, Namens Bomfim, über welche ich, von zwei zu dem Boote gehörigen Schwarzen begleitet, eine kleine Wanderung machte. Vom Ufer aus, wo Sophora tomentosa und Eugenia Michelii, zwei

Pflanzen, die man an der ganzen brasilianischen Küste findet, wuchsen, ging ich über ein Moor, wo ich mehre mir neue Pflanzengattungen entdeckte. Jenseit desselben führte der Weg durch eine trockene sandige Höhlung, wo sich kein Lüftchen regte und die Strahlen der Mittagssonne so glühend heiß auf den weißen Sand brannten, daß ich fast erstickte, ehe ich eine kleine Anhöhe erreichen konnte. Auch hier bereicherte ich meine Sammlungen, und weiterhin fand ich die distelartige Ampherephis aristata. Einige große Pfuhle in einem von riesenhaften Palmen beschatteten Moore waren gänzlich mit Pistia stratiotes bedeckt, einer Pflanze, die fast der englischen Wasserlinse verwandt, aber bedeutend größer ist. Andere Sümpfe prangten mit den gelben Blumen des Limnanthemum Humboldtianum. Nachdem wir das Ufer erreicht hatten, verfolgte ich es eine kleine Strecke weit und kehrte dann auf einem anderen Wege zu dem Boote zurück. An einer sumpfigen Stelle unterhalb eines Hügels, auf welchem eine große Kirche steht, fand ich einige Exemplare der schönen Angelonia hirsuta mit ihren langen Aehren großer blauen Blumen. Später entdeckte ich mehre neue Arten dieser schönen Gattung, wovon jetzt einige, aus dem von mir heimgesandten Samen gezogen, in englischen Treibhäusern vorkommen. Außerdem bemerkte ich auf diesem Spaziergange einige ungemein große Mangobäume, deren viele doppelt so groß als diejenigen waren, welche ich bei Rio gesehen

hatte. Diese Bäume gewähren in der Ferne, um die zahlreichen weißen Landhäuser gruppirt, einen reizenden Anblick. Der häufig sehr dicke Stamm erhebt sich selten mehr als acht bis zehn Fuß über den Boden und theilt sich dann in viele, weit sich verbreitende Verästungen, welche hoch emporsteigen und so dicht mit Laub bedeckt sind, daß sie die brennenden Sonnenstrahlen nicht durchlassen und auf diese Weise einen höchst erquicklichen Schatten gewähren. Um drei Uhr erreichten wir beutebeladen unser Boot. Des Abends speiste ich bei einem Herrn, dem ich Briefe aus Rio überbracht hatte, und traf hier einen jungen Schottländer, der mich einlud, diese Nacht bei ihm zu schlafen. Am nächsten Morgen begleitete er mich auf einem kleinen Ausfluge in die Umgegend. Wir brachen um sechs Uhr auf, legten eine Strecke von ungefähr sechs Meilen zurück und gelangten um zehn Uhr auf einem anderen Wege wieder in die Stadt. Die innere Gegend bildet, so viel ich wahrnehmen konnte, eine Art erhabenes sanftwelliges Tafelland, dessen Vegetation einen sehr üppigen Boden verräth. Außer einer bedeutenden Menge großer Mangobäume sah ich viele fast eben so große Jacas (Artocarpus integrifolius), deren Stämme und mächtige Aeste mit großen gelbfarbigen Früchten beladen waren. Ueberhaupt wird diese Art des Brodbaumes in diesem Theile Brasiliens sehr fleißig angebaut, und man sagte mir, daß einige Jahre früher, als es in der Provinz an Lebensmitteln

mangelte, seine reichlich wachsende Frucht eine Hungersnoth unter der schwarzen Bevölkerung verhindert habe. Auf dem Rückwege nach der Stadt kamen wir durch ein kleines, dicht am Meere liegendes Dorf, dessen größtentheils schwarze Einwohner sich hauptsächlich mit Walfischfang beschäftigen, indem der Pottfisch an diesem Theile der Küste sehr häufig ist; und als wir in die Bai kamen, fuhren eben mehre mit Negern bemannte Walfischboote aus. Den Fremdling überrascht in Bahia, selbst wenn er aus den anderen Provinzen Brasiliens kommt, vorzüglich die Erscheinung der Schwarzen, welchen er in den Straßen begegnet; es sind die schönsten im Lande, Männer sowohl als Frauen sind groß und wohlgebildet, und meist auch geistig nicht vernachlässigt. Einige von ihnen verstehen sogar Arabisch. Sie stammen fast alle von der Goldküste und sind nicht nur wegen ihrer größeren Körperkraft und ihres helleren Verstandes, sondern auch wegen ihrer Einigkeit unter einander mehr zu aufrührischen Bewegungen geneigt als die gemischten Racen in den anderen Provinzen. Vierzehn Tage nachdem ich Bahia verlassen hatte, brach hier auch wirklich ein ernstlicher Aufstand aus, der zwar von einigen weißen Brasilianern geleitet, aber vom größten Theile der schwarzen Bevölkerung unterstützt wurde. Die Insurgenten nahmen auf viele Monate von der Stadt Besitz und wurden erst, nachdem es viel Menschen und viel Eigenthum gekostet hatte, völlig wieder vertrieben.

Am einunddreißigsten, drei Uhr Nachmittags, segelten wir nach Pernambuco. In der zweiten Nacht nach unserer Abfahrt, während ich mit dem Kapitain auf dem Hintertheil umherging, verkündete die vordere Wache, daß sich nahe an der Luffseite ein Segel zeige. Die Pfeife rief die Schiffsmannschaft augenblicklich an ihre Posten, und in weniger als fünf Minuten waren Alle kampfbereit auf dem Verdecke. Kurz darauf sahen wir das Schiff in geringer Entfernung an uns vorüberfahren und verschwinden. Da diese Packetboote gewöhnlich große Summen baaren Geldes nach England bringen, so hatte der Kapitain gegründete Ursache, auf seiner Hut zu sein, besonders an einer Küste, wo nicht selten verdächtige Schiffe kreuzen. Nach einer Reise von neun Tagen wurde am frühen Morgen von der Mastspitze Land verkündigt, und einige Stunden später sahen wir die Küste vom Verdeck aus, wie eine lange schwarze Wolke über den Horizont sich erheben. Dieselbe bot, indem wir uns ihr näherten, einen flachen öden Anblick und bildet einen gewaltigen hoffnungslosen Contrast zu der großartigen Einfahrt in die Bai von Rio de Janeiro. Da die Stadt fast in gleicher Höhe mit dem Meeresspiegel erbaut ist, so sahen wir nur denjenigen Theil von ihr, der unmittelbar am Ufer liegt, wo die Häuser und Cocusbäume über dem Horizont erscheinen. Ueberhaupt steigt kein Theil der ganzen Küste innerhalb vieler Meilen von Pernambuco zu einiger Höhe an, ausgenommen an der

Stelle, wo die alte Stadt Olinda steht, ungefähr drei Meilen nördlich von dem Seehafen Recife. Während wir in den Hafen segelten, fuhren mehre Fischerboote von sehr eigenthümlicher Bauart an uns vorüber. Sie heißen Jangadas *) und bestehen aus vier oder mehre zusammengefügten Baumstämmen, haben einen Mast mit einem sehr großen Segel, aber keine Wände, sodaß die Wellen beständig darüber schlagen. Sie segeln mit merkwürdiger Schnelligkeit und wagen sich häufig sehr weit in's Meer hinaus. Einige von diesen Fahrzeugen sieht man auch in Bahia, nicht aber in Rio. Das leichte Holz, aus welchem sie erbaut sind, wird aus einer Art der Apeiba, einer unserer Linde verwandten Baumgattung, gewonnen. Wir ankerten gegen zwölf Uhr in der äußeren Rhede, und nach anderthalben Stunden kam ein Pilot an Bord und geleitete uns in den Hafen, der ein vollkommen natürlicher ist, denn er wird von einem Riffe gebildet, das in geringer Entfernung vom Ufer längs der Küste sich hindehnt. Eine Bresche, auf deren Südseite ein Leuchtthurm und eine kleine Veste stehen, bilden die Einfahrt. Außerhalb des Riffs tobt eine heftige Brandung, im Innern aber herrscht beständige Ruhe, und bei voller Flut ist das Wasser tief genug, die größten Handelsschiffe zu tragen.

---

*) Sie sind an einigen Punkten der brasilianischen Küste und auch auf dem Amazonenstrom sehr gewöhnlich und werden sowohl zur Fortschaffung von Gütern als auch von Reisenden benutzt.

Die Stadt Pernambuco hat für diejenigen, die nicht in Geschäften hierher kommen, wenig Empfehlenswerthes. Ihre Häuser sind höher als in Rio, die Straßen zum größten Theil noch enger und unstreitig eben so schmuzig. In fast allen kleinen oder größeren Städten Brasiliens ist gewöhnlich der Regen der einzige Gassenfeger, und in denjenigen, die an Abhängen erbaut sind, hält er die Straßen auch wirklich ziemlich sauber. Doch dieß ist unglücklicher Weise mit Pernambuco nicht der Fall; in den nassen Jahreszeiten sind die Straßen mit Schlamm und Wasser angefüllt, in den trockenen verwandelt sich dieser Schlamm in Staubwolken. Es ist mir stets sehr auffällig gewesen, daß unter solchen Umständen dort nicht mehr epidemische Krankheiten herrschen, als es der Fall ist. Die Stadt besteht aus drei großen Abtheilungen; diejenige, in welcher der bedeutendste Handel betrieben wird, liegt auf einer schmalen Landenge zwischen dem Meere und einem Flusse, der aus der Richtung von Olinda kommt, und heißt Recife; eine andere mit vielen Kaufläden und dem Palaste des Präsidenten ist auf einer Insel erbaut und führt den Namen S. Antonio, und die dritte, Namens Boa Vista, die hauptsächlich aus einer einzigen Straße besteht, erhebt sich auf dem Vestlande und ist der bei weitem schönste Theil der ganzen Stadt. Zwei hölzerne Brücken bilden die Verbindungsmittel. Da Pernambuco auf dem östlichsten Punkte des ganzen amerikanischen Vestlandes liegt, so ist

es das ganze Jahr hindurch dem vollen Einfluß der Passatwinde ausgesetzt und erfreut sich daher eines kühleren Klimas. Man hält den Ort für gesünder als Rio und Bahia. Einige Kirchen ausgenommen, gibt es hier wenig öffentliche Gebäude, und zur Zeit meines Besuches war in der ganzen Stadt nicht ein einziges Gasthaus zu finden. Der sogenannte Palast, worin jetzt die Provinzial-Behörde ihren Sitz hat, war in früheren Zeiten das Jesuiten-Collegium und steht am Ufer des Flusses. Es ist ein großes Gebäude von düsterem Ansehen mit ungeheuer dicken Mauern. Gewiß hatten diese unternehmenden und wohlthätigen Männer, als sie dieses Haus erbauten, keine Ahnung, daß ihre Laufbahn ein so schnelles Ende finden würde. Es hat sich, besonders unter den mittleren und niederen Klassen des Volkes vom Vater auf den Sohn der Glaube fortgepflanzt, daß der Untergang der jesuitischen Macht ein schwerer Verlust für das Wohl des Landes gewesen sei. Natürlich sind nur noch Wenige am Leben, die sich persönlich jener trefflichen Männer der „Gesellschaft Jesu" erinnern können, aber ihr Andenken wird noch lange fortdauern; ich habe stets mit Achtung und Bedauern von ihnen reden hören. Was für ganz andere Männer müssen sie gewesen sein, als jenes ausgeartete Geschlecht, welchem gegenwärtig des Volkes geistiges Wohl obliegt. Es ist ein harter Ausspruch, aber ich thue ihn nicht ohne reifliche Erwägung, daß die heutige Geistlichkeit in Brasilien ver-

derbter und unmoralischer ist als irgend eine andere Menschenklasse. So sehr auch die Jesuiten durch die Eifersucht derjenigen, welche sie um die Achtung und das Vertrauen ihrer Heerden beneideten, verunglimpft und verfolgt worden sind, so ist doch noch genug von ihren Schöpfungen vorhanden, um ihre Nachfolger zu beschämen. Mehre von den brasilianischen Indianerstämmen, die zur Zeit der Jesuiten ihr wildes Leben aufgegeben hatten und Christen geworden waren, sind seit deren Unterdrückung in den Zustand zurückgekehrt, aus welchem sie mit so großer Gefahr und Mühe erlöst wurden. Aus welchen Beweggründen sie auch handelten, man beurtheilt die Jesuiten in Brasilien nicht nach diesen, sondern nach dem Nutzen, den sie gestiftet haben.

Die Einwohner von Pernambuco haben große Aehnlichkeit mit den Einwohnern von Rio; ein ganz anderes Ansehen haben die Landleute, die sich hier wie überall von den Bürgern leicht unterscheiden lassen. Diejenigen, die man in den Straßen von Rio de Janeiro sieht, sind ein großer schöner Menschenschlag, meist aus den Bergdistricten oder aus der südlicheren Provinz San Paulo. Ihre Kleidung besteht aus einer leinenen Jacke und eben solchen Hosen, gewöhnlich von blauer Farbe, braunen Lederstiefeln, die über dem Knie vest ums Bein geschnürt sind, und einem sehr hochköpfigen, breitrandigen weißen Strohhut. Diejenigen hingegen, welche durch die Straßen von Pernambuco wandern, sind

ein schwarzbraunes und kleines Geschlecht, das jedoch in seinem Aeußern noch immer weit über dem kleinen Bürger steht. Es gibt ihrer zwei verschiedene Klassen, den Matuto und den Sertanejo. Die Matutos bewohnen die niedrige flache Gegend, welche sich von der Küste aufwärts nach dem Hochlande des Innern, dem sogenannten Sertão, d. h. der Wüste *) erstreckt, welche wiederum die hiernach benannten Sertanejos bewohnen. Die Kleidung beider, aber besonders der letzteren, besteht aus einem niedrigen, rundköpfigen und breitrandigen Hute, und einer Jacke und Hosen von gelblich braunem Leder, am liebsten von demjenigen, das man aus der Haut der verschiedenen Arten des Hirsches fertigt. Statt der Weste tragen sie häufig ein dreieckiges Stück von derselben Lederart, das mit Riemen von gleichem Stoffe um Hals und Leib bevestigt ist. Die in der Provinz Rio gebräuchlichen Stiefel sind hier unbekannt, und man sieht dafür Schuhe oder Pantoffeln, ebenfalls von braunem Leder. Der Matuto erspart sich gewöhnlich diese Hosen und Schuhe und bekleidet sich mit einem Paar weißer baumwollener Beinkleider, die nur bis unter die Kniee reichen und den übrigen Theil des Beines nackt lassen. Baumwolle und Häute sind die hauptsächlichsten Artikel, die man aus dem Innern bringt, und Pferde die einzigen Lastthiere,

---

*) Sertão ist nicht ganz gleichbedeutend mit Wüste, es ist vielmehr ein unbewohntes Land, das, allmälig sich bevölkernd, noch seinen früheren Namen behält.

denn die Maulthiere werden zu diesem Zwecke hier ebenso wenig benutzt, als in den südlichen Provinzen die Pferde.

Ich fand bei meiner Landung in Pernambuco einen hier wohnenden schottischen Arzt, Dr. Loudon, der mich erwartet hatte und mich einlud, während meines Aufenthaltes sein Gast zu sein, und da er schon seit sechszehn Jahren sich hier aufhielt und die meisten einflußreichen Leute kannte, so war mir seine Freundschaft von großem Vortheil, um so mehr, als er eine besondere Vorliebe für die Naturgeschichte besaß. Kurz nach meiner Ankunft übergab ich mein Empfehlungsschreiben von Herrn Hamilton, dem britischen Gesandten am Hofe von Rio, an Herrn Watts, den Consul, der sich sehr gefällig erbot, mich bei dem Präsidenten der Provinz, Senhor Vicente Thomaz Pires de Figueredo Camargo, einzuführen. Einige Tage nachher erhielten wir die Erlaubniß, bei seiner Excellenz zu erscheinen, und so begab ich mich mit Herrn Watts und Dr. Loudon, der ein persönlicher Freund des Präsidenten war, in dessen Palast. Er empfing mich mit großer Freundlichkeit, und als er erfuhr, zu welchem Zwecke ich reiste, versprach er mir jeden ihm möglichen Beistand und gab mir zu gleicher Zeit einen Brief an Dr. Serpa, Professor der Botanik und Vorsteher des botanischen Gartens zu Olinda.

Es begleitete mich auf meinem Ausfluge nach Olinda ein junger Engländer Namens Nash, der mir während meines Aufenthalts in Pernambuco mehrfache Gefällig-

keiten erwies. Es führen drei Wege von Recife nach Olinda, von welchen jedoch der eine längs dem Ufer wegen seines lockeren sandigen Bodens, und weil der Reisende hier ohne allen Schutz der Sonne ausgesetzt ist, nur selten benutzt wird. Auf dem anderen Wege fährt man in einem Kanoe den bereits erwähnten Fluß hinauf, durch welchen sich der Wasserüberfluß eines großen Sees hinter Olinda ins Meer ergießt. Dieser Fluß läuft mit dem Ufer parallel, von welchem ihn eine hohe Sandbank trennt, und ist auf beiden Seiten von Mangelbäumen und sehr schlammigem Boden umgeben, der bei niedrigem Wasser einen höchst unangenehmen Geruch ausströmt und mit Krabben von verschiedener Größe und Farbe angefüllt ist, während beständig ganze Wolken von Mosquitos um die Zweige schwärmen. Der dritte Weg, den wir erwählten, läuft eine bedeutende Strecke landeinwärts, mit dem Flusse in gleicher Richtung. Er ist vollkommen eben, und man sieht an beiden Enden mehre hübsche Landhäuser, obgleich er zum großen Theil durch unbebautes, häufig auch sumpfiges Land führt. Stellenweise ist er von Mimosen-Hecken eingefaßt, in welchen man eine zarte Klettergattung des Jasmins (Jasminum Bahiense, D. C.) bemerkt, dessen weiße Blumen zu der frühen Stunde, in welcher wir hier vorüberkamen, die Luft mit ihrem lieblichen Wohlgeruch erfüllten. Der Saum des Weges prangte mit den großen blaßgelben Blumen der Turnera trioniflora und den schönen rothen Kronen

einer Sinnpflanze. Von dieser Pflanze wachsen in allen nördlichen Theilen Brasiliens verschiedene Gattungen in reicher Fülle. Shelley hat Recht, wenn er sagt, daß die Sinnpflanze keine schöne Blume trage, keine Pracht und keinen Duft besitze; aber dennoch gibt es wenige Gewächse im ganzen Pflanzenreiche, welche bei allen Beobachtern so viel Neugier und bei den Physiologen so viel Interesse erwecken. In der Nähe von Olinda entzückte mich der Anblick des Sees, der, eine Heimat der Alligatoren, mit den prächtigen großen und weißen Blumen und schwimmenden Blättern einer Wasserlilie (Nymphaea ampla, D. C.) bedeckt war, worunter sich die gelben Blumen der Limnocharis Commersonii und eine große Utricularia mischten.

Der botanische Garten liegt in einem Grunde hinter der Stadt Olinda, ist aber trotz seinem bedeutenden Umfange nur zum Theil unter Anbau. Die Wohnung des Professors steht ziemlich in der Mitte. Wir fanden ihn in seinem Studirzimmer, einem ziemlich großen Gemache, das er zugleich als Hörsaal benutzt. Er schien ein Mann von ungefähr sechszig Jahren zu sein, der uns durch sein gefälliges Benehmen wie durch seine Kenntnisse bald für sich eingenommen hatte. Neben mehren anderen Pflichten hat er auch die bedeutendste medicinische Praxis in Olinda. Seine sehr beschränkte Bibliothek bestand hauptsächlich aus einigen französischen Werken über Botanik, Naturgeschichte, Ackerbau und Medicin. Hier

war es, wo ich zuerst das auf Kosten der brasilianischen Regierung erschienene Werk „Flora Fluminensis“ sah. Die Zeichnungen, nach welchen man die Kupferplatten ausführte, wurden zu Ende des vorigen Jahrhunderts unter der Leitung eines Jesuiten, Namens Vellozo, in Rio gefertigt. Das Werk kostete siebenzig tausend Pfund Sterling und kann, um mit Dr. von Martius zu reden, als ein wunderbares Beispiel eines verfehlten literarischen Unternehmens gelten, welches in so großartigem Maßstabe angelegt wurde, daß man es nie hätte beginnen sollen. Dieses Riesenwerk, dessen Nützlichkeit leider in keinem Verhältniß zu seinen Kosten steht, zählt elf mächtige Bände mit ungefähr fünfzehn hundert Kupferplatten. Der Doctor begleitete uns auf einem Gange durch den Garten, worin ich allerdings nicht viel Beachtenswerthes fand; einige europäische medicinische Pflanzen, die kümmerlich zu gedeihen schienen, und ein paar große indianische Bäume waren seine bedeutendsten Erzeugnisse; unter den letzteren gab es jedoch einige schöne Exemplare von Mango-, Tamarinden- und Zimmetbäumen, sowie von Dattelpalmen. Es waren kürzlich aus dem inneren Lande Pflanzen einer Gattung Ipecacuanha angekommen, deren Wurzeln zu Pernambucos Ausfuhrartikeln gehören, und die lebenden Exemplare, die mir Dr. Serpa davon gab, wachsen jetzt in den Treibhäusern des botanischen Gartens zu Glasgow. Vom Garten aus machten wir eine kleine Wanderung in die Umgegend,

wo ich etwas Interessanteres zu finden hoffte und in dieser Hoffnung auch nicht getäuscht wurde, denn ich fügte meinen Sammlungen viele neue Pflanzen hinzu. Auf den trockenen buschigen Hügeln in der Nähe wächst ein wilder Fruchtbaum, der Mangaba der Brasilianer, den Botanikern als Hancornia speciosa bekannt. Es ist ein kleiner, zur natürlichen Ordnung der Apocyneen gehöriger Baum, der mit seinen kleinen Blättern und seinen hangenden Zweigen fast einer Trauerbirke gleicht. Die Frucht ist von der Größe einer großen Pflaume, gelbfarbig, aber etwas roth gestreift auf der einen Seite, und vom köstlichsten Geschmack.

Des Nachmittags kehrten wir nach Olinda zurück und speisten bei einem anderen Herrn, Senhor da Cunha, dem ich ebenfalls Briefe überbracht hatte. Nach Tische gingen wir aus, um die Stadt zu beschauen, die sehr anmuthig nicht weit vom Meere auf einer Höhe liegt. Sie ist von bedeutendem Umfange und muß in alter Zeit sehr belebt und, nach ihren vielen Kirchen, ihren Nonnen- und Mönchsklöstern zu urtheilen, besonders sehr reich an Geistlichen gewesen sein. Jetzt aber ist der Ort wüst und verödet; viele schöne Häuser sind unbewohnt und dem Verfalle preisgegeben, und in den Straßen wuchert Gras und Unkraut. Am äußersten Ende der Stadt nach dem Meere hin stehen die Trümmer eines großen Klosters, welchem wir um eines Einsiedlers willen, der schon seit siebenzehn Jahren hier gelebt hatte, einen Besuch

machten. Wir fanden ein großes Gebäude mit einer noch immer benutzten Kirche in der Mitte und zwei Flügeln, welche die Gemächer enthielten, die ehemals von den Mönchen bewohnt waren, jetzt aber, besonders auf der Südseite, schnell ihrem Verfall entgegengingen. Der nördliche Flügel ist noch in besserem Zustande, und es gibt hier einige Gemächer, welche von Zöglingen einer in Olinda gestifteten theologischen und medicinischen Schule bewohnt sind. Längs den Gängen und in mehren der größeren Zimmer findet man noch immer einige Gemälde, aber freilich schlecht erhalten. Wir wurden durch den Anblick dieses Gebäudes unwillkürlich an den Contrast erinnert, den es heut zu Tage gegen jene noch nicht lange vergangenen Zeiten darbietet, als seine Mauern wiederhallten von den Schritten und Gebeten der Anhänger einer Religion, die damals fast in ganz Brasilien in weit blühenderem Zustande sich befand als heute.

Der Einsiedler hatte seine Wohnung in den Trümmern des südlichen Flügels. Wir besuchten das Gemach, wo er gewöhnlich zu treffen sein sollte, fanden ihn aber nicht. Hierauf gingen wir durch einen kleinen, von Schutt fast verstopften Hofraum und traten in ein großes dunkles Gemach, das zum Theil mit Bausteinen und altem Kalk angefüllt war. Auf dem Boden dieser elenden Behausung lag der Einsiedler im kläglichsten Zustande. Seine einzige Bedeckung bestand in einem Stück

dünnen schwarzen Zeuches, das um seinen Leib gewunden war; Kopf, Arme, Beine und Füße waren nackend. Ich schätzte ihn auf sechszig Jahre; doch sah er in seinem langen grauen Kopf= und Barthaar vielleicht älter aus, als er wirklich war. Er klagte und winselte und erzählte uns mit einiger Anstrengung, daß er vor zwei Tagen durch das obere Gemach gegangen, der Boden aber unter seinen Füßen gewichen und er auf die Stelle herabgestürzt sei, wo wir ihn fanden und von welcher er sich nicht wieder erheben konnte. Wir versuchten, ihn aufzurichten, aber die geringste Bewegung verursachte ihm die heftigsten Schmerzen, und da er jedenfalls ein Glied gebrochen hatte, so eilte ein junger Mann, der uns begleitete, augenblicklich davon, um Beistand herbeizuholen und ihn ins Krankenhaus schaffen zu lassen. Ich konnte von diesem unglücklichen Manne nichts weiter erfahren, als daß er ehemals Offizier gewesen sei und jetzt Buße thue für einen Mord, den er in seiner Jugend begangen habe. Wir besuchten außerdem auch ein Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen mit eingemachten Früchten handeln. Statt die Nonnen von Angesicht zu Angesicht zu sehen, wie in dem Kloster, das ich in Bahia besuchte, konnten wir hier nur mit ihnen reden. Die Früchte wurden auf eine Art Drehtisch gestellt und auf diese Weise zu uns heraus befördert, während wir das Geld und die leeren Teller auf dieselbe Art wieder hineinsandten. Wie alles Eingemachte,

das ich in diesem Lande genossen habe, war auch dieses allzusehr gezuckert.

In den ersten Tagen meines hiesigen Aufenthalts erstreckten sich meine Wanderungen nicht weit über die Gränzen der Stadt hinaus. Da die Gegend sehr flach, der Boden sandig ist und die trockene Jahreszeit begonnen hatte, so litt das Pflanzenleben der freieren Lagen bereits an Regenmangel. Viele Meilen um die Stadt herum wachsen Cocusbäume und andere große Palmen in reichster Fülle, und unter diese mischen sich schöne, damals mit ihrer eigenthümlichen erfrischenden Frucht von gelber oder röthlicher Farbe beladene Elephantenlausbäume, Jacas, Brodbäume und Orangen. Ich bemerkte an den Häusern in der Nähe der Stadt sehr sorgfältig gepflegte Gärten, und viele derselben waren sehr geschmackvoll angelegt und mit schönen, theils brasilianischen, theils indischen Gewächsen geschmückt. Ihre Hecken aus Mimosen oder anderem Gesträuch sind wie bei Rio mit Schlingpflanzen umwunden, worunter die Stinkbohne (Stizolobium urens) am häufigsten vorkommt. An vielen Stellen bemerkte ich auch eine große Gattung Flachsseide (Cuscuta), die sich mit ihren langen gelben und fadenartigen Stängeln über die Hecken schlingt und ihnen ein ganz eigenthümliches Ansehn gibt. Am Meeresufer sammelte ich viele seltene Pflanzen, besonders an einer Stelle acht Meilen südlich von der Stadt, wo der Boden eine Strecke weit landeinwärts sehr sandig und

mit Strauchgewächsen bedeckt ist. Hier fand ich in großer Fülle eine neue Art jenes eigenthümlichen moosigen Cactus (Melocactus depressus, Hook). Sie hatte nur vier Zoll Höhe und achtzehn Zoll Umfang.

Ungefähr vierzehn Tage nach meiner Ankunft in Pernambuco begab sich Dr. Loudon nach seinem Landhause an dem Ufer des Rio Capibaribe, ungefähr vier Meilen westlich von Recife, und da die dortige Umgegend zum größten Theil unbebautes Land war, so fanden hier meine Forschungen einen um so freieren Spielraum. Der Rio Capibaribe, der sich bei Recife in den Hafen ergießt, ist ein kleines Flüßchen und nur für Kanoes schiffbar. Eine Fahrt von sechs Meilen aufwärts bis nach Monteiro ist äußerst angenehm, und die am Ufer liegenden, von ihren Gärten umgebenen Landhäuser machen die Landschaft noch reizender. Viele dieser Häuser sind nur während der schönen oder trockenen Jahreszeit bewohnt, während welcher die meisten reichen Bürger sich hierher flüchten, um in dem Flusse zu baden, denn in heißen Ländern wird süßes Wasser hierzu vorgezogen, da das Baden im Salzwasser gewöhnlich eine bedeutende Hautentzündung hervorbringt, indem das Salz sich krystallisirt, sobald es nicht mit süßem Wasser wieder abgewaschen wird. Jedes Haus hat zu diesem Zwecke eine große, in den Fluß sich erstreckende Vermachung, deren Dach und Seiten mit Cocusblättern bedeckt sind. Diese leichten Hütten werden meist jedes Jahr neu hergestellt,

da sie in der nassen Jahreszeit gewöhnlich das Wasser hinwegreißt.

Ungefähr zwanzig Meilen westwärts von Pernambuco liegt eine kleine deutsche Kolonie Namens Catucá, die achtzehn Jahre früher — zur Zeit als ein deutsches Regiment, das im Dienste der brasilianischen Regierung stand, seine Entlassung erhielt — gegründet wurde, jetzt aber schnell ihrem Verfall entgegengeht. Die wenigen hier wohnenden Familien gewinnen ihren Lebensunterhalt durch Fertigung von Holzkohlen, die sie zum Verkauf in die Stadt schaffen. Ich wünschte einige Tage dort zuzubringen, und so machte ich mich in Begleitung eines jungen Herrn, Namens White, den ich auf dem Orgelgebirge kennen gelernt hatte, zu Anfang Novembers eines Morgens auf die Wanderung. Zwei von Pernambuco heimkehrende Deutsche waren unsere Führer, und ihre Pferde trugen unser Gepäck. Eine Strecke von zwei Stunden führte unser Weg durch ein flaches Gelände, das hauptsächlich mit Mandiocca bebaut, obgleich zum großen Theil noch ungelichtet war, denn man hatte nur die großen Bäume niedergeschlagen, und einige noch stehende, die sich hoch über ihre Gefährten erhoben, gaben der Landschaft eine anmuthige Abwechselung. Hierauf erstiegen wir eine kleine Höhe und traten in den Urwald. Der Boden, der bisher sandig gewesen war, wurde jetzt zu hartem rothen Lehm. Viele Bäume waren sehr hoch, obgleich sie selten dieselbe

Höhe und in ihren Stämmen denselben Umfang erreichten, wie jene in der Provinz Rio. Unter dem unteren Gesträuch bemerkte ich einige Melastomaceen, Myrtaceen und Rubiaceen. Alles zeugte von einer trockneren Atmosphäre und einem dürreren Boden als um Rio. Es gab keine Farnen, keine Begnonien, keine Piperiten oder Orchideen. An den Stämmen und Zweigen einiger größeren Bäume sah man nur einige Bromeliaceen und Aroideen. Aus diesem Walde gelangten wir in das gelichtete Thal, wo die Hütten der deutschen Kolonisten standen, und wir zogen an einigen derselben vorüber, ehe wir diejenige erreichten, wo wir bleiben wollten. Sie sind meist nur klein, aber weit reinlicher und netter in ihren Einrichtungen als die Hütten der Brasilianer dieser Klasse. Wir schnürten des Nachts unsere Hängematten in einem kleinen Gemache auf und schliefen ruhig bis zum Morgen.

Mein Freund wollte mit einem der Deutschen einige Tage in die Wälder gehen, um zu jagen, und in der Hoffnung, meine botanischen Vorräthe zu bereichern, entschloß ich mich, sie zu begleiten. Wir brachen zeitig auf und hatten ungefähr eine Meile von der Hütte den Wald erreicht. Ich bemerkte hier, wie an ähnlichen Stellen in der Nähe der Stadt, einen großen Mangel an baumartigem Pflanzenwuchs und sammelte auf einer Wanderung von zwei Stunden nur einige Farnen. Wir sahen in diesem Walde einen Baum von ungeheuerer Größe, eine Art

Lecythis, und der Boden unter ihm war mit seinen seltsamen topfförmigen Kapseln bedeckt, die fast die Größe eines Menschenkopfes haben und deren Aehnlichkeit mit einem Topfe durch den großen Deckel, der von jeder einzelnen abfällt, sobald der darin befindliche Samen gereift ist, noch vermehrt wird. Die meisten waren leer und ihre Nüsse von Affen ausgenommen, die sie sehr gern fressen. Indem wir diesen Wald verließen, gelangten wir plötzlich in ein anderes gelichtetes Thal mit mehren verfallenen Hütten. Wir hörten, daß dieß der erste Sitz der Ansiedelung gewesen sei; doch da man den Kolonisten verboten, in dieser Richtung neues Holz zu fällen, so hatten sie ihre jetzige Wohnstätte bezogen. In der Nähe dieser verlassenen Hütten fanden wir einen reichen Vorrath von Ananas und erfrischten uns an einigen derselben, die reif waren, indem wir uns in den Schatten eines Nebengebäudes setzten, worin man früher aus der Mandiocca-Wurzel Mehl bereitet hatte. Ich sah hier zwei schöne Bäume, eine Art Vochysia, mit langen Aehren schöngelber Blüthen geschmückt, und eine prächtige Moronobea coccinea, buchstäblich bedeckt mit ihren runden hochrothen Blumen. Auf dem Rückwege sammelte ich einige Exemplare einer schöngelben Palicourea, «Mata Rato» genannt, die jedoch nicht mit der Pflanze zu verwechseln ist, welche man in Rio unter dem Namen Erva de Rato kennt.

Dicht am Vestlande und ungefähr dreißig Meilen

nördlich von Pernambuco liegt eine kleine Insel, Namens Itamaricá, welche wegen ihres vortrefflichen Klimas und Bodens und der Fülle und Vorzüglichkeit ihrer Früchte der Garten von Pernambuco heißt. Ich wollte diesen Ort auf keinen Fall unbesucht lassen, und so unternahm ich Mitte December in Gesellschaft eines jungen Landsmannes, der sich schon seit einigen Jahren hier aufhielt und viel mit Botanik beschäftigte, einen Ausflug dahin. Wir mußten zu dieser Reise eine Jangada, eines der an diesem Theil der Küste so gewöhnlichen Floßboote, miethen, dessen Mannschaft aus drei Leuten bestand. Für einen Fremden sind dieß allerdings sehr seltsame Fahrzeuge, und wäre ich nicht überzeugt gewesen, daß sie troß ihrer eigenthümlichen Bauart vollkommen sicher seien, so hätte ich jedenfalls einigen Anstand genommen, mich einem dergleichen anzuvertrauen. Nachdem wir unser Gepäck auf die erhöhte Plattform gebracht, so daß es außer Gefahr war, von dem Wasser bespült zu werden, wovon diese Flöße beständig überschwemmt sind, ging die Reise vor sich. Man hat zu dieser Jahreszeit fast beständig Nordostwind, den wir demnach fast gerade im Gesichte hatten; wir waren daher genöthigt, zwischen dem Ufer und dem Riff zu laviren, die auf der ganzen Strecke von Recife bis zur Insel eine Viertelmeile bis auf zwei Meilen von einander entfernt liegen. Da wir bei diesem ungünstigen Winde um vier Uhr Nachmittags noch nicht mehr als die Hälfte

der Reise zurückgelegt hatten, so beschlossen wir, bei einem kleinen Fischerdorfe, Namens Páo Amarello, anzulegen und hier zu übernachten. Es kostete einige Mühe, ein Obdach für unsere Hängematten zu erlangen, und erst nachdem wir mehre abschägige Antworten erhalten, wies uns der Besitzer einer kleinen Venda eine leere, aus Cocusblättern gebildete Hütte an. Wir schafften unser Gepäck hinein, und nachdem wir eine Mahlzeit von Fischen und Farinha verzehrt, schliefen wir vest bis Tagesanbruch. Als wir aufgestanden, machten wir zunächst eine kleine Wanderung in die Umgegend. Der Boden erwies sich sandig, und alle Pflanzen waren von der Trockenheit völlig ausgedörrt. An diesem Punkte ist das Riff gegen eine Meile vom Ufer entfernt und längs seiner ganzen Linie bei hohem wie bei niedrigem Wasser deutlich sichtbar; denn während bei Ebbezeit der Felsen völlig bloß liegt, wird seine Lage selbst bei der höchsten Flut durch die Brandung bezeichnet. Da sich der Wind jetzt mehr nach Osten gedreht hatte, so konnten wir nach dem Frühstücke wieder absegeln. Die Fahrt ging bedeutend schneller als am vorigen Tage, und so erreichten wir die Insel schon gegen Mittag und landeten auf ihrer östlichen Seite bei ihrer Hauptstadt Pilar.

Wir hatten einige Empfehlungsbriefe, und der erste, den wir abgaben, verschaffte uns eine Wohnung. Unser Wirth war Alexandre Alcantara, der Eigenthümer eines

großen Salzwerks, deren es auf der Insel mehre gibt. Sein Haus hatte wie fast alle anderen, die wir sahen, nur ein einziges Stockwerk; die Mauern bestanden aus hölzernen Rahmen, die mit einer Art Lehm ausgefüllt waren, und das Dach bestand aus Ziegeln. Das Gebäude enthielt einige gute, mit Bretern gedielte Gemächer und lag, von Cocusbäumen umgeben, höchst anmuthig am Meeresufer. Des Nachmittags führte uns unser Wirth nach seinen Salzwerken, die in einem Thale gelegen waren, das bei höchster Flut überschwemmt wird. Das Wasser, aus welchem man das Salz gewinnt, wird in großen Behältern bewahrt, von welchen man es, damit es verdunste, von Zeit zu Zeit in Gruben fließen läßt. An diesem Orte, Jaguaribe genannt, gibt es ein und zwanzig verschiedene Manufacturen, die eben so vielen verschiedenen Personen gehören. Der Platz, wo das Wasser abgedünstet wird, ist in kleine Fächer getheilt, die sechszehn Fuß lang und zwölf Fuß breit sind. Senhor Alcantara hat an dem seinigen hundert und zwanzig solcher Fächer. In jedes derselben läßt man aus dem großen Behälter zwei Zoll Wasser fließen, und in acht Tagen ist dieß vollständig verdunstet. Er gewinnt auf diese Weise jährlich gegen vierhundert Alqueires Salz,' jede Alqueire zu acht Arrobas und jede Arroba zu zwei und dreißig Pfund. Man erzeugt dreierlei Salzsorten, wovon die beste zu häuslichen Zwecken, die mittlere zum Einsalzen von Fischen und die ge-

ringste hauptsächlich zum Salzen von Häuten benutzt wird. Im Durchschnitte bringt jede Alqueire gegen drittehalb Schilling ein, sodaß sein ganzes Einkommen von diesem Geschäfte nicht mehr als fünfzig Pfund beträgt. Dergleichen Manufacturen gibt es noch an verschiedenen anderen Punkten.

Diese Insel, die von dem Vestlande durch eine ungefähr eine halbe Legoa breite Straße getrennt wird, ist ziemlich drei Legoas lang und gegen zwei Legoas breit. Sie hat im Ganzen nur zwei kleine Ortschaften: Itamaricá, das auf der Südostseite eine Höhe am Meere einnimmt und nur ungefähr zwanzig Häuser zählt, und Pilar, wo wir gelandet waren, und das, aus einigen unregelmäßigen Straßen bestehend, ungefähr achtzig Wohnungen enthalten mag. Die ganze Anzahl der auf der Insel befindlichen Häuser belief sich, wie man uns sagte, auf dreihundert, während die ganze Bevölkerung auf zweitausend Seelen berechnet wurde. Obgleich es nicht an Wohnungen von hübschem und behaglichem Aeußeren fehlte, so hat doch die Masse der Häuser ein ziemlich ärmliches Ansehen, indem fast alle entweder aus Flechtwerk und Lehm oder aus Cocusblättern erbaut sind. Da das Hauptgewerbe der Einwohner die Fischerei ist, so liegen ihre Hütten meistentheils am Ufer. Die Fische werden gewöhnlich in Pferchen (Curraes) gefangen, die man etwas über Ebbenhöhe aus Pfählen bildet. Eine andere Erwerbsquelle für die Einwohner sind die Cocusbäume, die

um den oberen Theil der Insel einen dichten tiefen Gürtel bilden. Die Fische sowohl als die Nüsse werden zum Verkauf nach Pernambuco geschafft. Im Innern des Eilands gibt es drei Zuckerpflanzungen, und einige der reichen Bewohner treiben bedeutenden Wein- und Mangobau, dessen Erzeugnisse in Pernambuco einen höheren Preis haben als irgend anderwärts erbaute. Gute Trauben kaufte ich das Pfund mit zehn Pence; aber die Erbauer haben große Mühe damit, da die Weinstöcke häufig von einer großen braunen Ameise überfallen und oft in einer einzigen Nacht all ihrer Blätter beraubt werden, sobald man nicht den unteren Theil des Stockes durch Wasser absondert. Die ganze Provinz Pernambuco ist von diesen Insecten überschwemmt. Was die hier erbauten Mangobeeren betrifft, die eben zur Reife kamen, so fand ich sie an Geschmack vortrefflicher als alle anderen, die ich seither gekostet hatte. Sie sind kleiner als jene, die man bei Pernambuco erbaut, und haben in der Farbe sehr viel Aehnlichkeit mit den Pfirsichen.

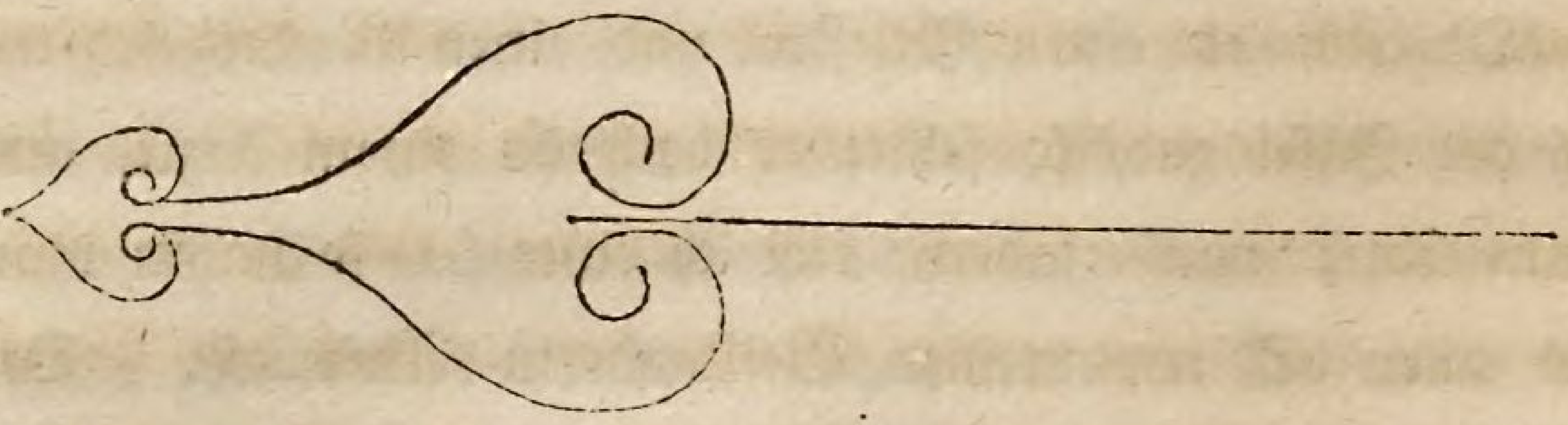
Wir unternahmen während der wenigen Tage, die wir auf der Insel zubrachten, viele Ausflüge nach allen Richtungen. Statt des fast durchgängig ebenen Charakters der Umgegend von Pernambuco findet man hier ein sanftes Wellengelände von Berg und Thal. Großes Holz gibt es wenig; die Waldungen bestehen größtentheils aus kleinen Bäumen und Gebüschen, sodaß viele Theile der Insel mehr das Ansehen eines englischen Obstgartens, als einer unbe-

bauten Gegend des Aequators haben. Einige Aussichten, die auf den Bergen sich uns darboten, waren, wenn nicht großartig, doch wenigstens anmuthig.

Obgleich es einen Priester und einen Rechtsgelehrten auf der Insel gab, so fehlte es doch an einem Arzte, und kaum hatte man erfahren, daß ich einer sei, so nahm man von allen Seiten meinen Beistand in Anspruch. Der erste Kranke, der mich verlangte, war ein Mann mit einem großen Drüsengeschwür am Halse. Er konnte weder sprechen, noch schlingen, und seine Familie hielt ihn für unrettbar verloren. Ich öffnete das Geschwür, wodurch er augenblicklich Erleichterung erhielt, und als ich ihn am nächsten Tage besuchte, konnte er aufrecht sitzen und mich für meine Wunderkur, wie er es nannte, mit Danksagungen überschütten. Dieser Fall hatte mich dergestalt in Ruf gebracht, daß ich eine größere Praxis erhielt, als mir erwünscht war. Zwei meiner Patienten befanden sich im letzten Stadium der Auszehrung, die meisten aber litten am Wechselfieber. Die Auszehrung ist übrigens eine seltene Erscheinung in Brasilien; mir sind auf meiner ganzen Reise nicht mehr als ein halbes Dutzend Fälle vorgekommen. Da ich keine Bezahlung annehmen wollte, so wurde ich mit Geschenken von Fischen, Geflügel und Früchten überhäuft.

Ich habe erwähnt, daß das Hauptgeschäft der Einwohner die Fischerei sei und daß die Fische fast überall

in Pferchen — Curraes — gefangen würden. Man findet diese Pferchen an der ganzen Küste von Pernambuco, und ihre Gestalt ist folgende:



Sie werden aus starken Pfählen gebildet, die man einige Fuß von einander entfernt vest in die Erde rammt, worauf man die Zwischenräume mit kleinen, geraden, vest zusammengebundenen Ruthen ausfüllt. Die gerade vom Ufer auslaufende Ruthenlinie ist zuweilen fast eine Viertelmeile lang und dient dazu, die Fische in die am äußersten Ende befindliche Umzäunung zu leiten. Am Tage vor unserer Abreise von der Insel begleiteten wir unseren Wirth nach seinem Currae, um einem Fischfange beizuwohnen, wozu man nur die Zeit der Ebbe wählt. Wir fuhren in einem Kanoe nach dem Eingange der innersten Umzäunung, wo unser Wirth und noch ein anderer Mann sich entkleideten und mit einem kleinen Netze, an dessen Enden ein kurzer Stab bevestigt war, hineintraten. Einer von ihnen bevestigte hierauf einen dieser Stäbe senkrecht an der Seite des Eingangs, während der andere das Netz entfaltete, den Eingang damit verschloß, so daß kein Fisch entschlüpfen konnte, und dann rings um die Einhegung ging, bis er wieder zu seinem Gefährten kam, worauf das Netz mit

dem ganzen Inhalt der Pferche emporgezogen wurde. Der Fang bestand aus einem Dutzend sehr schöner Fische. Man sagte uns, daß in dieser Jahreszeit überhaupt nur sehr wenig gefangen würden, so daß kaum der Bedarf der Eigenthümer dieser Curraes gedeckt werde. In der Regenzeit dagegen geben diese Fischzüge eine so reichliche Ausbeute, daß man ganze Bootsladungen auf den Markt von Pernambuco sendet. Wir kehrten in einem großen Kanoe nach Recife zurück.

Vierter Abschnitt.

Alagoas und der Rio San Francisco.

Reise nach Süden. Beschreibung der Küste. Barra de S. Antonio Grande. Ankunft in Maceió. Die Stadt und ihre Umgebung. Reise nach dem Rio San Francisco. Batel. Landung bei Peba. Piaßabaßú am Rio San Francisco. Fahrt stromaufwärts bis Penêdo. Die Stadt. Erzeugnisse des Districts. Bevölkerung. Fortsetzung der Stromfahrt. Propià. Ein Markt. Trachten. Traipú. Die Ilha dos Prazeres. Barra de Panema. Beißende Fische. Lagoa Funda. Die Insel S. Pedro und ihre indianische Bevölkerung. Abfahrt. Furchtbarer Sturm. Rückkehr nach S. Pedro. Krankheit des Verfassers. Hungersnoth. Rückkehr nach Penêdo. Dampfschifffahrtsplan. Ankunft in Maceió. Die Stadt Alagoas. Abschied von Maceió. Ein Fischfang mit Fackeln. Wiederankunft in Pernambuco.

Der große Zweck meines Besuchs im nördlichen Brasilien war eine Reise von der Küste nach dem Hochlande an der östlichen Seite des Rio Tocantins. Dieser Theil des Landes, dessen Bereisung mir wegen seiner botanischen Reichthümer von Martius und Anderen ganz besonders anempfohlen worden war, liegt ungefähr eintausend zweihundert Meilen westlich von Pernambuco; aber so gern ich diese Reise auch angetreten hätte, so wurde mir doch

von Personen, die mit dem Innern des Landes bekannt waren, der Rath ertheilt, sie nicht eher als bis zu Ende der Regenzeit zu unternehmen, da es uns in der trockenen Jahreszeit schwer fallen würde, Gras und Wasser für unsere Pferde zu finden. Aber eben so unpassend für eine lange Reise ist die Regenzeit selber, da es während der vier Monate ihrer gewöhnlichen Dauer kaum zwei nach einander folgende trockene Tage gibt. Es war jetzt Ende Januar, und da ich vor Ende Junius oder Anfang Julius nicht aufbrechen konnte, so beschloß ich, die Zwischenzeit zu einer Reise nach Maceió zu benutzen, einer kleinen Hafenstadt in der Provinz Alagoas, ungefähr halben Weges zwischen Pernambuco und Bahia. Von hier aus wollte ich dann einen Ausflug nach dem Rio San Francisco und wo möglich den Fluß hinauf bis zu dem großen Wasserfalle von Paulo Affonço unternehmen. Ich fand keine andere Gelegenheit als ein großes, mit Gütern beladenes Kanoe.

Es war drei Uhr Nachmittags am dreißigsten Januar 1838, als ich meinen Reisepaß erhielt, worauf ich mich sogleich einschiffte, und nachdem wir uns der nöthigen Untersuchung eines Zollbootes unterworfen hatten, segelten wir aus dem Riff und erreichten, von einem Nordost-Passatwinde getrieben, gegen sieben Uhr Abends eine kleine sandige Bai, ungefähr vier Legoas südlich von Pernambuco. Wir stießen während dieser Fahrt mehrmals

auf die Pfähle von Fischpferchen, die längs der Küste sehr häufig sind. Ich habe hier Gelegenheit, der Beschaffenheit des Fahrzeuges zu gedenken, auf welchem ich eingeschifft war. Es hatte ungefähr vierzig Fuß Länge und drei Fuß Breite, denn es war nichts als ein ausgehöhlter großer Baumstamm. Die beiden Enden waren überdeckt und die auf diese Weise gebildeten kleinen Kajüten mit Waaren und Lebensmitteln angefüllt. Wenn sie leer waren, so dienten sie als Schlafplätze für die Schiffsmannschaft, die aus dem eigentlichen Schiffer und zwei Gehilfen bestand. Das Fahrzeug hatte einen einzigen langen schmächtigen Mast mit einem dreieckigen Segel, dessen unterer Theil an einer langen Spiere ausgebreitet war. Etwas unter dem Schanddeck auf jeder Seite waren zwei Stämme von leichtem schwimmenden Holze bevestigt, die nicht bloß eine größere Befrachtung des Kanoes möglich machten, sondern auch dessen Umschlagen verhinderten und zugleich einen Raum darboten, wo man herumgehen konnte, denn unser Schifflein war bis auf zwei Fuß über seinen Rand mit Fracht beladen. Man kann sich denken, daß eine solche Fahrt nicht die bequemste war, da ich fortwährend auf einem meiner Koffer sitzen mußte und keinen anderen Schutz hatte gegen Sonne und Regen, als meinen Regenschirm. Nahe an der Stelle, wo wir ankerten, brannten zwei große Feuer, bei deren Scheine wir mehre Leute und drei bis vier Hütten er-

kannten. Ich wünschte hier zu landen, um mir wo möglich eine Schlafstätte zu verschaffen, doch der Schiffer wollte sich auf keinen Fall an's Ufer wagen, da er mit einigen der Bewohner, wie er sagte, in üblem Vernehmen stand. Nachdem ich daher mit den Schiffsleuten eine Mahlzeit von Orangen, Farinha und gesottenen Salzfischen verzehrt, legte ich mich, in meinen Poncho gehüllt, auf mein Gepäck und schlief — aber wahrlich nicht sehr behaglich — bis zum Morgen. Bei Tagesanbruch fuhren wir weiter und passirten um neun Uhr Morgens das Vorgebirge S. Augustino, eine Felsenspitze, hinter welcher das Land von hundert bis zu zweihundert Fuß über den Meeresspiegel sich erhebt. Dieser Punkt liegt acht Legoas südwärts von Pernambuco, und das zwischenliegende Land ist eine ununterbrochene Ebene. Wir fuhren den ganzen Tag dicht am Ufer hinab, indem wir uns fortwährend zwischen diesem und dem Riffe hielten. Das Gestade ist ein mit kleinen grünen Bäumen und blühendem Strauchwerk bedecktes Wellenland, und die Schönheit dieser Küste war trotz einiger Einförmigkeit ein kleiner Ersatz für die Unannehmlichkeit, einen ganzen Tag ununterbrochen der Sonne ausgesetzt zu sein. Um acht Uhr Abends ankerten wir wieder an einem Orte, wo mein Schiffseigner bekannt war. Wir landeten, und ich erhielt eine Schmiedewerkstatt zum Nachtquartier, überzeugte mich jedoch am anderen Tage, daß ich im beßten Hause des

ganzen Ortes geschlafen hatte, denn es war aus Flechtwerk und Lehm erbaut, während die anderen nur aus Pfählen und Cocusblättern bestanden. Am nächsten Morgen führte mich der Schiffer eine Stunde weiter am Ufer hin in das Haus eines Verwandten von ihm, wo uns eine freundliche Aufnahme ward, und da ein Theil von der Ladung des Kanoes hier gelandet und wieder andere Fracht eingenommen wurde, so verweilten wir hier den ganzen Tag, was mir nicht eben unlieb war, denn wir hatten bis zum Abend ein heftiges Regenwetter. Ich wurde hierdurch auch behindert, einen Ausflug in die Umgegend zu machen, obgleich mir vielleicht nicht viel verloren ging, denn ich sah auf einem kurzen Spaziergange, daß fast alle Gewächse verbrannt waren. Das Land erhebt sich hier höher als an irgend einem anderen Punkte zwischen Pernambuco und Maceió, und die Oberfläche mehrer kleiner Berge zeigt eine Art grobkörnigen Sandsteinfelsens, ganz von derselben Art, wie das Riff, das sich mehre hundert Meilen längs der Küste nördlich und südlich von Pernambuco erstreckt. Dieses Riff, das mit kleinen Muscheln und korallenartigen Substanzen bedeckt ist, entstand nach Darwin's Ansicht entweder durch eine Bank von Sand und Kies, die früher unter dem Wasser lag und erst verhärtet und dann erhöht wurde, oder durch eine lange mit der Küste gleichlaufende Sandzunge, die sich in ihrem Mittelpunkte bevestigte, während späterhin eine leichte Ver-

änderung in den Strömungen die lockeren Bestandtheile hinwegnahm und nur den harten Kern zurückließ. Aber ich theile weder die eine, noch die andere dieser Vermuthungen, weil ich an der Stelle, wo wir uns jetzt befanden, bei niedrigem Wasserstande eine Felsenverbindung zwischen dem Riff und dem Gestein entdecken konnte, aus welchem die Berge bestanden. Wahrscheinlicher ist es, daß das Riff seinen Ursprung einer Zerbröckelung des Felsens zwischen ihm und dem Ufer verdankt; aber auf welche Weise dieß geschehen, will ich nicht zu erörtern versuchen. Dieser Sandstein gehört, wie ich später zeigen werde, zur Kreidemergelbildung.

Wir schliefen in dem Hause jenes Verwandten, der seines Gewerbes ein Schneider und außerdem ein anerkannter Dichter und Witzkopf war, und die Zeit verstrich mir in seiner Gesellschaft und im Kreise seiner Familie, die aus mehren Söhnen und Töchtern bestand, höchst angenehm. Früh am nächsten Morgen segelten wir weiter, indem wir uns wie vorher dicht am Ufer hielten, und landeten gegen zwei Uhr Mittags bei Barra de S. Antonio Grande, einem kleinen Flecken gegen neun Legoas nördlich von Maceió, der aus ungefähr hundert, größtentheils aus Cocusblättern erbauten Häusern besteht, die meist auf einer hervorragenden, an der einen Seite vom Meere und an der anderen von einem kleinen gleichnamigen Flusse begränzten, flachen Landspitze liegen. Fluß und Flecken

haben ihren Namen von einer großen weißen Sandbank, die sich in einiger Entfernung vom Ufer über die Strommündung erstreckt. Die Einwohner leben hauptsächlich vom Fischfang, doch hörte ich später in Maceió, daß dieser Ort ein vielbesuchter Landungsplatz für Sklavenschiffe sei, und er scheint auch wirklich für einen solchen Zweck eine ganz geeignete Lage zu haben.

Ich machte in den Nachmittagsstunden eine kleine Wanderung an dem Ufer des Flusses, ohne viel Neues zu entdecken. Wie in allen anderen sandigen Strichen längs der Küste, besteht auch hier die Vegetation aus niedrigen Sträuchen mit einigen kleinen Bäumen untermischt. Schinus terebinthifolius findet man am häufigsten. Eines der auffälligsten Naturerzeugnisse in der Nähe des Dorfes ist ein großer, dicht am Flusse stehender wilder Feigenbaum, in dessen Schatten vier große Kanoen erbaut wurden, und unter dessen weit sich ausbreitenden, fast bis zur Erde reichenden Zweigen des Nachmittags die Gevatterschaft des Dorfes sich versammelt. Die Blätter dieses Baumes sind ungefähr sechs Zoll lang und drei Zoll breit und seine Früchte von der Gestalt großer Stachelbeeren. Als ich des Abends durch das Dorf ging, hatten fast alle Bewohner ihre Häuser verlassen, um den Mondschein und den erquicklich kühlen Abendwind zu genießen. Viele von ihnen lagerten auf der bloßen Erde, andere hatten sich auf Matten oder Cocusblätter gebettet, und in jeder

dieser Gruppen gab es einen oder mehre, größtentheils junge Männer, welche die anderen mit heiterem Guitarrenspiel unterhielten. Da mein Schiffer in dem Dorfe heimisch war, so wurde ich eingeladen, in seinem Hause zu übernachten; doch konnte er mir kein Bett anbieten, und ich mußte mich daher in dem Winkel eines kleinen Gemaches auf eine Thierhaut strecken; aber kaum war ich eingeschlafen, als mich ganze Legionen hungriger Wanzen überfielen, die aus den Ritzen der Lehmwände hervorströmten. Die Qual war zu groß für mich; ich sprang auf, trug die Bestandtheile meines Bettes vor das Haus hinaus, schüttelte sie gehörig ab und bereitete mein Lager unter freiem Himmel, wo ich mich bis zum Morgen eines erquicklichen Schlummers erfreute. Es war dieß auf meiner ganzen Reise das erste Mal, daß ich ernstlich von diesem Insect gepeinigt wurde, das weder so häufig, noch in solcher Ueberzahl vorkommt, wie der Floh.

Gegen Mittag des nächsten Tages, des vierten Februar, verließen wir Barra de San Antonio Grande und erreichten um fünf Uhr Abends Maceió. Kurz darauf übergab ich einen Empfehlungsbrief an Herrn Burnet, den einzigen englischen Kaufmann an diesem Orte, der mich freundlich einlud, während meines Aufenthalts in seinem Hause zu wohnen. Maceió ist eine ziemlich bedeutende Stadt und zählt ungefähr 5000 Einwohner. Vor Brasiliens Unabhängigkeit, ehe die Portugiesen von

den Brasilianern vertrieben wurden, belief sich die Einwohnerzahl auf 7000, und da die Portugiesen die bedeutendsten Kapitalisten waren, so hat der Handel dieses Ortes seitdem beträchtlich abgenommen. Die Stadt selber steht auf einer fünfzig bis sechszig Fuß über dem Meeresspiegel erhabenen Plattform und ungefähr eine Viertelmeile vom Meere entfernt, doch liegt unmittelbar am Meere, etwas mehr als eine Meile nordöstlich, ein kleines Dorf, Jaragua genannt, wo es zwei Quais zum Ein- und Ausladen von Gütern und ein Zollhaus gibt. Die Bai von Maceió ist von beträchtlichem Umfange und bildet einen Halbkreis mit gutem Ankergrund. Früher führten britische Fahrzeuge viel Baumwolle und Zucker aus diesem Hafen, während jetzt das ganze Jahr hindurch kaum mehr als zwei bis drei englische Schiffe hier einlaufen und der größere Theil dieser Producte nach Bahia oder Pernambuco geführt wird. Die Umgegend ist nicht so flach und einförmig, wie die von Pernambuco, da sich waldige Hügelketten, von Sträuchern und niedrigen Bäumen bedeckt, bis dicht ans Meer erstrecken. Von einigen Ausflügen in die Nachbarschaft, die ich in Gesellschaft eines jungen Schotten unternahm, der hier seit einiger Zeit als prakticirender Arzt sich aufhielt, brachte ich eine nicht unbedeutende botanische Ausbeute heim. Ich nenne davon eine schöne Dattelpflaume (Diospyros), ein seltenes Eriocaulon, eine Marcetia taxifolia, eine

Eschweilera, verschieden von jener, die man bei Pernambuco findet, und einen Melocactus. Man hält Maceió für ungesünder als Pernambuco und Bahia, indem Wechselfieber besonders zu Anfang der Regenzeit eine sehr häufige Erscheinung sind.

Da der Rio San Francisco nur zwei und dreißig Legoas südlich von Maceió entfernt ist, so beschloß ich, einen Ausflug dahin zu unternehmen, besonders als ich hörte, daß der Fluß gegen hundert Meilen ohne Unterbrechung schiffbar sei. Ein Portugiese, der einige Jahre früher bis zu dem großen Wasserfall — Cachoeira de Paulo Affonço — gereist war, widerrieth mir zwar diese Reise, da gerade um jetzige Zeit der Fluß seine bedeutendste Höhe erreiche und ich eine sehr gefährliche Fahrt haben würde, ohne bei der südlichen Lage dieses Flusses und nach der langen Trockenheit auf einen Gewinn für meine Sammlungen rechnen zu können. Doch ließ ich mich in Ermangelung eines anderen Zeitvertreibs und weil ich seither die Beschwerden des Reisens immer geringer gefunden hatte, als sie mir geschildert worden waren, durch diesen Rath nicht abhalten und schätzte mich glücklich, den Schwarzen in Dienst zu bekommen, der jenen Portugiesen auf seiner Reise begleitet hatte.

Ich miethete mir daher nach den nöthigen Vorbereitungen eine Jangada, die mich längs der Küste nach der Mündung des Flusses fahren sollte, und verließ Maceió

am fünfzehnten Februar um fünf Uhr Morgens. Es war eigentlich meine Absicht gewesen, schon um elf Uhr in der Nacht vorher bei Aufgang des Mondes abzufahren; doch da ich zu der bestimmten Stunde mit meinem Gepäck an's Ufer kam, war der Eigenthümer der Jangada nirgend zu finden, obgleich er vest versprochen hatte, mich zu erwarten. Ich schickte, um ihn aufsuchen zu lassen, augenblicklich meinen schwarzen Diener ab, der aber bald unverrichteter Sache wieder zurückkam. Es blieb mir daher nichts Anderes übrig, als am Ufer auf und ab zu wandeln, bis sich kurz vor fünf Uhr der Eigenthümer endlich einstellte. Als ich ihn wegen seiner Abwesenheit zur Rede setzte, gab er mir mit der größten Ruhe zur Antwort, ich hätte mich nicht pünktlich bei Aufgang des Mondes eingestellt, und er sei daher in der Meinung, ich würde vor Tagesanbruch nicht ankommen, und um sich die Zeit zu vertreiben, auf den Fischfang ausgegangen. Von einem starken Nordostwind getrieben, hatten wir Maceió bald aus dem Gesicht verloren, und längs einer flachen strauchbewachsenen Küste segelnd, erreichten wir des Abends die Mündung eines kleinen Flusses, an dessen südlichem Ufer, ungefähr eine Meile aufwärts und zwanzig Legoas von Maceió, ein kleines Dorf Namens Batel liegt, wo wir übernachteten. Ich wählte, statt der mir angebotenen Hütte von Cocusblättern, lieber die Jangada zum Nachtquartier; aber ich hatte Ursache, diese Wahl zu bereuen. Es

war Flutzeit, als wir ankamen, und die Jangada fuhr dicht an's Ufer, so daß sie, als wieder Ebbe ward, auf dem Trocknen lag. Ich hatte nicht bedacht, daß alle sumpfigen, schlammigen, mit Mangelbäumen bedeckten Ufer besonders an den Mündungen der Flüsse von Mosquitos wimmeln; aber ich wurde bald daran erinnert, als ich um Mitternacht erwachte und Gesicht und Hände von den Stichen dieser lästigen Insecten geschwollen fand. Da ich in meinen Kleidern schlief, außerdem aber keine Decke besaß, so mußte ich mein Gesicht mit meinem Schnupftuche verhüllen und meine Hände in die Taschen stecken; doch obgleich ich auf diese Weise gegen die schmerzhaften Stiche dieser Thiere einigermaßen geschützt war, so verstrich dennoch geraume Zeit, ehe ich vor ihrem lauten Gesumme wieder einschlafen konnte. Bei Tagesanbruch bemerkte ich, daß mich außer den Mosquitos ganze Schwärme einer kleinen schwarzen Sandfliege (Merohy) umgaben, die zwar nicht viel größer ist als ein Pulverkorn, aber trotzdem sehr empfindliche Stiche versetzt. Wir hatten am Morgen keine so hohe Flut wie am Abend vorher, und es erforderte daher einige Anstrengung, die Jangada wieder flott zu machen. Indem wir durch das Felsenriff an die Mündung des Flusses schwammen, passirten wir eine Reihe kleiner Wogenbrüche, deren drei sich unmittelbar über die erhöhte Plattform ergossen, wo ich meinen Sitz hatte, und mich bis auf die Haut durch-

näßten. Mittags ein Uhr erreichten wir ein kleines Küstendorf Namens Péba, ungefähr noch fünf Legoas nördlich von der Mündung des Rio San Francisco. Hier hatte meine Seereise ein Ende, da die heftige Brandung, welche über das seichte Mündungsriff dieses Flusses stürmt, einer Jangada die Einfahrt unmöglich macht. Das Dorf liegt eine kleine Strecke landeinwärts und ist, vom Meere aus gesehen, hinter einem hohen Sandwall verborgen, aber dennoch schon in weiter Ferne an einer Anzahl hoher, dicht am Ufer stehender Cocusbäume zu erkennen. Ich bemerkte hier besonders einen Umstand, welcher die merkwürdige Erscheinung eines durch mehre Sandsteinlagen gehenden fossilen Baumstammes erklären kann. Viele Cocusbäume nämlich sind mit ihren Stämmen bis zu einer Tiefe von funfzig Fuß und darüber in den Sanddamm gebettet, der am Ufer sich hindehnt und an vielen Stellen mehre Hundert Fuß breit ist; ja einige liegen so tief, daß man die Früchte pflücken kann, ohne den Baum zu erklimmen. Da nun dieser Sand in verschiedenen Zeiträumen und besonders während des nordöstlichen Passatwindes angehäuft wird, so muß er, wenn er sich einmal verhärtet, eine ungeheuere Anzahl unregelmäßig horizontaler Lager darstellen, durch welche sich dann die Stämme der Palmen ziehen.

Ein Fischer, den ich am Ufer traf, gab mir die Erlaubniß, bis zum nächsten Tage eine leere Hütte einzu-

nehmen, und indem ich mich, während mein Gepäck gelandet und in die neue Wohnung geschafft wurde, auf einen alten Baumstamm setzte, der an der Flutlinie des Strandes lag, bemerkte ich, daß das ganze Ufer mit Krabben von verschiedener Größe bevölkert war. Ein kleineres dieser Thiere, das zu dem Geschlecht Gelasimus gehörte und dessen Verrichtungen ich genau beobachtete, war eben mit dem Bau oder der Erweiterung seiner Höhle beschäftigt. Ich sah, wie es alle zwei Minuten mit einem Theilchen Sand in der linken Scheere auf der Oberfläche erschien und diesen mit einem plötzlichen Wurfe gegen sechs Zoll weit von sich schleuderte, aber jedes Mal nach einer anderen Richtung, damit nirgend eine Aufhäufung entstand. Ich hatte einige kleine, zur Gattung der Turbo gehörige Muscheln in meiner Tasche und suchte eine derselben in die Höhle zu werfen, um zu sehen, ob die Krabbe sie wieder herausbringen würde. Von den vieren, die ich in dieser Absicht auswarf, fiel nur eine in den Bau, die anderen blieben einige Zoll weit davor liegen. Nach fünf Minuten kam das Thierchen wieder zum Vorschein und trug die Muschel, die es mit herausbrachte, einen Fuß weit von seinem Bau hinweg. Als es hierauf die anderen sah, die in der Nähe der Oeffnung lagen, ging es augenblicklich an's Werk, auch diese hinwegzuräumen, indem es dieselben einzeln nach der Stelle trug, wo es sich der ersten entledigt hatte. Nachdem dieß geschehen

war, begann es wieder die unterbrochene Arbeit des Sandauswerfens. Ich konnte mich bei diesem Anblick unmöglich des Gedankens erwehren, daß die Verrichtungen dieses Thieres, das in der Reihe der Geschöpfe auf einer so tiefen Stufe steht, das Ergebniß der Vernunft, nicht aber eines blinden Instinctes seien, denn selbst ein Mensch hätte unter ähnlichen Umständen nicht weiser handeln können.

Am Tage nach unserer Ankunft in Péba unterhandelte ich mit dem Eigenthümer eines Ochsenkarrens, der mich und mein Gepäck nach Piassabassú bringen sollte, einem kleinen Dorfe an dem nördlichen Ufer des Rio San Francisco und ungefähr zwei Legoas von der Mündung entfernt. Er versprach, zu früher Vormittagsstunde zu kommen, erschien aber zu meinem großen Verdruß erst fünf Uhr Nachmittags. Wir fuhren ungefähr zwei Meilen längs dem sandigen Ufer, wendeten uns dann eine kleine Strecke landeinwärts und verfolgten unseren Weg fast in gleicher Richtung mit der Küste durch eine flache, buschige Sandgegend, wo ich hauptsächlich Mouriria Guianensis Aubl. und mehre Lauraceen bemerkte. Wir mußten allerdings den größeren Theil unserer Reise bei Nacht zurücklegen, doch fand ich bei meiner Rückkehr hinlängliche Gelegenheit, das Pflanzenleben dieser Gegend genauer zu untersuchen. Auch war ich, als die Reise einmal vor sich ging, über unseren verspäteten Aufbruch gar nicht ungehalten, da es

sich in diesem Lande bei Abend weit angenehmer reist als in der Hitze des Tages. Unser Karren war von sehr urthümlicher Bauart, ähnlich den Fuhrwerken, die im Innern Brasiliens gewöhnlich sind, und nicht sehr verschieden von jenen, deren die Römer sich bedienten. Er bestand aus einem plumpen Kasten, der auf zwei massiven Rädern von fünf Fuß Durchmesser ruhte und von sechs zu Paaren gejochten und von zwei Treibern geführten Ochsen gezogen wurde. Einer dieser Treiber geht als Führer voran, während der andere mit seiner langen Stange die Ochsen antreibt. Die Achsen werden nie geschmiert und verursachen daher ein höchst unangenehmes Geräusch, das man schon in weiter Ferne hört. Man sagt, die Ochsen seien so sehr an dieses Geräusch gewöhnt, daß sie gar nicht ziehen würden, wenn man die Achsen schmieren wollte. Es war Nachts zehn Uhr, als wir das Ziel unserer Reise erreichten, und da es hier keinen Ort gab, wo ein Fremder übernachten konnte und ich an keinen der Bewohner dieses Dorfes empfohlen war, so brachte mich unser Führer in das Haus eines seiner Bekannten, wo die einzige Bequemlichkeit, die man mir bieten konnte, in einem kleinen, sehr schmuzigen Gemache bestand, was jedoch, da ich in meiner eigenen Hängematte schlief, nicht viel zu bedeuten hatte.

Piassabassú ist ein kleines Dorf, dessen meist einstockige Häuser, die in ihrer weißen Uebertünchung ein recht sau-

deres Ansehen haben, zum großen Theil um einen geräumigen Platz erbaut sind, in dessen Mitte eine Kirche steht. Viele von den Wohnungen in unmittelbarer Nähe des Flusses waren verlassen, da dessen Anschwellung dieß Mal bedeutender war, als je wieder seit einer noch weit größeren Ueberschwemmung im Jahre 1793. Am Morgen nach unsrer Ankunft miethete ich ein Kanoe zur Fahrt nach Villa do Penêdo, sieben Legoas weiter stromaufwärts. Um acht Uhr stießen wir vom Lande, aber der Strom war so mächtig, das sich das Kanoe fortwährend dicht am Ufer halten mußte, und ein kleines Segel, das uns vorwärts trieb, war häufig kaum hinreichend, uns vor dem Hinabtreiben zu sichern, sodaß unsere Bootsleute ihre Ruder gebrauchen mußten. Bei Piassabassú beträgt die Breite des Flusses ungefähr zwei Legoas, doch ist das jenseitige Ufer nicht sichtbar, weil eine große Insel in der Mitte liegt, und erst als wir eine halbe Legoa stromaufwärts gefahren waren, erblickte ich diesen großartigen Strom zum ersten Mal in seiner ganzen Breite. Das Ufer besteht auf beiden Seiten bis zu einer Strecke von drei Legoas aus Flachland, das gegenwärtig weit und breit überschwemmt war. Wir fuhren an großen Feldern von Zuckerrohr vorüber, wo nichts zu sehen war als die Spitzen der Blätter, die, auf dem Wasser schwimmend, solchen Stellen das Ansehen grüner Wiesen gaben. Wo Bäume standen, sah man nur die oberen Zweige und von Häusern nur die Dächer. Die

Anschwellung des Flusses nimmt ihren Anfang im October, zu welcher Zeit in den südlichen Provinzen, wo er entspringt, die Regenzeit beginnt, und dauert fort bis Ende März. Ungefähr fünf Legoas von der Küste wird das Land auf der Südseite des Flusses etwas höher und nimmt nun von hier aus bis nach Penêdo eine wellenförmige Beschaffenheit an, während die andere Seite fortwährend flach bleibt. Nach einer Fahrt von zwei Legoas am nördlichen Ufer steuerten wir, um den Wind zu benutzen, nach dem südlichen. Es gibt auf beiden Seiten einige Zuckerpflanzungen, doch sind die durch Anbau entstandenen Waldlücken kaum bemerkbar. Die Gewalt des Stromes hatte den Ufern, besonders an gewissen Krümmungen des Flusses, durch fortwährende Unterwühlung bedeutenden Schaden gethan, und wir sahen große Massen von Erde versinken, während die Bäume, die darauf gestanden hatten, auf der Flut davon schwammen. Penêdo wurde erst sichtbar, als wir nur noch eine Legoa davon entfernt um eine hochbewaldete Felsenspitze fuhren und von hier aus endlich die weißen, von der sinkenden Sonne prächtig beleuchteten Häuser vor uns liegen sahen. Bald nachher erkannten wir Villa Nova, eine kleine Stadt ungefähr eine halbe Legoa unterhalb Penêdo, aber auf dem südlichen Ufer, und da der Rio San Francisco die Provinz Alagoas von der Provinz Sergipe scheidet, so geht daraus hervor, daß Villa do Penêdo in der ersteren, Villa Nova in der letzteren liegt.

Wir landeten so spät, daß ich die Empfehlungsbriefe, die ich von Maceió mitbrachte, nicht mehr überreichen konnte, und da die Bootsleute nicht bis zum Morgen warten wollten, so sandte ich Pedro, meinen schwarzen Diener, aus, damit er mir für diese Nacht ein Obdach suche. Er ließ länger als eine Stunde auf seine Rückkehr warten und brachte mir dann die Botschaft, daß er große Mühe gehabt, eines zu finden, da alle Häuser von den vielen Familien überfüllt waren, welche die Ueberschwemmung aus ihren eigenen Wohnungen vertrieben hatte. Ein leeres Haus wäre mir allerdings am liebsten gewesen; doch da dieß ein unerreichbares Verlangen war, so ließ ich mein Gepäck in die einzige Wohnung bringen, die Pedro aufgefunden hatte. Es war das Haus eines jungen Mädchens, das allein darin wohnte und ein Gewerbe trieb, welches in Brasilien für nicht so entehrend gehalten wird, wie in den meisten anderen Ländern. Wir übernachteten in unseren Hängematten in einem kleinen Gemache dieses Hauses. Auf meiner Wasserfahrt hierher sah ich mehre große blühende Schilfarten und eine gelbblumige Jussiaea. Eine kleine Strecke unterhalb Penêdo wuchs in Ueberfluß Machaonia spinosa, von den Brasilianern Espinha branca genannt, ein hübscher dorniger Strauch mit großen Rispen kleiner weißer Blumen. Von dieser, sowie von einer Gattung Oxypetalum mit großen süßduftenden Blumendolden, sammelte ich einige Exemplare.

Am nächsten Morgen übergab ich meine Empfehlungsbriefe. Einer derselben war an die oberste Magistratsperson des Districtes — den Juiz de Direito — Dr. Manoel Bernardino de Souza de Figueiredo gerichtet, der mich sehr herzlich bewillkommte und mich einlud, bei ihm zu wohnen, bis sich Gelegenheit zur Fortsetzung meiner Flußreise darböte. Ich kehrte augenblicklich in meine Wohnung zurück, um die Wegschaffung meines Gepäcks zu besorgen; aber ehe dieß noch geschehen war, machte mir der Juiz einen Gegenbesuch und drückte bei dem Anblick meiner elenden Herberge sein Bedauern aus, daß ich nicht gleich bei meiner Ankunft in sein Haus gekommen wäre. Zu den größten Uebelständen, die ein Reisender in Brasilien zu ertragen hat, gehört vorzugsweise die Schwierigkeit, eine Wohnung zu finden, denn außer in Rio de Janeiro, Bahia und einigen Städten der Bergdistricte gibt es im ganzen ungeheueren Reiche nirgend ein Gasthaus, und selbst diese wenigen Ausnahmen sind im Besitze von Ausländern. Es wird lange dauern, ehe solche Bequemlichkeiten allgemeiner werden, denn die Brasilianer reisen stets mit ihren eigenen Dienern, mit Lebensmitteln, Kochgeräth und Betten, und es gibt selten ein Dorf, wo nicht wenigstens irgend ein leeres Haus zu finden wäre; ist auch dieses nicht zu haben, so begnügen sie sich in der trockenen Jahreszeit mit einem Lagerplatze unter einigen großen Bäumen, wo sie ihre Hängematten an den Zweigen bevestigen. Ich habe

später auf diese Weise reisen müssen und oft Monate lang unter keinem Dache geschlafen. Die Brasilianer behandeln jeden Fremden, der an sie empfohlen ist, mit der größten Aufmerksamkeit, und ich bin auf allen meinen Wanderungen nur selten ohne Empfehlungsbriefe von einem Ort zum anderen gereist, aber von Denjenigen, an welche sie gerichtet waren, stets auf's Freundlichste empfangen worden.

Villa do Penêdo, so genannt wegen seiner Lage auf einem erhöhten felsigen Punkte am nördlichen Ufer des Flusses, ist ungefähr dreißig Meilen von der Mündung entfernt. Der Felsen, auf welchem es steht, ist ein feinkörniger gelbfarbiger Sandstein, dessen Schichten sich von Osten nach Westen neigen. Die Straßen sind unregelmäßig, die Häuser aber von vester Bauart, zum Theil zwei Stock hoch und meist aus demselben Sandstein erbaut, welcher die Grundlage der Stadt bildet. Man zählt 4000 Einwohner, wovon der größere Theil sehr arm ist. Es gibt nicht weniger als sechs große und massiv gebaute Kirchen, und mit einer derselben ist ein Franziskanerkloster, Namens Nossa Senhora de Corrente, verbunden, das aber nur noch drei Bewohner enthält. In der Comarca oder dem Districte Penêdo erbaut man hauptsächlich Zucker und Baumwolle, und der größere Theil dieser Pflanzungen liegt am Rande des Flusses unterhalb der Stadt. Mandiocca, Bohnen und Reis erzeugt man nur für den eigenen Bedarf. In den inneren Theilen des Districtes

wurde früher nicht unbedeutende Viehzucht getrieben, übermäßige Trockenheit aber und das Ueberhandnehmen einer Läuseart (Carrapato), die zuweilen zu einer solchen Pest wird, daß ein Eigenthümer in kurzer Zeit seine ganze Heerde verliert, haben diesen Betriebszweig nicht gedeihen lassen. Unter portugiesischer Herrschaft war Penêdo eine blühende Stadt, jetzt aber geht sie schnell ihrem Verfall entgegen. Folgende Uebersicht der Einwohnerzahl der ganzen Comarca im Jahre 1837 verdanke ich der Güte des Juiz de Direito, und man ersieht daraus das Verhältniß der verschiedenen Racen zu einander.

Weiße	22,045
Freie Mulatten	32,694
Mulatten=Sklaven . . .	4,531
Freie Schwarze	10,113
Schwarze Sklaven . . .	10,876
Eingeborene Indianer . .	2,331
zusammen	82,590.

Drei Tage nach meiner Ankunft in Penêdo erfuhr ich, daß ein leeres Kanoe den Fluß hinauf fahre, so weit er schiffbar sei. Ich nahm mir daher für eine geringe Summe einen Platz auf diesem Boote und verließ Penêdo nach den gehörigen Vorbereitungen am zweiundzwanzigsten Februar Mittag ein Uhr, auch dieß Mal mit Briefen an einige der bedeutendsten Bewohner verschiedener Orte versehen, wo wir wahrscheinlich halten würden. Unser Kanoe

war von ungewöhnlicher Größe, nämlich vierzig Fuß lang und vier Fuß breit. Es ist selten der Fall, daß zu einem Fahrzeuge von dieser Größe ein einziger Baum ausreicht; man hilft sich dann dadurch, daß man den größten, den man finden kann, aushöhlt, ihn der Länge nach mitten entzwei sägt und ihm durch Einfügung von Bohlen die nöthige Breite gibt. Auf diese Weise war auch unser Kanoe gebaut. Das eine Ende hatte eine zehn Fuß lange Ueberdachung von Cocusblättern, die bei Tage als Schutz gegen die Sonne und des Nachts als Schlafkajüte diente. Ein einziger Mast trug zwei große dreieckige Segel von sehr grobem inländischen Baumwollenzeuch, die auf beiden Seiten an einer langen Spiere ausgebreitet waren. Der Seewind erreicht Penèdo gewöhnlich des Mittags, und so fuhren wir mit diesen flügelartigen Segeln, trotz der mächtigen Strömung gegen uns, mit großer Schnelligkeit den Fluß hinauf. Da es für kleinere Kanoen sehr gefährlich ist, den angeschwollenen Fluß zu befahren, so werden gewöhnlich zwei davon zusammengebunden, und diese bilden dann ein sogenanntes Ajojo. Um 6 Uhr Abends erreichten wir das Dorf Propiá auf dem nördlichen Ufer, sieben Legoas von Penèdo entfernt. Es zählt gegen zwei hundert und funfzig, meistentheils kleine, aus Flechtwerk und Lehm erbaute Häuser, wovon viele in der Nähe des Flusses halb unter Wasser standen und daher von ihren Bewohnern verlassen waren.

Unter den Gewächsen auf beiden Ufern des Flusses nenne ich als die auffälligsten eine Menge großer, zur natürlichen Ordnung der Leguminosen gehöriger Bäume mit großen Aehren, hellrothen Blumen, sowie eine zahlreich wachsende seltene Cactusart von zwanzig bis dreißig Fuß Höhe, die mit ihren hervorstehenden fleischigen und nackten Aesten einem ungeheueren Armleuchter gleicht. Ich bemerkte einen überraschenden Unterschied zwischen dem Grün auf diesem Theile der Gegend, der seit vier Monaten unter Wasser gestanden, und jenem der höheren Theile, die fast seit sechs Monaten kein Regen befeuchtet hatte. Letztere glichen fast den nackten Wäldern Europas, wenn der Winter sie entlaubt hat; nur einzelne Bäume waren noch mit Blättern bekleidet, alle anderen aber hatten in Folge der übermäßigen und anhaltenden Trockenheit ihr Laub verloren. Das Gelände zwischen Penêdo und Propiá ist nur unbedeutend hügelig, zwei Legoas über dem ersteren Orte jedoch sieht man auf der Nordseite ungefähr acht Legoas vom Flusse eine ziemlich hohe Bergkette, die Serra de Priáca, und vier Legoas weiter hinauf einen hohen kegelförmigen Berg, Serra de Maraba genannt, der sich in nordnordwestlicher Richtung und ungefähr sechs Legoas entfernt wie eine Pyramide über das umliegende Flachland erhebt. Da in Propiá jeden Sonnabend ein Markt gehalten wird und der Eigenthümer des Kanoes zur Fracht für die Rückfahrt einige Einkäufe zu machen hatte, so mußte ich zwei Tage

hier liegen bleiben. Am Morgen nach unserer Ankunft machte ich einen kleinen Spaziergang in die Gegend hinter der Stadt, fand aber allen Pflanzenwuchs in so vollständig vertrocknetem Zustande, daß sich nirgends etwas Grünes entdecken ließ. Ich nahm dann meinen Weg nach dem Ufer, wo ich zwei schön blühende Gattungen der Caesalpinia und eine niedrige staudenartige Gattung des Crotons sammelte, der sehr gewöhnlich ist und dessen Holz, wenn man es zerbricht, fast wie das Holz des Calycanthus duftet.

Die Vorbereitungen zu jenem Markte verursachten einige Lebendigkeit, da den ganzen vorhergehenden Tag, besonders gegen Abend, ununterbrochen mit allerlei Waaren beladene Kanoen anlangten, während man aus dem Innern mit bepackten Pferden in die Stadt kam. Ich schlief in meinem Kanoe, das zwischen mehren anderen lag, und so weckte mich am Morgen des Markttages schon zu früher Stunde der Lärm einer buntscheckigen Menge von Männern, Weibern und Kindern aller Farben, von dem dunkelschwarzen Afrikaner bis zu den nicht eben weißen Brasilianern. Der Ort, wo der Markt gewöhnlich gehalten wurde, stand unter Wasser; die Menge hatte sich daher am westlichen Ende der Stadt auf einem höheren Theile des Ufers versammelt. Sobald ich angekleidet war, nahm auch ich meinen Weg dahin, um zu sehen, welche Arten von Waaren hier feil geboten würden, und fand, wie sich

erwarten ließ, ein Gemisch der verschiedenartigsten Dinge, hauptsächlich aus Eßwaaren und Kleidungsgegenständen bestehend. Außer anderen von geringerer Bedeutung waren folgende Artikel am reichlichsten vorhanden, als Farinha de Mandiocca, getrocknetes Rindfleisch, große Fische, meistentheils an der Sonne gedörrte Störe aus dem Flusse, Zucker in großen käseförmigen Hüten oder in kleineren, die wie Backsteine gestaltet waren, Melasse in langen ledernen Flaschen, frisches Fleisch, Pisangfrüchte, Seife, Schuhe, englische Baumwollenzeuche, Stricke, aus den Fasern heimischer Pflanzen gefertigt, Tabak, Planken und Pfosten zum Häuserbau, irdene Waaren, Kochgeschirre, Leder, Häute, Rum und dergleichen.

Das Auge des Fremden wird zunächst von der verschiedenartigen Tracht dieser Leute gefesselt. Die besseren Klassen tragen entweder leichte Jacken und Hosen oder nur Hemd und Hosen und darüber einen langen Ueberwurf von gedruckter Baumwolle, wozu während der kühlen Morgen und Abende noch ein Mantel von schottischem Tartan gehört. Strümpfe sind selten, man begnügt sich, die nackten Füße in ein paar braunlederne Pantoffeln zu stecken. Die Landleute tragen gewöhnlich einen breitrandigen Hut von Leder und zuweilen eine lederne Jacke; am gewöhnlichsten aber besteht ihre ganze Kleidung aus Hosen von dünnem Baumwollenzeuch, die nicht weit über das Knie reichen, und aus einem frei heraushängenden Hemde

von gleichem Stoffe. Die Neger kleiden sich gewöhnlich wie die Weißen, doch verrathen die Frauen einen besseren Geschmack als die Männer, die häufig nur mit Lumpen behangen sind, aber sich in diesem Anzuge offenbar eben so glücklich fühlen, als gingen sie in den beßten Kleidern einher. Ich fand hier zum ersten Mal eine größere Anzahl brasilianischer Ureinwohner versammelt, von denen viele unverkennbare Spuren einer Mischung theils mit weißem, theils mit schwarzem Blute zeigten, die jedoch nicht hinreichend gewesen war, die eigenthümliche Schiefheit der Augen und das schlichte schwarze Haar des Amerikaners zu vertilgen.

Es war drei Uhr Nachmittags, ehe wir Propiá verlassen konnten, und gegen acht Uhr erreichten wir Traipú, einen anderen kleinen Ort auf der Nordseite des Flusses und ungefähr sieben Legoas weiter aufwärts. Eine halbe Legoa über Propiá fuhren wir an einem kleinen Dorfe, Namens Collegio, vorüber und zwei Legoas weiter an einem noch kleineren, Namens San Bras, die beide auf dem nördlichen Ufer lagen. Bis zu dem letzteren Orte ist das Land zu beiden Seiten des Flusses fast von derselben Beschaffenheit wie über Penêdo; eine Legoa über San Bras aber wird es höher, während die wellenförmigen Hügelketten an vielen Stellen so dicht an's Wasser reichen, daß sie den Fluß beengen und dadurch dessen Strömung noch reißender machen. Den höchsten Theil

der Gegend bildet ein Berg gegenüber Traipú, der Endpunkt einer, Serra de Tabangá genannten Hügelreihe. Die Wirkungen der Trockenheit auf das Pflanzenleben zeigten sich hier noch auffälliger als weiter abwärts. So weit das Auge schauen konnte, ließ sich nirgend etwas Waldartiges erspähen; Hügel und Thäler waren spärlich mit kleinen entlaubten Bäumen und Sträuchern bedeckt, durch welche der eben so nackte, rothe Boden schimmerte. Längs den Ufern standen hier und da einige Häuser, nicht aber landeinwärts. Die einzigen Gegenstände, woran das Auge in dieser wüstenartigen Gegend sich erquicken konnte, waren die grünen Büsche längs den überschwemmten Ufern und die wunderlichen Cacteen, deren es auf trockenen, steinigen Stellen im Ueberfluß gab. Diese letzteren fallen dem Reisenden am meisten in's Auge; einige ihrer Stämme sind von ungeheuerer Dicke, und ihre ausgebreiteten Gipfel ragen hoch über die nächsten Gewächse empor. Unter den vielen Pflanzen, welche die Oberfläche der Erde bekleiden, haben diese jedenfalls das merkwürdigste Ansehn, denn ihre ungeheueren fleischigen Aeste scheinen mehr ein Werk der Kunst als der Natur zu sein. Nur Gewächse wie diese können während der anhaltenden Trockenheiten, welchen dieses Land unterworfen ist, ihr Grün bewahren, doch gibt es auf den felsigen Stellen, wo sie stehen, noch außerdem viele Bromeliaceen, die trotz der Dürre nicht nur üppig erwachsen,

sondern auch in höchster Vollkommenheit ihre großen rothen Blumenbüschel hervorbringen. Das Gestein, auf welchem diese Gewächse gedeihen, besteht aus Gneiß in dünnen, dunkelfarbigen und reichlich mit kleinen Granaten versehenen Schichten, die in einem sehr stumpfen Winkel nach Süden laufen. Wir blieben die Nacht in Traipú und setzten am nächsten Morgen um neun Uhr unsere Reise fort; ein allzustarker Wind machte es uns jedoch unmöglich, gegen den Strom zu fahren, und nachdem wir eine halbe Legoa zurückgelegt, mußten wir einige Stunden am nördlichen Ufer liegen bleiben. Dieß gab mir Gelegenheit, an's Land zu gehen und meine Sammlungen mit einigen Zugaben zu bereichern. Es befand sich darunter eine Gattung Azolla, die hier an einer flachen, schlammigen und etwas überschwemmten Stelle in größter Fülle wuchs. Hier fand ich auch einige der größten Cacteen, die ich je gesehen habe. Einer davon hatte einen Stamm von ziemlich drei Fuß Durchmesser und erhob sich unverzweigt bis zu einer Höhe von zehn Fuß; die vollständige Höhe jedoch konnte nicht weniger als dreißig bis vierzig Fuß betragen. Die fleischigen Stämme und Aeste dieser und anderer großer Cactusarten werden von den Bewohnern dieser Gegend in Zeiten der Noth von den Dornen gereinigt, gekocht und gegessen; dem Vieh werden sie unter ähnlichen Umständen roh gegeben. Eine kleine Strecke unterhalb dieser Stelle, aber

auf dem südlichen Ufer, bemerkte man am Abhange eines kleinen Hügels eine alte Goldgrube, doch schien sie schon lange wieder aufgegeben zu sein, da die Haufen ausgeworfener Erde mit dem niedrigen Strauchwerk bewachsen waren, das diesem Districte eigenthümlich ist. Unsere Reise fortsetzend, näherten wir uns gegen Sonnenuntergang einer kleinen, aber hohen Insel in der Mitte des Stromes, der Ilha dos Prozeres, auf deren Gipfel eine Kirche gleiches Namens steht. Dieser Insel gegenüber, auf der Nordseite, fuhren wir an der Mündung eines kleinen Flusses, des Rio de Panêma, vorüber, der in der Sertao der Provinz Alagoas entspringt. Auf der oberen Seite dieser Mündung liegt ein kleines, nur aus einigen Häusern bestehendes Dörfchen, Namens Barra de Panêma. Etwas weiter aufwärts steuerten wir nach der Südseite, um einen alten Neger abzusetzen, der von Propiá aus unser Reisegefährte gewesen war, und mußten dann eine geringe Strecke über dieser Stelle zu unserem großen Leidwesen bereits für die Nacht an's Land legen; denn der Fluß macht hier eine Krümmung nach Norden, und obgleich ein starker Wind wehte, so konnten wir es doch troß der Anstrengung unseres Schiffsvolkes, das aus drei Mann bestand und von mir und meinem Diener unterstüßt wurde, auf keine Weise dahin bringen, unserem Kanoe eine solche Wendung zu geben, daß uns der günstige Wind von Nutzen gewesen wäre. Hätten wir es

einem Seitenwinde ausgesetzt, so wäre es umgeworfen worden, und zum Rudern war es zu unlenksam.

Am folgenden Morgen unternahm ich eine kleine Wanderung nach einer hohen Kette von Gneißfelsen in einiger Entfernung vom Flusse und fand hier verschiedene Cactusarten, darunter einen Melocactus, der bedeutend größer war als jener, der um Pernambuco so häufig ist. Er wächst in den Spalten des Gesteins, wo es kaum eine Spur von Erde gibt, und seine zähen Wurzeln gehen so tief, daß man sie nur mit Mühe herausziehen kann. Man findet jetzt diesen Cactus (Melocactus Hookerianus, Gard.), den ich in die Heimat sandte, in den Sammlungen von Kew und Glasgow. Während ich, den Wind erwartend, im Kanoe lag, hörte ich ein plätscherndes Geräusch auf dem Wasser, als würden die Wellen von einem heftigen Regen gepeitscht; doch rührte dasselbe, wie ich mich bald überzeugte, von unzähligen kleinen Fischen aus der Klasse der Salmoniden her, deren es einen solchen Ueberfluß gab, daß ich in Ermangelung einer Angel mit einem gebogenen und an einem Faden bevestigten Nagel in wenigen Minuten gegen dreißig Stück erbeutete. Diese Fische sind nicht über drei Zoll lang und ein bis anderthalb Zoll hoch. Die größere untere Hälfte ihres Leibes ist silberweiß, der Rücken aber bleifarbig. Sie sind äußerst gefräßig und zahlreich, besonders in seichtem Wasser, wo die Kinder sie in Menge fangen,

und lassen sich zu einem trefflichen Gericht bereiten. Die Indianer nennen dieselben Piába. Von einem jungen Manne, der an einer seichten Stelle des Flusses mit Angeln beschäftigt war, erhielt ich einige andere Fischarten und darunter eine, welche von den Uferbewohnern fast aller Seen und Flüsse der nördlichen Provinzen nicht wenig gefürchtet wird. Es ist der „Piranha“ der Brasilianer, der gleichfalls zu den Salmoniden und zwar zur Gattung Serasalmo gehört, ein breitgedrückter Fisch von einem, zuweilen auch zwei Fuß Länge und beträchtlicher Höhe. Sein Rücken ist dunkelbraun und der Bauch gelblichweiß, beide aber sind mit einzelnen rothen Flecken bezeichnet. Der untere Kiefer steht etwas über den oberen hinaus und beide sind mit ungefähr vierzehn flachen und dreieckigen Zähnen bewaffnet, die ziemlich einen Viertelzoll lang und sehr scharf sind. Dieser Fisch ist sehr gefräßig und daher leicht zu fangen. Badende werden von ihm nicht selten sehr schmerzhaft verwundet, und man hat mir häufig die Narben seiner Bisse gezeigt. Auch sagt man, daß Enten durch die Gefräßigkeit des Piranha ihre Beine eingebüßt haben, und an Stellen, wo er gerade sehr zahlreich ist, sollen durch seine Angriffe selbst schon Kühe getödtet worden sein, die, um zu saufen oder sich abzukühlen, in's Wasser gingen.

Wir setzten um elf Uhr Morgens unsere Reise fort und erreichten um ein Uhr Lagoa Funda, ein kleines Dorf auf dem nördlichen Ufer. Es besteht nur aus wenigen

Häusern und erhielt seinen Namen von einem großen, tiefen See, der westwärts von diesem Oertchen mit dem Flusse parallel läuft. Auf der Fahrt hierher sahen wir eine in Nordnordwest liegende Gebirgskette, die Serra de Pão de Assucar, die höchste des ganzen Districts, welche gegen Westsüdwest plötzlich zu Ende geht und von dort allmälig nach Ostnordost sich neigt. Das umliegende Gelände erschien hier wieder in grünem Kleide, da es kürzlich mehrmals geregnet hatte. Wir mußten, weil es uns an Wind fehlte, bis fünf Uhr Nachmittags hier liegen bleiben, dann aber erreichte uns der Seewind, und wir gelangten um halb sieben Uhr zu einem anderen kleinen Dorfe, Namens San Pedro. Es liegt auf einer gleichnamigen, flachen, sandigen Insel, die ungefähr eine halbe Legoa lang und eine Viertellegoa breit ist. Das obere Ende, wo das Dorf steht, ist offen, das andere aber dicht mit Büschen und kleinen Bäumen bewachsen.

Ich übernachtete im Kanoe, doch wurde mir von den Mosquitos, die mich umschwärmten, nur wenig Schlaf gegönnt. Früh des Morgens machte ich eine Wanderung über die Insel und sammelte einige Pflanzen. Den Tag über herrschte die unerträglichste Hitze; das Thermometer zeigte gegen Mittag $99\frac{1}{2}$ ° im Schatten, und da auch nicht der leiseste Windhauch wehte, so hätte man in dieser drückenden Luft, so heiß, als käme sie aus einem Ofenloche, fast ersticken mögen. Man erblickte keine Seele im Freien,

und die wenigen Ziegen und Ferkel auf der Insel, sowie die Hunde suchten den Schatten einiger Zizyphusbäume in der Nähe des Ufers. Es herrschte eine Stille wie um Mitternacht; der Gesang der kleinen Vögel, der mich auf meiner Morgenwanderung entzückt hatte, das laute gellende Geschrei des Gavata, eines großen Wasservogels, und der eintönige Ruf des Bem-te-vé, Alles war verstummt, selbst die Bäume waren bewegungslos, und die mächtige gelbe Wassermasse wälzte sich, von keinem Winde bewegt, langsam und träge den Strom hinab. Ich lag in meiner Hängematte unter einem Zizyphus, bis die Strahlen der Sonne an Kraft verloren. Erst um sechs Uhr Abends erreichte uns der Seewind, und da dieß zu spät war, noch unter Segel zu gehen, so blieben wir für die Nacht auf der Insel. Gleich nach Sonnenuntergang verließen die meisten Bewohner ihre Häuser, um vor ihren Thüren oder am Ufer die erquickliche Kühle des Abends zu genießen. Natürlich folgte ich ihrem Beispiel, und es war fast Mitternacht, als ich zur Ruhe ging.

Es wohnen ungefähr vierzig Familien anf dieser Insel, größtentheils civilisirte Indianer. Am Abend unserer Ankunft wurde ich ihrem Häuptling vorgestellt, einem alten Manne in einem Lederhute, groben baumwollenen Beinkleidern, einem Hemde von gleichem Stoffe und einem Paar lederner Sandalen, der ein Netz ausbessernd unter einem Zizyphus saß. Ich erfuhr von ihm,

daß die auf der Insel wohnenden Indianer sich allmälig verminderten, und er seufzte, als er die Prophezeihung aussprach, daß der Tag nicht mehr fern sei, wo sein Stamm erlöschen oder sich wenigstens mit den anderen Bewohnern vermischen würde. Die noch Unvermischten sind von kleiner, aber kräftiger Gestalt, und hinsichtlich ihres Charakters erschienen sie mir sanft und gefällig. Ich bemerkte eine Kirche in dem Dorfe, der Geistliche aber war abwesend.

Am Morgen des achtundzwanzigsten und des zweiten Tages nach unserer Ankunft wanderte ich noch ein Mal über die Insel und fand in der Mitte einen großen Strich, der mit einer sehr stacheligen Gattung der Cochenillen-Opuntie (Opuntia coccinellifer) bedeckt war. Außerdem sammelte ich verschiedene Gattungen von Viscum und Loranthus, die an den Zweigen der Mimosa und des Zizyphus wuchsen, und die sandigen Ufer auf der Südseite der Insel boten mir eine reiche Menge der Ehrenbergia tribuloides, Mart., und eine lupinenartige Zornia. Der Morgen war verhältnißmäßig kühl, der Tag aber schwül und ruhig, und das Thermometer zeigte wieder 96 Grad im Schatten. Auch heute ward es sechs Uhr Abends, ehe wir Wind bekamen, und so mußten wir abermals liegen bleiben. Das Wehen des Windes war von einer seltsamen Lufterscheinung begleitet. Im Westen versank die Sonne in feuriger Glut und von rothgefärbten Wolken umgeben, und aus Osten rückte eine unge-

heuere Dunstmasse heran, die in der Ferne dem Dampfe eines großen Feuers glich. Sie zog langsam vor dem Winde her, bis sie sich endlich an uns vorüberwälzte und wir die kleinen Bläschen sehen konnten, aus welchen sie zusammengesetzt war. Der Wind war fünf Minuten lang so glühend heiß, daß ihm Jeder zu entrinnen suchte, dann aber hauchte er wieder seine gewöhnliche erquickende Kühle aus. Der alte Häuptling erzählte mir auf meine Frage, ob diese Erscheinung hier öfter wahrgenommen werde, daß dieß besonders zu Anfang der Regenzeit der Fall sei, und daß eine lange Erfahrung ihn gelehrt, sie als die Vorläuferin eines großen Sturmes (hum temporal) zu betrachten.

Am nächsten Tage, Abends halb sechs Uhr, fuhren wir weiter und hatten kaum eine Stunde zurückgelegt, als wir am nordöstlichen Himmel in einer Masse schwarzer Wolken die sicheren Vorboten eines nahenden Sturmes erblickten. Wir befanden uns in diesem Augenblicke fast auf der Mitte des Stromes, der hier eine Legoa breit war, und der Schiffer gab daher augenblicklich Befehl, nach dem nördlichen Ufer zu steuern; doch erreichte uns schon auf halbem Wege ein Windstoß, der das Kanoe fast ganz auf die Seite warf. Es schöpfte eine bedeutende Masse Wasser, und unsere Mannschaft verlor alle Geistesgegenwart; Einer schrie, man solle Dieß thun, ein Anderer Jenes, ohne daß Etwas gethan wurde. Der untere Theil

des Segels auf der Leeseite lag im Wasser, und hätte ich nicht mit dem Beistande meines Pedro den Strick erfaßt, durch welchen das äußerste Ende der langen Spiere an den Gipfel des Mastes gezogen wird, und es auf diese Weise aus den Wellen erhoben, so hätte sich das Fahrzeug ebenfalls mit Wasser gefüllt und wir Alle wären rettungslos verloren gewesen. Wir waren noch immer eine Strecke vom Ufer entfernt; der Sturm tobte jetzt in seiner ganzen Wuth, während die Wellen über Bord schlugen. Mittlerweile waren die Segel eingezogen worden, und da unser Schiffer erkannte, wie gefährlich es war, die Wetterseite des Fahrzeugs noch länger gegen den Wind zu halten, so ließ er vor dem Winde her nach der anderen Seite des Flusses steuern. Wir fuhren auf diese Weise in schiefer Richtung fast drei Meilen weit, bis wir das südliche Ufer erreichten, und in dieser furchtbaren Zwischenzeit tobten Sturm und Regen, Blitz und Donner in einer Weise, wie ich dieß noch nie erlebt hatte. Es war jetzt völlig Nacht geworden, doch verbreiteten die leuchtenden Blitze zuweilen ein Licht, so glänzend wie Tageshelle. Das Kanoe strandete zwischen einigen kleinen Bäumen und wurde an zwei derselben bevestigt, während wir, ohne den mindesten Schutz, von dem zwei Stunden lang in Strömen herabgießenden Regen bis auf die Haut durchnäßt wurden. Als das Ungewitter sich gänzlich erschöpft hatte, war auch der Wind verschwunden, und da wir ohne diesen nicht weiter fahren

konnten, so beschlossen wir, mit dem Strome nach der Insel San Pedro zurückzukehren. Es geschah, und wir mußten daher den größten Theil der Nacht in unseren nassen Kleidern bleiben. Auf dieser Rückfahrt bemerkte ich einige große Meteore, die von Nordost nach Südwest dem Laufe des Sturmes folgten.

Die zwei nächsten Tage herrschte wieder Windstille, und des Abends erhoben sich heftige Gewitterstürme, so daß wir genöthigt waren, auf der Insel zu bleiben. Bald aber wurde ich durch ein noch ernsteres Ereigniß unter den Indianern zurückgehalten. Am Tage nach jenem furchtbaren Unwetter fühlte ich mich von einem fieberhaften Unwohlsein befallen, und zwei Tage später war ich an einer heftigen Ruhr erkrankt, die in dieser Jahreszeit zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehört und ohne Zweifel durch den plötzlichen Wechsel der Temperatur entsteht. Mittlerweile war günstiger Wind eingetreten; doch da ich viel zu unwohl war, um weiter reisen zu können, so fuhr das Kanoe ohne mich von dannen, und ich blieb in einer alten Hütte zurück, die kürzlich unter Wasser gestanden hatte und deren Fußboden noch immer naß war. Hier lag ich fünf Tage lang in meiner Hängematte so krank, daß ich mich für verloren hielt. Noch kurz vorher im Besitze der vestesten Gesundheit, war ich, in wenig Tagen zu einem bloßen Schatten zusammengeschrumpft, kaum im Stande, meine Beine zu heben, als ich aus der Hängematte stieg. Ich hatte meine

Reiseapotheke, um mich für diesen Nebenausflug nicht mit Gepäck zu überladen, zu meinem großen Leid in Maceió gelassen und mußte mich daher mit den unter den Bewohnern gebräuchlichen Arzneimitteln begnügen. Sie bestanden aus Ricinusöl und einer starken Limonade von Essig und weißem Zucker. Es gab nur eine einzige Venda im Dorfe, in welcher die letzteren Bedürfnisse zu bekommen waren, die aber merkwürdiger Weise außerdem weiter nichts zu verkaufen hatte als Rum. Von Lebensmitteln war nichts zu erlangen, und so mußte ich, nachdem unser eigener Vorrath erschöpft war, mit meinem Diener fast Hunger leiden. Nicht einmal ein Bißchen Farinha war aufzutreiben, und wir wären in dem hilflosesten Elend gewesen, hätte uns nicht eine alte Indianerin, die mich während meiner Krankheit liebreich verpflegte, mit einigem Geflügel versorgt. Während ich noch an's Bett gefesselt war, schickte ich meinen Diener nach einem anderen kleinen Dorfe, einige Legoas weiter stromaufwärts, damit er wo möglich einigen Zehrbedarf erkaufe, aber er kam zurück, ohne etwas erhalten zu haben. Der arme Schelm dauerte mich am meisten, denn er war gesund und empfand daher die Qualen des Hungers um Vieles schärfer als ich. Glücklicher Weise kam endlich ein Kanoe mit einer kleinen Ladung Farinha an die Insel, und ich kaufte davon für das Vierfache des gewöhnlichen Preises so viel, als zur Rückreise nach Penêdo allenfalls ausreichen konnte,

denn ich hatte jetzt jeden Gedanken aufgegeben, noch weiter stromaufwärts zu fahren. Die armen Bewohner der Insel befanden sich selber in Hungersnoth, denn ihre Hauptnahrung bestand jetzt in der Frucht der Geoffroya superba, eines kleinen Baumes, der auf der Südseite der Insel in ziemlich großer Anzahl wächst. Er erreicht fast eine Höhe von zwanzig Fuß und trägt eine fleischige Steinfrucht von der Größe einer Wallnuß. Ich sah fast in jedem Hause, gleichviel ob es von Indianern oder Brasilianern bewohnt war, einen großen Topf voll solcher Früchte bereiten, und zwar entweder im Hause selbst über einem auf dem Boden brennenden Feuer oder unter einem nahen Baume, und sobald die Mahlzeit ziemlich fertig war, versammelten sich Gruppen nackter Kinder und halbnackter Männer und Frauen um diesen Topf, jedes mit zwei Steinen, einem größeren und einem kleineren, versehen, womit sie, nachdem die äußere fleischige Hülse verzehrt war, die darin befindliche Nuß aufschlugen. Die Hauptnahrung dieser Inselbewohner besteht eigentlich in Fischen, die aber bei bedeutender Anschwellung des Flusses schwer zu gewinnen sind.

Am westlichen Ende des Dorfes steht ein einzelner, weit sich ausbreitender Zizyphus, und da diese Bäume das ganze Jahr hindurch ihr dichtes Laub bewahren, so dient ihr Schatten Menschen und Thieren als Zufluchtstätte vor der übermäßigen Hitze des Tages. Unter demjenigen, von welchem ich jetzt rede, sah man eine Anzahl Dorfbewohner

beiderlei Geschlechts versammelt, wovon die Weiber auf ausgebreiteten Matten saßen und an einem Rocken ein grobes Baumwollengarn spannen, das hauptsächlich zu Dochten für eine Art Kerzen gebraucht wird, welche sie aus einem braunen, hier erzeugten Wachse fertigen. Die Männer sind bei Weitem nicht so arbeitsam wie die Frauen, und man sieht sie gewöhnlich müßig umher stehen oder in ihren Hängematten liegen. Unter diesem großen Zizyphusbaume werden jeden Morgen mehre Hängematten aufgehangen, die selten unbesetzt sind. Des Sonntags legen die Frauen ihren Spinnrocken bei Seite, aber gleich nach der Messe sieht man einzelne Gruppen von ihnen beim Kartenspiel, womit sie fast den ganzen Tag über beschäftigt bleiben. Da sie nicht um Geld spielen, so bedienen sie sich frischer Bohnen als Spielmarken. Auch ich brachte, ehe ich mich wieder hinlänglich erholt hatte, um die Insel verlassen zu können, die meiste Zeit unter dem Schatten dieses Baumes zu, indem ich entweder auf die Unterhaltung dieser Leute horchte oder ihre tausend Fragen über meine Heimat und andere ferne Länder beantwortete. Diese Fragen waren oft lächerlich genug, und ich konnte häufig merken, daß man meine Antworten für Aufschneidereien hielt, obgleich man zu höflich war, dieß auszusprechen. Ich habe diese Bemerkung nicht blos bei den armen Insulanern von S. Pedro, sondern auch bei sogenannten gebildeten Leuten gemacht. So entsinne ich mich, daß ich einst mit dem Prä-

sidenten einer inneren Provinz auf die Dampfschifffahrt zu reden kam und ihm erzählte, daß viele englische Dampfboote jetzt ganz aus Eisen erbaut würden, worauf er mir zwar nicht offen erwiderte, er glaube mir nicht, aber doch die einfache Bemerkung machte, daß, wenn man in Brasilien Eisen in's Wasser lege, dieß allezeit untersinke.

Am zwölften März, nachdem ich gerade vierzehn Tage auf der Insel gewesen war, nahm ich endlich Abschied von meinen indianischen Freunden und bestieg ein Kanoe zur Rückfahrt nach Penêdo, wo ich am Morgen des vierzehnten anlangte und bei meinem Freunde, dem Juiz de Direito, den freundlichsten Willkommen fand. Ich ließ mich auf dieser Fahrt mehrmals an's Land setzen, um lebende Exemplare der verschiedenen Cactusarten zu sammeln, deren es an den felsigen Stellen der Ufer eine große Menge gibt. An einem dieser Punkte bemerkte ich mehre schöne Bäume des Peltophorum Vogelianum, Benth., der, zur natürlichen Ordnung der Leguminosen gehörig, eine Höhe von vierzig Fuß erreicht und am Gipfel ausgebreitete Aeste trägt. Seine Blätter sind groß und anmuthig und gleichen eher Farnwedeln als Blättern eines Baumes. Die Blütentrauben an den Spitzen der Zweige sind häufig über einen Fuß lang, die Blumen von schöner Goldfarbe, und der ganze Baum bietet in der Ferne einen prächtigeren Anblick dar als irgend ein anderer, der mir bekannt ist. Unser Kanoe wurde vom Strome davon geführt, des Nachmittags aber

und einen großen Theil der Nacht wehte ein so heftiger Seewind, daß unser Lauf nicht wenig gehemmt wurde. Die Bootsleute bedienten sich jedoch zur Ueberwindung dieses Hindernisses eines Hilfsmittels, das mir völlig neu war. Sie landeten an einer bewaldeten Stelle und schnitten eine bedeutende Anzahl Zweige ab, banden sie mit Stricken zusammen und schnürten dann das eine Ende eines langen Seiles darum, während das andere an dem Kanoe bevestigt wurde. Hierauf steuerten sie nach einem Theile des Flusses, wo es eine heftige Strömung gab, und warfen das Bündel über Bord, das als frisches Holz unter die Oberfläche des Wassers versank und, auf diese Weise gegen den Wind geschützt, von der ganzen Gewalt des Stromes erfaßt und davon getrieben wurde, so daß unser Kanoe fast eben so schnell hinabfuhr, als während der Windstille des Tages.

Ich verweilte acht Tage in Penêdo und war, Dank der großen Freundlichkeit des Juiz de Direito, bald wieder bei so kräftiger Gesundheit, daß ich manche kleine Ausflüge in die Umgegend machen konnte. Der Juiz ist einer von den wenigen mir bekannt gewordenen Brasilianern, die ich wahrhaft hochschätze. Er hatte die Universität von Coimbra besucht, und ich fand in ihm einen fein gebildeten Mann, der als Richter selbst bei den proceßsüchtigen Brasilianern in Ansehn stand. Auch er war der Botanik zugethan, obgleich er sich mehr theoretisch als praktisch damit beschäftigte, und hatte

einige Jahre früher während seines Aufenthaltes in Pará die Bekanntschaft der Herren Riedel und Natterer gemacht, die beide bei ihm gewohnt hatten. In Gesellschaft dieses trefflichen Mannes, sowie seines Bruders, eines Geistlichen, der aus Bahia zum Besuch gekommen war, in Benutzung seiner Bücher und im Umgange mit einigen Familien, die wir besuchten, verstrich mir die Zeit meines hiesigen Aufenthaltes auf die angenehmste Weise.

Eines Tages begab ich mich nach Villa Nova, um einen Obersten Bento Mello Pereira, den Besitzer einer großen Zuckerpflanzung, zu besuchen. Nachdem ich von ihm die Einladung erhalten, zum Mittagsessen wieder einzusprechen, ging ich nach seiner Pflanzung, die ungefähr zwei Meilen entfernt war, fand aber wenig Ersatz für diese Mühe, denn die Sonne war heiß und der Boden trocken und sandig. Ich kehrte kurz vor zwei Uhr, der bestimmten Tischstunde, in das Haus zurück und fand noch zwei andere Gäste. Das Mahl war trefflich und wurde mit einem gewissen Prunk servirt. Jeder von uns hatte einen Sklaven zur Bedienung, und ehe wir Platz nahmen, reichte uns ein kleiner schwarzer Bursche ein zum Händewaschen bestimmtes silbernes Becken, das er aus einem großen silbernen Eimer mit Wasser füllte, während uns ein langes Handtuch, das über seine Schultern hing, zum Abtrocknen diente. Nach Tische führte mich der Oberst über die Stadt hinaus, um mir ein Schiff zu zeigen, das er bauen ließ. Es war ein

Fahrzeug von hundert und fünfzig Tonnen, und er hatte es zum Küstenhandel, hauptsächlich aber zu Zuckerladungen nach Bahia bestimmt. Die Planken bestanden aus Pao Amarello und Oiti, zwei Holzarten, die man im nördlichen Brasilien vorzugsweise zum Schiffbau benutzt. Zu welcher Baumgattung das Pao Amarello gehört, ist mir unbekannt, das Oiti aber ist Bentham's Moquilea tomentosa, zum ersten Mal nach den Exemplaren beschrieben, die ich ihm von Pernambuco sandte.

Man hat neuerlich den Vorschlag gemacht, den Rio de San Francisco durch Dampfschifffahrt zum Verbindungsmittel zwischen der Küste und den innern Provinzen zu machen. Wenn man nur die Karte von diesem Theile des Landes vor sich hat, so mag es wohl scheinen, als sei von der Natur einem solchen Plane jegliche Erleichterung geboten; man sieht eine bequeme, billige, obgleich etwas weitschweifige Wasserstraße, die unmittelbar vom Meere aus in das Herz der inneren, reichen und verhältnißmäßig starkbevölkerten Berg- und Diamantendistricte führt, welche von den großen Märkten von Rio de Janeiro und Bahia durch hohe Gebirge mit beschwerlichen und kostspieligen Uebergängen getrennt sind. Aber ich zweifle, daß ein solcher Plan jemals zur Ausführung kommen werde, und habe drei sehr wesentliche Gründe für diese Meinung. Für's Erste ist das Mündungsriff des Flusses gegen zwei Legoas breit, stets von einer heftigen Brandung bedeckt

und selten mehr als vier Fuß unter Wasser; für's Zweite gibt es an dem Wasserfall Paulo Affonço eine gegen sechszig Meilen lange Reihe von Stromschnellen und Wasserfällen, die für jede Schifffahrt ein ernstliches Hinderniß bilden, und drittens hat das ganze zwischenliegende Land eine sehr spärliche Bevölkerung, die sich bei der wüsten Natur eines großen Theils des Inneren schwerlich vermehren wird; aus diesen Ursachen könnte man der Küste nur wenig Producte zuführen, und somit würde das Unternehmen, selbst wenn es ausführbar wäre, keinen großen Gewinn bringen. Wäre das Innere des mittleren Theiles von Brasilien so fruchtbar, als diejenigen anzunehmen pflegen, die es nie besucht haben, so könnte man hoffen, daß es mit der Zeit ein eben so reich cultivirter District werden würde als der Gürtel des Landes längs der Küste, und in einem solchen Falle dürfte ein großes Nationalunternehmen zur Herstellung einer leichteren Verbindungsstraße zu erwarten sein; so lange es aber ein dürrer, trockener Strich bleibt, der kaum zur Viehzucht tauglich ist, möchte wohl jeder Brasilianer Bedenken tragen, sein Geld in ein Unternehmen zu stecken, das darauf ausgeht, den San Francisco schiffbar zu machen. Möglich, daß in Zeiten ansteckender Speculation eine Gesellschaft von Engländern zu diesem Versuche sich verleiten läßt; denn daß man neuerlich in Brasilien noch viel abgeschmacktere Unternehmungen begonnen hat, beweist jenes Denkmal der Thorheit, die Rio-Doce-Compagnie.

Die Nordamerikaner, besonders die Hinterwäldler, sind wegen ihrer Neugier bekannt; es scheint dieß ein allgemeiner Fehler aller derjenigen zu sein, die wenig mit Fremden verkehren, und mir begegnete einige Tage nach meiner Rückkehr nach Penêdo ein merkwürdiges Beispiel dieser Art. Ich hatte Briefe von Maceió an einen Herrn, der bei einem verheiratheten Bruder wohnte, und dessen Familie zu den vornehmsten Leuten des Ortes gehörte. Obgleich es noch nicht elf Uhr war, so fand ich doch die Herrin vom Hause, eine auffallend hübsche Frau, bereits im eifrigsten Kartenspiel mit ihrem Gatten, wobei sie in einer Hängematte lag, er aber neben ihr auf einem Stuhle saß. Sie hatte eben erst geraucht — ein fast allgemeiner Gebrauch bei den Frauen des Innern — denn es lag eine lange Pfeife an ihrer Seite, und an dem Boden hafteten die Merkmale eines nicht unbedeutenden Auswurfs. Ich mußte Platz nehmen und wurde von der guten Dame, die eine äußerst geläufige Zunge besaß, augenblicklich mit einer Flut von Fragen überschwemmt. Unter unzähligen anderen will ich hier nur folgende erwähnen. Was für ein Landsmann sind Sie? Wie heißen Sie? Wie alt? Sind Sie ein Arzt? Sind Sie verheirathet? Leben Ihr Vater und Ihre Mutter noch? Wie heißen diese? Haben Sie Schwestern? Wie heißen diese? Haben Sie Brüder? Wie heißen diese? Haben alle Ihre Landsleute blaue Augen? Haben Sie Kirchen und Priester in Ihrer Heimat? Wachsen dort Orangen

und Bananen? u. s. w. Aber so neugierig sie hinsichtlich meiner Angelegenheiten war, eben so mittheilsam war sie in Bezug auf die ihrigen. So erfuhr ich, daß sie mit ihrem neunzehnten Jahre geheirathet, jetzt schon fünf Jahre in der Ehe lebte und während dieser Zeit ihren Gatten mit einem alljährlichen Geschenke erfreut hatte, Sprößlinge, die mit einer einzigen Ausnahme alle noch am Leben waren. Ihr Gatte war sechs und dreißig Jahre alt, wie sie sagte, und sie bat mich, nach seinem Pulse zu fühlen, da er stets über Unwohlsein klage. Ich entdeckte bald, daß er an Verdauungsschwäche litt, welche eins der gewöhnlichsten Uebel bei den Brasilianern und ohne Zweifel eine Folge der Massen größtentheils unverdaulicher Speisen, womit sie sich überladen, und ihrer späten sehr reichlichen Abendmahlzeiten ist. Hierauf mußte ich auch ihren Puls untersuchen, und sie schien sehr erfreut, als ich ihr sagte, daß er vortrefflich sei. Ich wurde später sehr vertraut mit dieser Familie und verlebte höchst angenehme Stunden in ihrer Gesellschaft. Der Bruder, welchem ich die Briefe überbrachte, war ein sehr verständiger Rechtsgelehrter.

Nach einem herzlichen Abschiede von dem Juiz und meinen anderen Freunden in Penêdo bestieg ich am einundzwanzigsten Abends zwischen acht und neun Uhr ein Kanoe zur Rückfahrt nach Piassabassú, das wir nach vier Stunden erreichten. Da mir kein Haus bekannt war, wo ich hätte übernachten können, so mußte ich den übrigen

Theil der Nacht im Kanoe zubringen, wurde aber dermaßen von Mosquitos belästigt, daß ich lange vor Tagesanbruch an's Land stieg und hier bis zum Morgen auf- und niederging. Das Haus, in welchem ich früher übernachtet hatte, war jetzt leer, doch erhielt ich die Erlaubniß, es einzunehmen, und da ich vor dem nächsten Abend kein Kanoe erhalten konnte, um nach Peba aufzubrechen, so mußte ich hier länger verweilen, als meine Absicht war. Ich benutzte diese Zeit zu einigen botanischen Wanderungen in die Umgegend, auf welchen ich mehre neue Pflanzen erbeutete. Bei meiner Ankunft in Peba stieg ich in derselben kleinen Hütte ab, die mich das erste Mal beherbergt hatte, und es vergingen zwei Tage, bis ich eine Jangada zur Reise nach Maceió bekommen konnte. Diejenige, welche ich endlich miethete, war ein schönes großes Fahrzeug, das noch nie auf dem Meere gewesen, und nachdem meine Sammlungen und mein Gepäck an Bord geschafft worden waren, gingen wir am Morgen des sechsundzwanzigsten unter Segel. Peba ist fast ein eben so armer Ort wie die Ilha de San Pedro, und wir konnten auch hier nicht die geringsten Lebensmittel erkaufen. Die Bewohner sind größtentheils Fischer, deren Hauptnahrung in Fischen und Farinha besteht, unter welchen aber in Folge eines spärlichen Fischfanges und einer schlechten Mandiocca-Ernte eine vollkommene Hungersnoth herrschte. Am Abend vor unserer Abfahrt gelang es Pedro, irgendwo ein Hühnchen zu kaufen, und

ein Flügel desselben und einige grüne Cocusnüsse waren bei unserer Einschiffung unser ganzer Mundvorrath. Ehe wir abfuhren, schickte der Eigenthümer des Fahrzeuges nach Piassabassú, um Farinha oder grüne Bohnen für seine Leute kaufen zu lassen, erhielt aber keines von beiden, und so mußte sich das aus drei Mann bestehende Schiffsvolk mit einigen grünen Cocusnüssen begnügen. Wir hatten den ganzen ersten Tag ein unaufhörliches Regenwetter, doch hatte ich wenig davon zu leiden, da der erhöhte Theil der Jangada, auf welchem ich lag, mit einem dichten Dache von Cocusblättern versehen war. Wir fuhren die Nacht hindurch, denn den Schiffern war eben so sehr, wie mir, daran gelegen, so bald als möglich Maceió zu erreichen; doch ging die Fahrt bei halber Windstille nur langsam von Statten. Am folgenden Tage hatten wir wiederum nur schwachen Wind; nachdem er jedoch gegen Abend etwas stärker geworden war, erreichten wir um acht Uhr Maceió; es tobte eine so hohe Brandung längs der Küste, daß ich der Jangada nicht erlauben wollte, an's Land zu fahren; denn es wären mir dabei meine sämmtlichen Sammlungen verdorben worden. Die Schiffer wollten, ich sollte an Bord bleiben, bis die Flut zurückgegangen sein würde, aber ich hatte auf der Reise allzu viel Hunger erlitten, um mich noch länger halten zu lassen, und mit Pedro in's Wasser springend, folgte ich einer großen Woge, die eben an uns sich vorübergewälzt, und so erreichten wir das Ufer, ehe eine

andere uns einholen konnte, aber nicht ohne völlig durchnäßt zu sein. Ich ließ meine ganze Habe an Bord der Jangada, um sie den nächsten Tag an's Land schaffen zu lassen, und eilte sogleich nach dem, ungefähr eine Meile entfernten Hause des Herrn Burnett, wo ich gerade zur Theestunde ankam und, nachdem ich meine Kleider gewechselt, mich an einem trefflichen Mahle labte.

Am einunddreißigsten März reiste ich von Maceió nach Alagoas, der Hauptstadt der Provinz. Diese Stadt liegt, gegen zwanzig Meilen von Maceió entfernt, auf der Südseite eines großen Sees, der sich ungefähr vierzig Meilen in's Innere erstreckt. Es gibt vom Meere aus zwei Legoas südlich von letzterem Orte eine kleine Einfahrt in diesen See, weiter südwärts aber noch eine andere, von wo aus man jetzt in Kanoen mittels eines kleinen Kanals bis nahe an die Häuser der Stadt fahren kann. Ich bestieg, von einem jungen Landsmann begleitet, um Mitternacht ein kleines Kanoe, um in aller Frühe in Alagoas zu sein und auf diese Weise einer Wasserfahrt bei der Hitze des Tages zu entgehen. Mein Diener Pedro war unser einziger Steuermann, und sobald wir im Kanale waren, streckten wir uns auf den Boden des Kanoes, um zu schlafen, mußten aber, durch die Myriaden von Mosquitos und Sandfliegen gestört, welche die Mangelbäume an den schlammigen Ufern umschwärmen, diesen Gedanken bald wieder aufgeben. Um acht Uhr Morgens

lag die Stadt vor unseren Blicken, und sie gewährte in der Ferne bei ihrer etwas erhöhten Lage, mit ihren ziemlich großen Häusern, ihren zahlreichen Kirchen und den dazwischenstehenden Mangobäumen einen wahrhaft bezaubernden Anblick. Eine halbe Stunde später legten wir an's Land, und da ich keine Empfehlungsbriefe bei mir hatte, so sandte ich Pedro mit dem Auftrage ab, sich nach einem Hause umzusehen, wo wir bis zum Morgen bleiben könnten; aber er kehrte nach einer Stunde mit der Botschaft zurück, daß seine Nachforschungen vergeblich gewesen seien. Ich hielt dieß für kein zu großes Mißgeschick, denn wir fanden nahe an der Stelle, wo wir gelandet waren, ein altes Haus, das uns füglich beherbergen konnte, da wir bei dem schönen Wetter eigentlich nichts beburften, als Schatten. Doch indem wir im Begriff standen, unser Gepäck dahin zu schaffen, erhielten wir von einem benachbarten Hauseigenthümer, als er sah, daß wir Fremde waren, die freundliche Einladung, es uns bei ihm gefallen zu lassen, was wir bereitwillig annahmen, da seine Wohnung nicht nur größere Bequemlichkeit versprach, sondern uns auch erlaubte, ungehinderter herumzuwandern. Wie die meisten anderen brasilianischen Städte, welche ich gesehen habe, gewährt auch Alagoas von Weitem einen besseren Anblick als bei näherer Beschauung, und es ist wie Penêdo allem Anschein nach vor der Vertreibung der Portugiesen, die seiner Gewerbthätigkeit den Todesstoß gab, in weit blühenderem

Zustande gewesen als gegenwärtig. Die Häuser, worunter sich mehre sogenannte „Sobrados", d. h. mehr als einstockige, befinden, sind meist aus Stein erbaut, zum Theil aber ihrem Verfalle nahe. Selbst die Hauptstraßen sind mit Gras und anderem Unkraut überwachsen und haben ein verödetes Ansehn. Die schönsten Gebäude sind die Kirchen und Klöster; von den ersteren gibt es acht, von den letzteren zwei. Alagoas ist als Sitz der Provinzialregierung zugleich der Wohnort des Präsidenten, der jedoch auch in Maceió, als dem Haupthandelsplatz, eine amtliche Wohnung hat. Die Stadt zählt sechstausend Einwohner, doch bekam ich auf meiner Wanderung durch die Straßen nur wenig Leute zu Gesicht, und dieß waren meist barfüßige, zerlumpte Mulatten und indianische Soldaten, deren zwei vor dem Hause des Präsidenten Wache hielten.

Die Haupterzeugnisse der Umgegend sind Zucker, Baumwolle und etwas Mandiocca. Man klagte sehr über Mangel an Lebensmitteln; wenn man aber sieht, daß es nur an Fleiß fehlt, um hinlängliche Mandiocca-Ernten nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern auch für die Ausfuhr in andere Theile des Landes zu gewinnen, so muß man diesen hungernden Leuten fast sein Mitleid versagen. Es gibt noch große Strecken unbebauten Landes in der Nähe der Stadt, die zum Anbau dieser Pflanze vollkommen geeignet sind; aber das träge Volk begnügt sich bei allen Vortheilen, welche die Natur ihm bietet, mit der Erzeug-

ung seines Bedürfnisses für den nächsten Augenblick und denkt selten an die Zukunft. Weiter am See hinauf soll der Boden weit üppiger sein als bei der Stadt, und in dieser Richtung liegen die ergiebigsten Zucker- und Baumwollenpflanzungen. Für größere Fahrzeuge ist der See nicht tief genug, und man betreibt daher allen Handel zwischen dem Meere und der Stadt auf großen Kanoeen oder kleinen Prahmen, sogenannten „Lanchas". Der Stadt gegenüber ist der See ungefähr eine Legoa breit; er enthält völlig süßes Wasser und gibt eine reiche Ausbeute trefflicher Fische, welche die hauptsächlichste Fleischnahrung der Einwohner bilden. Von oben wird viel schönes Holz aus den inneren Theilen des Landes zur Ausfuhr nach der Küste herabgeflößt; die zwei hölzernen Brücken in Pernambuco sind größten Theils daraus erbaut.

Auf meinen Wanderungen in die Umgegend fand ich verschiedene Pflanzengattungen, die ich seither noch nicht bemerkt hatte. In einem kleinen Bache mit überaus klarem Wasser wuchs die seltene Cabomba aquatica, Aubl., eine für den Botaniker höchst interessante Pflanze, da sie hinsichtlich ihrer Eigenschaften wie ihres Baues ein Uebergangsglied zwischen den Ranunkeln und den Wasserlilien bildet. In demselben Bache sammelte ich auch einige Exemplare einer Marsilea, einer Pontederia mit weißblauen Blumen und einer großen weißblumigen Nymphaea, verschieden von jener, die in dem See bei Olinda

wächst. Eine kleine Strecke oberhalb Maceió findet man in Brackwasser ein sehr zahlreich wachsendes Potamogeton, das sich von dem britischen P. pectinatus nicht zu unterscheiden scheint. Unsere Rückfahrt nach Maceió geschah bei Tage, und ich fand die Ufer reich mit Mangelbäumen — vorzüglich Rhizophora Mangle, besetzt, der hier bedeutend größer wird als anderwärts, denn einige Bäume hatten eine Höhe von mindestens dreißig Fuß und verhältnißmäßig dicke Stämme. Er gewährt mit seinen großen, nach außen und nach unten gebogenen Wurzeln, die den Stamm mehre Fuß über das Wasser erheben, einen seltsamen Anblick, und wenn man nicht den wirklichen Gipfel sähe, so könnte man fast glauben, der Baum sei umgekehrt; eben so merkwürdig sind die langen hangenden Samenzasern, die auf den Boden fallen, während die Früchte noch an dem Mutterbaume hangen. Das Holz dieses Baumes gibt selbst in grünem Zustande ein treffliches Brennmittel.

Am Morgen des zwanzigsten April fuhr ich mit Pedro, der sich entschlossen hatte, mich auf meiner beabsichtigten Reise in's Innere zu begleiten, in einem kleinen, mit Baumwolle beladenen Fahrzeuge nach Pernambuco zurück, wo wir am Abend des vierundzwanzigsten anlangten. Das einzige Bemerkenswerthe auf dieser Fahrt war eine mir neue Art Fischfang. Gegen Abend des dritten Tages, als wir zwischen dem Riff und dem Ufer steuerten, geriethen

wir bei halber Flut auf eine Sandbank. Ich hatte mich auf's Verdeck schlafen gelegt, und indem ich um neun Uhr wieder aufwachte, überraschte mich der Anblick einer großen Anzahl Lichter, welche, soweit ich sehen konnte, zwischen dem Riff und dem Ufer in schneller Bewegung waren. Unsere Bootsleute lagen in tiefem Schlafe; doch da die Flut jetzt gänzlich zurückgetreten und der Boden trocken war, so näherte ich mich den nächsten dieser Lichter und fand sie in den Händen eines alten Mannes und eines Knaben, die, beide nackt, in ihrer Linken eine brennende Fackel, in der Rechten ein langes Messer und um den Hals einen Korb trugen. Ich hatte bald entdeckt, daß sie die kleinen Fische tödteten, welche die Flut in den seichten Teichen innerhalb des Riffs zurückgelassen hatte. Sie hielten ihre Fackeln dicht auf das Wasser, so daß die kaum drei Zoll langen Fischchen deutlich sichtbar waren, und sobald sie einige von ihnen erblickten, schlugen sie mit ihren Messern danach, rafften sie auf und warfen sie in ihren Korb. Der alte Mann sagte mir, daß Alles, was er zu erbeuten hoffte, kaum ein hinlängliches Abendessen für seine aus vier Personen bestehende Familie geben würde. Als die Flut kam, zogen sich die Lichter nach dem Ufer zurück, wo sie allmälig erloschen. Die Fackeln fertigt man aus dem Holze einer schönen baumartigen Bignonie, von den Brasilianern Pao d'Arco genannt, weil Indianer dieses Holz zu ihren Bogen benutzen. Man spaltet dasselbe in dünne

Splitter, die alsdann zusammengebunden werden und, wenn man sie anbrennt, eine sehr helle Flamme geben. Ehe man so viel Ricinusöl gewann wie gegenwärtig, waren Lichter dieser Art bei dem Landvolk ein sehr gewöhnliches Beleuchtungsmittel.

Fünfter Abschnitt.

Ceará.

Abreise von Pernambuco. Reiseleiden. Ein Improvisator. Das Cap San Roque. Ankunft in Aracaty. Seehafen der Provinz Ceará. Die Stadt und ihr Handel. Uebermäßige Trockenheit. Eintritt in's Innere. Villa de San Bernardo. Ankunft in Icó. Beschreibung der Stadt. Villa de Lavra de Mangabeira. Goldwäschereien. Bessere Beschaffenheit des Landes. Villa do Crato und seine Einwohner. Zuckerpflanzungen und Bereitung des Rapadura. Erzeugnisse. Serra de Araripe. Verschiedene Holzarten. Wilde Früchte. Wandernde Zigeunerstämme. Große religiöse Feste. Klima. Krankheiten.

Bei meiner Rückkehr von Maceió nach Pernambuco bot mir Dr. Loudon sehr freundlich die Benutzung seines Landhauses an, nachdem er selber nach der Stadt gezogen war, und ich verweilte hier von Ende April bis Anfang Julius. Es war gerade zu Beginn der Regenzeit, als ich mich dorthin begab, und einige Regengüsse hatten bereits eine überraschende Wirkung hervorgebracht. Drei Monate früher hatte ich Kräuter und Bäume in versengtem, welkem Zustande verlassen, und jetzt zeigte sich Alles wieder frisch und grünend; die Erde war mit Gras und

Kräutern bedeckt, die zur Blüte drängten, und Sträucher und Bäume hatten ihr Sommerkleid wieder angelegt, während das dunkelgrüne Laub mit den vielfarbigen Blumen im schönsten Einklang stand. Die Regenzeit beginnt hier gewöhnlich gegen Mitte oder Ende April und dauert bis Mitte August. Im Anfange regnet es in heftigen, von Blitz und Donner begleiteten Schauern, dann aber halbe oder ganze Tage lang und selbst mehre Tage hinter einander, mit nur kurzen Unterbrechungen; der längste ununterbrochene Regen, der mir vorgekommen ist, dauerte sechs und dreißig Stunden. Während dieser Zeit sind die Wege in Folge der flachen Beschaffenheit des Landes in solchem Maße überschwemmt, daß man unmöglich zu Fuße gehen kann, und die Atmosphäre ist so durch und durch mit Feuchtigkeit angefüllt, daß alle Gegenstände einen Ueberzug von blauem Schimmel annehmen und selbst Bücher so feucht werden, daß sie modern, wenn man sie nicht an die Sonne legt.

Da ich unter solchen Umständen nur wenig herumstreifen konnte, so beschäftigte ich mich mit dem Ordnen und Verpacken meiner Sammlungen aus Alogoas, mit Vorbereitungen zu meiner Reise in's Innere und mit Zerlegung der zahlreichen Thiere, die in der Nachbarschaft zu finden waren. Außerdem suchte ich auch zu erforschen, welches der beßte Weg für meine beabsichtigte Reise wäre. Diejenigen, welche das Innere besucht hatten, empfahlen

mir, zur See bis nach Aracaty zu reisen, einer Stadt in der Provinz Ceará, ungefähr zwei und einen halben Grad nördlich von Pernambuco, da ich von diesem Hafen aus zur Reise in's Innere bessere Wege und billigere Pferde finden würde als von irgend einem anderen Theile der Küste. Ich beschloß daher, dieser Weisung zu folgen, und hatte keine Ursache, es zu bereuen. Zwei portugiesische Kaufleute, Namens Pinto, die in Icó, einer großen Stadt im Innern der Provinz Ceará wohnten und, um Waaren einzukaufen, nach Pernambuco gekommen waren, konnten mir die beßte Auskunft geben; sie waren die einflußreichsten Leute jener Gegend, und ich schätzte mich glücklich, ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Sie hatten zur Fortschaffung ihrer Waaren nach Aracaty einen kleinen Schoner gemiethet, auf welchem ich auch für mich und meinen Diener einen Platz nahm. Einige Tage vor meiner Abreise ging ich, da der Präsident gerade in Rio war, meines Passes wegen mit Herrn Goring, dem britischen Vice-Consul, zum Vice-Präsidenten Senhor Francisco de Paula Cavalcante d'Albuquerque. Wir wurden von ihm sehr freundlich aufgenommen, und am nächsten Tage sandte er mir außer meinem Passe Empfehlungsbriefe an die Präsidenten von Ceará und Piauhy.

Nach einer Verzögerung von mehren Tagen begab ich mich in der Mittagsstunde des neunzehnten Julius an Bord der „Maria Luiza", eines Schoners von hundert Tonnen, dessen Deck, Kajüte und Kielraum mit allerlei

Waaren überfüllt waren. Es befanden sich im Ganzen siebenzehn Passagiere am Bord und eine gleiche Anzahl Negerdiener oder Sklaven, und alle hatten Gepäck bei sich, so daß das ganze Hinterdeck mit übereinandergehäuften Koffern und Ballen bedeckt und nur der für den Steuermann nöthige Raum noch frei war. Auf jeder Seite befanden sich zwei hundehüttenartige Schlafstätten für die beiden Pintos; die übrigen Passagiere mußten es sich auf dem Verdeck und unter freiem Himmel bequem machen, denn in den unteren Räumen gab es nicht einmal einen Platz, wo man hätte essen können, und so suchte sich Jeder einen passenden Winkel zum Sitzen oder Liegen. Ich für meine Person wußte kein besseres Unterkommen zu finden als auf meinen Koffern, die mir, da einer bedeutend höher war als der andere, ein kläglich hartes Lager gewährten. Hierzu gesellte sich noch, sobald wir den Hafen verlassen hatten, ein heftiges Regenwetter, vor welchem es keinen anderen Schutz gab als Poncho und Regenschirm, die mich nicht gar lange vor gänzlicher Durchnässung bewahren konnten. Man kann sich hieraus einen Begriff von meiner beklagenswerthen Lage machen, und wenn schon einige meiner früheren Reisen mit Unannehmlichkeiten verbunden waren, so war diese doch ohne Zweifel die schlechteste. Aber ich hatte bei diesem Elend auch noch von der Seekrankheit zu leiden, die mir, nachdem sie mich seither verschont hatte, während der ersten zwei Tage, besonders wegen der nahen

Berührung mit meinen Reisegefährten, gewaltig zu schaffen machte, und da es in der That keine Krankheit gibt, welche unter allen Umständen Geist und Körper so vollständig niederwirft als eben diese, so mußte meine gegenwärtige Lage, in welcher ich bald den brennenden Strahlen der Sonne, bald den heftigsten Regengüssen ausgesetzt war, diese Wirkung noch verschlimmern. Am Abend des zweiten Tages fühlte ich mich wieder so weit genesen, daß ich aufrecht sitzen konnte, und am anderen Morgen nahm ich etwas Speise zu mir, nachdem ich seither nichts weiter genossen hatte als einige Orangen, die einzige Erquickung für einen Kranken. Viele meiner Reisegefährten kamen weniger schnell davon und litten bis an's Ende der Fahrt.

Ich zahlte für mich und meinen schwarzen Diener einen Fahrpreis von sechs und zwanzig Milreis, ungefähr drei Pfund fünf Schilling, jedoch mit Einschluß der Lebensmittel; die Vertheilung derselben geschah dreimal des Tages durch den Kapitain und gewährte mir jederzeit ein höchst ergetzliches Schauspiel. Jeder stürzte herzu, um seine Portion zu erhalten, und oft sah man Gruppen von zwei, drei und vier Personen mit den Fingern aus einer und derselben Schüssel essen, da die unzulänglichen Messer und Gabeln immer nur denjenigen zufielen, die zuerst bedient wurden. Die Kost bestand größten Theils aus getrocknetem, mit Reis gekochten Rindfleisch, wozu früh und des

Abends eine Tasse Thee und Mittags ein oder zwei Flaschen schlechter Rothwein gehörten.

Unter meinen Reisegefährten befand sich eine zu merkwürdige Persönlichkeit, als daß ich ihrer nicht gedenken sollte. Es war ein lebhafter, schmächtiger, kleiner Mann von ungefähr dreißig Jahren, mit einem Gesichte, worin sich eine auffallende Entwickelung der Sprachwerkzeuge erkennen ließ. Er schien den anderen Reisenden wohl bekannt zu sein und erleichterte ihnen die Beschwerden der Reise durch seine belustigenden und abenteuerlichen Geschichten, in deren Mittheilung er wirklich ein seltenes Talent besaß. Oft wurde er auch zu einem Gesange aufgefordert, wozu ein anderer junger Mann sehr fertig die Guitarre spielte. Er sagte mir, daß er aus Pernambuco gebürtig sei und Lissabon und alle Seehäfen zwischen Buenos-Ayres und Pará besucht habe, und gegen die Abenteuer, die er auf diesen Reisen erlebt hatte und bei deren Erzählung er sich gewöhnlich mit untergeschlagenen Beinen auf die Hütte setzte, während ihn seine Zuhörer mit einem ununterbrochenen Gelächter begleiteten, waren die Schicksale des Gil Blas in der That nur Kleinigkeiten.

Gegen Mittag des zweiten Tages fuhren wir am Cap San Roque vorüber, und des Abends liefen wir in eine kleine Bai innerhalb des Riffs, wo nicht weit von uns ein verdächtiger Schoner vor Anker lag, der ohne Zweifel eine Sklavenladung landen wollte. Früh am nächsten

Morgen steuerten wir wieder hinaus und setzten, von einem südöstlichen Passat getrieben, unsere Reise fort. Das Wetter war um Vieles freundlicher geworden, und ich konnte, an dem kühlen Winde mich letzend, die Beschaffenheit der Küste beobachten, der wir häufig fast bis auf Schußweite uns näherten. Sie erschien mit Ausnahme einiger weißen, fast von allem Pflanzenwuchs entblößten Sandhügel als eine vollkommene Ebene. Am dritten Tage erreichten wir gegen Mittag das Felsenriff bei Aracaty, mußten uns aber, durch den allzu seichten Wasserstand an der Einfahrt gehindert, vor der Hand noch seewärts halten. Um vier Uhr Nachmittags kam endlich ein Pilot an Bord und steuerte uns in das stille tiefe Wasser der Mündung des Flusses, wo wir vor Anker legten und von einem Zollbeamten besucht wurden, der besonders mein Gepäck genauer in Augenschein nahm als irgend ein anderes. Nachdem diese Untersuchung beendigt war und ich meinen Paß vorgezeigt hatte, erhielt ich die Erlaubniß, mir ein Boot zur Fahrt nach der zwölf Meilen stromaufwärts entfernten Stadt zu miethen, denn unser Schoner konnte vor dem nächsten Tage nicht hinauf fahren.

Aracaty liegt auf der Ostseite des Rio Jaguaribe, der in geringer Entfernung über dem Mündungsriff ungefähr eine Meile breit ist. Sein westliches Ufer hat eine bedeutende Strecke weit eine nicht ganz unansehnliche Höhe, das östliche aber ist flach bis zur Stadt hinauf. Andert-

halb Legoas unter der Stadt bemerkte ich eine große Anzahl zwanzig bis vierzig Fuß hoher Carnahuba-Palmen (Corypha cerifera, Mart.), der häufigsten und schönsten Gattung von dieser Größe. Die Strünke der jüngeren Pflanzen sind gewöhnlich mit Laub bedeckt, späterhin aber fällt dieses ab, und es bleibt nur ein belaubter Gipfel, der eine vollkommene Kugel bildet.

Die Stadt Aracaty besteht hauptsächlich aus einer einzigen langen breiten Straße und hat eine schöne Kirche und meist zweistockige Häuser. Sie zählt gegen fünftausend Einwohner, deren größerer Theil sehr arm ist. Früher wurden hier bedeutende Massen von getrocknetem Rindfleisch exportirt, jetzt aber bestehen die Hauptausfuhrartikel aus Baumwolle und Häuten; da jedoch in der Nähe der Küste selber nur wenig Baumwolle erbaut wird, so bringt man sie nebst den Häuten zum größeren Theil aus dem Innern. Die Fortschaffung dieser Waaren geschieht zu Ende der Regenzeit in großen, gewöhnlich von zwölf Ochsen gezogenen Lastwagen. Während der Regenmonate sind die Wege unfahrbar, und in der trockenen Jahreszeit gibt es für die Thiere weder Gras noch Wasser. Der Fluß, welcher dicht an der Stadt vorbeiläuft, hatte hier eine Breite von etwas weniger als einer Viertelmeile, während er in der Regenzeit zuweilen zwölf Fuß über seine gewöhnliche Höhe steigt und dann die Stadt unter Wasser setzt. Mit Ausnahme eines sechs- bis achthundert Fuß hohen Berges, brittehalb Legoas südwestlich von Aracaty, und

einiger Sandhügel an der Küste ist die ganze Umgegend so flach, daß der Horizont fast so tief liegt wie auf dem Meere. Die Häuser bestehen aus einem mit Backsteinen ausgefüllten Rahmenwerk von Stämmen der Carnahuba-Palme, deren Holz wegen seiner Dauerhaftigkeit von den Einwohnern überhaupt zu allen möglichen Bedürfnissen verwendet wird. Eben so mannigfach benutzt man die Blätter dieses Baumes, z. B. zu Dachdeckungen, Packsätteln, Hüten u. s. w., und aus den jüngeren, die mit einem graugrünen Reife bedeckt sind, wird überdieß noch, indem man sie abschüttelt, eine Art Wachs gewonnen. Jedes Blatt gibt ungefähr fünfzig Gran eines weißlichen Pulvers, welches, nachdem man eine bedeutende Quantität davon gesammelt hat, in einen Topf gethan und über dem Feuer geschmolzen wird. Vor einigen Jahren schickte man eine große Masse von diesem Erzeugnisse nach Lissabon, aber man wußte dort auf keinerlei Weise Gebrauch davon zu machen. Die Brasilianer benutzen es zuweilen zur Verfälschung des gewöhnlichen Wachses. In Zeiten der Noth müssen die jungen Blätter als Futter für Pferde und Rindvieh dienen, während die Menschen für ihren eigenen Bedarf aus dem Innern der jungen Stämme eine Art Mehl bereiten. Die Regenzeit beginnt hier gewöhnlich im Februar und erreicht mit Anfang des Junius ihr Ende. Doch ist die ganze Provinz von Zeit zu Zeit furchtbaren Trockenheiten — Seccas — ausgesetzt, deren letzte im

Jahre 1825 vorkam, wo es nicht ein einziges Mal regnete. Die Einwohner sprachen noch immer mit großem Entsetzen von diesem Elende, das fast alle Pferde und Rinder und gegen dreißigtausend Menschen dahin raffte, wovon eine große Anzahl auf dem Wege nach der Küste starb. Man hat beobachtet, daß diese Trockenheiten in gewissen Zeiträumen eintreten. Während meines Besuches wurde Aracaty aus einer nahen Quelle mit ziemlich gutem Wasser versorgt, doch erwartete man in Kurzem den Zufluß einer anderen, die eine Legoa entfernt liegt, und von welcher ein Senhor Maya, aus Gibraltar gebürtig, aber seit vielen Jahren in Aracaty wohnhaft, einen Kanal von Backsteinen nach der Stadt geführt hatte. Das Wasser aus der näheren Quelle wurde in kleinen Tonnen auf niedrigen, häufig von Schafen gezogenen Karren herumgefahren, und auch Senhor Maya hoffte durch ähnlichen Verkauf für sein Unternehmen sich bezahlt zu machen.

Wie in Maceió, so gibt es auch in Aracaty nur einen einzigen britischen Kaufmann, Herrn Miller, an welchen ich Empfehlungsbriefe aus Pernambuco überbrachte und in dessen Hause ich während meines vierzehntägigen Aufenthalts gastfreie Bewirthung fand. Ich hatte außerdem auch Briefe an mehre achtbare Brasilianer, die mir ebenfalls vielfache Gefälligkeiten erwiesen und mich mit Briefen an ihre Freunde im Innern versahen. Auf einigen Ausflügen in die Nachbarschaft sammelte ich Exem-

plare von allen Pflanzen, die damals in der Blüte standen, und unter diesen eine sehr schöne Gattung der Angelonia (Angelonia arguta, Benth.). Da die Herren Pinto ihre Güter zu Wagen nach Icó sandten, so wurde mir gestattet, mich mit dieser Gelegenheit der schwersten Theile meines Gepäcks zu entledigen. Ich brauchte mir daher nur zwei Pferde in Aracaty zu kaufen, wovon mich jedes nicht mehr als eine Guinee kostete, obgleich es die beßten Reisepferde waren, die sich auffinden ließen, und so trat ich in Gesellschaft der beiden Pintos am Morgen des dritten August bei einem heftigen Regenwetter, das jedoch bald wieder aufhörte, die Reise nach Icó an. Nachdem wir auf einem völlig ebenen und sandigen Wege durch einen dichten Wald von Carnahuba=Palmen geritten waren, setzten wir drittehalb Legoas von der Stadt über den Fluß. Die Furt heißt des felsigen Bettes wegen „Passagem das Pedras“ und das Gestein hier gehörte zum Gneiß, dessen fast senkrechte Schichten mit nur leichter westlicher Neigung nach der Serra d'Areré, jenem bereits erwähnten, eine halbe Meile entfernten Berge, liefen. Um neun Uhr hielten wir zum Frühstück in einer großen Hütte (rancho) am Wege und blieben in ihr bis zum Nachmittag, da man auf Reisen im nördlichen Brasilien, wo große Hitze herrscht, den Thieren während der Mittagsstunden gewöhnlich Ruhe gönnt; im Süden dagegen müssen sie den ganzen Tag ohne Unterbrechung ihres Weges ziehen.

Die Gegend blieb während unseres Morgenrittes noch immer eben, war aber stellenweise nicht mit Sand, sondern mit Kies und Steinen verschiedener Größe bedeckt, wovon die größten vier Fuß im Durchmesser hatten, alle mehr oder weniger gerundet waren und aus Granit, Gneiß und Quarz bestanden. Im Pflanzenreiche war die Carnahuba-Palme und unter einigen anderen kleinen Bäumen eine Gattung der Patagonula vorherrschend, die wegen ihres weißen, hauptsächlich als Brennmittel benutzten Holzes von den Brasilianern „Pao branco" genannt wird. Wir scheuchten auf unserem Ritte zahlreiche Schwärme von Tauben auf, wovon einige nicht größer waren als Sperlinge, andere aber so groß wie unsere Haustauben, und in dem Laube der Palmen erlustigten sich verschiedene Arten von Papageien und viele kleinere schöne Vögel, unter welchen eine sehr zahlreiche Gattung dem gewöhnlichen Canarienvogel sehr ähnlich war. Eben so verschieden wie die Arten dieser Vögel, waren auch ihre Stimmen; am unangenehmsten klang das krähenartige Geschrei der Papageien, und am lautesten machte sich die eintönige und weit vernehmliche Stimme des „Bem-te-vé", eines Vogels von der Größe, Gestalt und Farbe der Drossel, und so genannt wegen der Aehnlichkeit seines Geschreies mit den portugiesischen Worten „bem-te-vé" (ich sehe dich wohl), die er schnell nach einander wiederholt.

Um drei Uhr brachen wir wieder auf und berührten gegen

Abend eine kleine Stadt, Namens Villa de San Bernardo, die zehn Legoas von Aracaty entfernt liegt. Sie ist in Gestalt eines Vierecks gebaut, dessen westliche Seite zum großen Theil von einer schönen Kirche eingenommen wird, und gewährt, in einer offenen, hier und da mit weit sich ausbreitenden Zizyphusbäumen und Carnahuba-Palmen besetzten Ebene (vargem) gelegen, mit ihren weißgetünchten Häusern einen überraschenden Anblick. Eine halbe Legoa jenseit dieser Stadt hielten wir für die Nacht vor einem kleinen Hause am Wege; denn in diesem Theile des Landes sind alle Häuser außerhalb der Städte mit einer Veranda (copial) versehen, welche meist das einzige Obdach ist, auf welches die Reisenden für ihr Nachtlager Anspruch machen, und wo gewöhnlich Haken zur Bevestigung der Hängematten angebracht sind. Sobald unseren Saumrossen das Gepäck, unseren Reitpferden die Sättel abgenommen waren, ließen wir sie mit zusammengebundenen Vorderbeinen auf die Weide gehen.

Es war heller Mondschein, als wir früh am nächsten Morgen wieder aufbrachen; bald aber wurde ich durch ein grobes Versehen meines Dieners genöthigt, hinter meinen Gefährten zurückzubleiben. Er hatte in der Eile des Aufbruches statt eines meiner Pferde ein fremdes von gleicher Größe und Farbe eingefangen, und der Mißgriff wurde erst entdeckt, als es völlig Tag geworden war. Ich mußte Halt machen, ließ mein Gepäck unter die Veranda eines

alten Hauses schaffen und schickte Pedro nach meinem Pferde aus. Um zwei Uhr kam er zurück und hatte es glücklich wieder aufgefunden; ich beschloß jedoch, da ich mich nicht ganz wohl fühlte, für heute der Ruhe zu pflegen, und so blieben wir, weil kein bewohntes Haus in der Nähe war, in unserer verfallenen Hütte, die ich meines Gesundheitszustandes wegen erst nach zwei Tagen wieder verlassen konnte. Wir sahen viele Reisende an dieser Wohnstätte vorüberziehen, denn unser Weg war die eigentliche Straße in die Provinzen Ceará und Piauhy. Aus dem Inneren kamen Wagen mit Baumwolle und Häuten und von der Küste her wieder andere, sowie zahlreiche Schaaren von Pferden, mit europäischen Waaren und Salz beladen, das in den inneren Theilen des Landes selten und sehr theuer ist. Auf meinen Reisen durch einige der ödesten und unbewohntesten Theile der inneren Provinzen wurde bei der Ankunft in jeder Wohnung immer zuerst nach Schießpulver und dann nach Salz gefragt. Viele arme Bewohner bekommen von dem letzteren häufig das ganze Jahr nichts zu kosten und müssen statt des Einpökelns sich damit begnügen, ihre Fleischnahrung in dünnen Scheibchen an der Sonne zu trocknen. Ich selber mußte immer einen kleinen Salzvorrath bei mir führen und habe das Pfund nicht selten mit drei Schilling bezahlt, während ich für zehn Schilling den fettesten Ochsen kaufen konnte. Ein Europäer, der daran gewöhnt ist, ohne Waffen völlig

sicher zu reisen, wird sich bei dem Anblick der schwarzbraunen räuberähnlichen Reisenden, die ihm hier begegnen und die sämmtlich mit Reiterpistolen, Säbeln, Dolchen, Messern und Flinten bewaffnet sind, von dem sittlichen Charakter dieser Leute keinen sonderlichen Begriff machen. Ermordungen und Räubereien sind keine Seltenheit, und da man hier fast immer verrätherisch zu Werke geht, so ist eine Beraubung gewöhnlich auch mit einem Mord verbunden. Nach Allem, was ich gesehen und gehört habe, ist es, glaube ich, noch niemals vorgekommen, daß ein Brasilianer sich einem anderen keck in den Weg gestellt und ihm seine Börse abgefordert hätte, vielleicht weil jeder weiß, daß der andere mit einem Messer bewaffnet ist, mit welchem er nicht gern in Berührung kommen mag. Die meisten Mordthaten geschehen aus Eifersucht oder politischer Feindschaft.

Erst in den Nachmittagsstunden des sechsten August fühlte ich mich wieder hinlänglich genesen; wir verließen daher unsere einsame Wohnung und verfolgten unseren Weg mit langsamen Schritten bis elf Uhr Nachts. Der Mond leuchtete mit einem Glanze, wie ich dieß selten erlebt habe, und hierdurch sowohl als durch die erquickende Kühle des Abends wird das Reisen nach Sonnenuntergang höchst angenehm, obgleich es für den Naturforscher nicht eben gewinnreich ist. Ich hatte es mir auf all' meinen Reisen zur Regel gemacht, außer durch entschieden wüste Gegenden nie bei

Nacht zu reisen, damit mir nichts entginge, was irgend von Interesse sein könnte. Die sieben Legoas, die wir an diesem Abend zurücklegten, führten durch einen Landstrich, der mit Ausnahme einer niedrigen, mit kleinen Bäumen und Strauchwerk bewachsenen Hügelkette fast eben so unfruchtbar als jener war, der bereits hinter uns lag. Auf dem ebenen Theile desselben wuchsen Carnahuba-Palmen, Pao Branco, ein Zizyphus und eine Gattung des Aspidospermum, eines kleinen in Gruppen wachsenden Baumes, den die Brasilianer Pareira nennen, und aus dessen ungemein bitterer Rinde ein Aufguß zur Vertreibung von Läusen und anderem Ungeziefer des Rindviehes bereitet wird. Wir ritten über mehre große, fast baumlose Sandflächen, und das Kräuterwerk, welches die Regenmonate hervorgelockt hatten, war jetzt schon ziemlich wieder vertrocknet. Die Ruhe der Nacht wurde nur durch das Geschrei einer kleinen Gattung des Ziegenmelkers (Caprimulgus) unterbrochen, die in großer Anzahl umherflog. Wir übernachteten unter der Veranda eines dicht am Wege liegenden Hauses, und ehe wir es erreichten, führte uns der Weg durch eine Heerde von mehren Hundert Schafen, die größte, die mir in irgend einem Theile des Landes begegnet ist; aber das übermäßig heiße Klima hatte an diesen Thieren eine merkwürdige Veränderung hervorgebracht; ihre Haut war gänzlich von Wolle entblößt und dafür fast mit demselben kurzen glatten Haar bedeckt, wie es die Kühe tragen.

Auf gleiche Weise verlieren hier auch die Ziegen die langen Haare, die ihnen in kälteren Ländern eigenthümlich sind, und dieß Alles beweist, wie sehr die Beschaffenheit der Thiere mit den Verhältnissen sich verändern kann. Am nächsten Morgen durchschnitten wir eine Gegend mit zahlreichen kleinen, von wilden Enten und anderen Wasservögeln belebten Süßwasserseen und gelangten dann nahe am Rio Jaguaribe zu einer Gruppe von Häusern, mit einigen kleinen Bäumen des Cochlospermum serratifolium in der Nähe, deren große goldfarbige Blumen in der Sonne wie Orangen glänzten. Hier bemerkte ich, wie der Rücken unseres Saumpferdes durch einen zu engen Packsattel dermaßen aufgerieben war, daß es seine Bürde unmöglich weiter tragen konnte, weßhalb ich von einem Manne, der mit einer Salzladung nach Icó ging und einige Thiere übrig hatte, einstweilen ein anderes miethen mußte. Wir hatten treffliches Wetter, und ich wählte daher den Schatten eines ausgebreiteten wilden Feigenbaumes zum Lagerplatz, obgleich mir einer von den Eigenthümern jener Häuser sein Obdach anbot.

Da der Mann, von welchem ich das Saumpferd gemiethet hatte, vor dem nächsten Tage nicht aufbrach, so mußte ich gegen meinen Willen mich nach ihm richten. Bald nach meiner Ankunft schickte ich Pedro nach Milch, zum Frühstück, und er brachte eine große Schüssel voll, wofür man, wie er sagte, keine Bezahlung hatte nehmen

wollen. Während der Regenzeit und einige Monate nachher gibt es Milch in Ueberfluß; in den letzten Monaten der trockenen Jahreszeit aber kann man dergleichen nur in großen Städten bekommen. Man bereitet etwas Käse, von Butter weiß man jedoch nichts. Die Milch, die vom Frühstück übrig bleibt — denn die Kühe werden nur des Morgens gemolken — läßt man bis zum Abend stehen, und sie wird dann, nachdem sie während der Tageshitze geronnen ist, zu einem sehr beliebten Gerichte, das man mit „Rapadura", einem groben, ungeläuterten Zucker versüßt, welcher in sechs Zoll langen, drei Zoll breiten und zwei Zoll dicken Kuchen aus der Gegend oberhalb Icó kommt, und den auch ich sehr lange Zeit als Surrogat des eigentlichen Zuckers benutzen mußte. Obgleich ich mich anfänglich nur mit Widerwillen dazu bequemte, so fand ich ihn doch bald so wohlschmeckend, daß ich ihn, wie das Volk in diesem Theile des Landes, dem ächten Zucker vorzog. Die Einwohner des Districtes, durch welchen wir reis'ten, sind größtentheils Viehzüchter (Criadores de Gado); keiner von ihnen aber besaß so große Heerden, wie ich sie später in den Provinzen Piauhy und Goyaz fand. Die Lebensmittel waren hier äußerst billig, weil wenig danach verlangt wurde. Einen Ochsen konnte man für fünf und zwanzig Schillinge kaufen, und ein Schaf oder eine Ziege für vier bis fünf. Ich bemerkte sehr wenig Baumwollenpflanzungen, da man Baumwolle nur für den eigenen Bedarf erzeugt. Außerdem erbaut man etwas Mandiocca

und die Wurzel dieser Pflanze gibt eine Art Cassava, die in ganz Brasilien unter dem Namen Farinha bekannt ist und mit getrocknetem Fleisch (carne secca) das Hauptnahrungsmittel der Einwohner bildet. Die Farinha wird entweder trocken benutzt, in welchem Zustande sie fast dem Sägemehl gleicht, oder durch Beimischung von kochendem Wasser oder Milch zu einer Art Pudding — Piãro — zusammengedrückt.

Wir legten am ersten Tage mit unserem neuen Gefährten ungefähr sieben Legoas zurück, davon fünf des Morgens und zwei des Abends. Villa de Icó liegt in südlicher Richtung, etwas westwärts von Aracaty und ist von dieser Stadt zweihundert und vierzig Meilen entfernt. Die Herren Pinto vollbrachten die Reise in fünf und einem halben Tage, während ich drei Tage länger dazu brauchte, aber über diese Verzögerung nicht eben unzufrieden war, da ich so gemächlicher reisen und Sammlungen machen konnte, was mir in Begleitung jener Herren kaum möglich gewesen wäre. Ich bemerkte an diesem Tage, daß das Land allmälig anstieg. Wo der Boden sichtbar war, bestand er aus rothfarbigem Lehm; mehre große Strecken aber waren mit Kies bedeckt, als hätten sie einst das Bett eines ungeheueren Flusses gebildet. An anderen Stellen erhoben sich Gneißlager mit fast senkrechter Schichtung. Eine halbe Stunde nach unserem Aufbruche zogen wir an einem großen, reich mit Fischen und wilden Enten

besetzten See, Namens Lagoa grande, vorüber, der ungefähr eine Legoa lang und fast eben so breit ist. Die Carnahuba-Palmen wurden allmälig seltener und mußten nun einer Vegetation von ganz entgegengesetztem Charakter weichen. Auf etwas sandigen Stellen findet man eine Zwerggattung der Cassie und einige Crotonarten, die jedoch wie das Kräuterwerk jetzt schon bedeutend vertrocknet waren, und an kiesigen Punkten wächst hauptsächlich eine schöne aufrecht stehende und einen Fuß hohe Gattung des Evolvulus mit kleinen Blättern und zahlreichen blauen Blumen, die ihr fast das Ansehn des gewöhnlichen Flachses geben. Auf höheren Strichen bestehen die Waldungen aus niedrigen Bäumen und Gesträuchen, hauptsächlich aus einer nicht hochwachsenden Gattung der Mimosa und einem Combretum; aber alle diese Bäume sind fast durchgängig nicht ausdauernd, und Hitze und Trockenheit üben hier in Bezug auf das Laubwerk denselben Einfluß wie Kälte in nördlichen Gegenden. Solche Wälder heißen „Catingas". Größere Bäume sucht man vergebens, an den freieren Theilen des Geländes findet man jedoch eine niedrige, weit sich ausbreitende Gattung der Chrysobalanaceen, die nicht blos den Reisenden, sondern auch den in diesen Districten weidenden Thieren einen angenehmen Schatten gewährt. Unter einen solchen Baum flüchteten auch wir und speisten hier von einer großen grünen Eidechse, die ich am Abend vorher geschossen hatte.

Der übrige Theil unsers Weges führte durch eine Gegend, die der oben beschriebenen ziemlich ähnlich war, obgleich die Landschaft durch einen niedrigen immergrünen Zizyphus und einige große Cactusarten einen etwas anderen Charakter erhielt. Am Nachmittag des zwölften näherten wir uns einer ungefähr sechszehn Legoas langen Gebirgskette, die sich von Südwest nach Nordost erstreckt und nach einer dort wachsenden Baumart die Serra de Pereira genannt wird, und nachdem sich das Auge so lange an eine fast ebene Gegend gewöhnt hatte, war der Anblick dieses Hochlandes eine wahre Erquickung. An demselben Abende begegnete mir auch zum ersten Male eine Anzahl lasttragender Ochsen, großer, gut genährter Thiere, die, mit getrockneten Häuten beladen, nach Aracaty gingen; späterhin war mir ein solcher Anblick nichts Seltenes mehr. Je weiter wir in's Innere kamen, desto auffälliger zeigte sich die Wirkung der Trockenheit, und die Folge war, daß ich meine botanischen Sammlungen nur wenig bereichern konnte. Doch bemerkte ich unter den wenigen Pflanzen, die eben in der Blüthe standen, eine sehr schöne Gattung der Angelonia (Angelonia biflora, Benth.) mit langen Aehren großer bläulicher Blumen, die jetzt, aus dem von mir übersandten Samen gezogen, in englischen Gärten wächst. Die Vögel werden hier so wenig von Menschen gestört, daß große Schwärme von Tauben verschiedener Art, Papageien u. s. w. ruhig auf den niedrigen Bäumen blieben, unter welchen wir hinritten.

Kraniche und viele Wasservögel entfernten sich nicht von dem Rande der kleinen Seen, bis unsere Pferde ihnen fast ganz nahe waren, und dasselbe war der Fall bei zwei Rabenarten, welche von den Einwohnern Gavião und Gavião Vermelho genannt werden. Diese letzteren findet man in großer Anzahl auf dem Aas, das sie aufsuchen. Während wir in den heißen Tagesstunden der Ruhe pflegten, ging ich oft mit meiner Flinte aus, um Papageien und Tauben zu schießen, die wir uns zum Mittagsmahl bereiteten, und welche uns willkommener waren als unsere gewöhnliche Kost von getrocknetem Rindfleisch, obgleich das Fleisch der Papageien braun, trocken und zähe ist. Einige von den Tauben sind, wie bereits bemerkt, nicht größer als Sperlinge, und eine dieser Arten, die häufig auf den Dächern der Häuser sitzt, hört man besonders in der Morgenzeit Stunden lange deutlich rufen: „Fogo pegou! Fogo pegou!“ — was im Portugiesischen bedeutet: „das Gewehr hat versagt“, ein neckender Ruf, möchte man sagen, der gut auf die plumpen Gewehre des Landvolkes paßt, die selten losgehen. Ehe wir nach Villa de Icó kamen, begegneten wir einer Gesellschaft von Frauen und Männern, und ich war nicht wenig überrascht, die ersteren schrittlings reiten zu sehen, was im Inneren des Landes unter zehn Fällen neun Mal bemerkt wird.

Bei meiner Ankunft in Icó hatten meine Freunde, die Pintos, für ein unbewohntes Haus zu meiner Aufnahme

gesorgt. Da der Wagen, der meine Koffer und meine Habseligkeiten brachte, unterwegs zerbrochen war, und andere unvorhergesehene Umstände eintraten, so wurde ich an diesem Orte drei Wochen lang aufgehalten, was ich um so mehr bedauerte, als ich meine Zeit wegen der Dürre, die in der Umgegend herrschte, nicht zweckmäßig benutzen konnte. Die Stadt Icó, eine der wichtigsten in dem Inneren der Provinz Ceará, liegt in einer Ebene östlich vom Rio Jaguaribe, der aber hier den Namen Rio Salgado führt. Sie hat angeblich sechstausend Einwohner. Die Ebene ist von bedeutendem Umfange, da sie östlich von der Serra de Pereira und westlich von einem weit niedrigeren Gebirgszuge begränzt wird. Icó hat drei Hauptstraßen, die fast nördlich und westlich laufen und von mehren kleineren durchschnitten sind. Alle Häuser sind von Ziegeln erbaut, da es in der Umgegend kein Bauholz von gehöriger Größe gibt, und mit Ausnahme von etwa sechs, alle nur ein Stockwerk hoch und mit einer Art Kreide getüncht, die man häufig in einer Hügelgegend dreißig Legoas westlich findet. Die Hauptstraße ist breit und enthält einige wohlversehene Kaufläden. Die Stadt hat vier hübsche Kirchen, ein ansehnliches Gefängniß und einen Marktplatz, wo jeden Tag frisches und gedörrtes Rindfleisch, Farinha, Rapadura, Salz, Orangen, Melonen, Wassermelonen, Ananas und Citronen zum Verkauf ausgestellt sind. Alle diese Früchte kommen aus der

Ferne. Die nächste Umgegend bringt nichts hervor, da das Land umher trocken und unfruchtbar ist, ausgenommen in der feuchten Jahreszeit, die aber nur vier Monate dauert. So weit man sehen konnte, zeigte sich Nichts, was den Namen eines Baumes verdiente, und selbst der Fluß, der, nach seinem Bette zu urtheilen, in der Regenzeit bedeutend ist, war jetzt an vielen Stellen trocken und hatte nur hier und da tiefe Pfützen mit verschiedenen Fischarten. Ungeachtet die Stadt eine ansehnliche Einwohnerzahl enthält, so hat sie doch nicht einen einzigen Arzt, wohl aber zwei Apotheken, die mit Arzneien gut versehen sind. Die meisten Einwohner sind Krämer, welche das Innere des Landes mit Manufacturwaaren versehen, wofür sie Landeserzeugnisse eintauschen, die sie nach der Küste senden.

Einige Tage nach meiner Ankunft wurde ich von den meisten angesehenen Einwohnern besucht, und da ich ihre Besuche schnell erwiederte, so hatte ich bald eine große Zahl von Bekannten. Einer von denjenigen, die am häufigsten zu mir kamen, war ein alter Priester, der mich sehr neugierig über England ausfragte. Zu seinen ersten Fragen gehörte, ob ich getauft sei oder nicht, und in welchem Glauben, und als ich ihm sagte, ich sei ein Protestant, so antwortete er: „O, so seid Ihr also ein Heide!". Diese Unwissenheit findet man fast bei allen geringeren Priestern im Innern der nördlichen Provinzen. Es wurde mir sehr schwer, diesen Mann zu überzeugen, daß die Haupt-

grundsätze unserer verschiedenen Religionen gleichartig wären. So oft ich später nach meinem Glauben gefragt wurde, antwortete ich einfach, ich sei ein Christ, was mir einigen Anspruch auf Achtung verschaffte. Als man erfuhr, daß ich ein Arzt sei, wurde ich häufig um Rath gefragt. Die gewöhnlichsten Krankheiten sind hier, wie anderwärts in Brasilien, chronische Leiden der Verdauungswerkzeuge, die oft in Wassersucht und Lähmung übergehen. Auch sind Ruhr, Pleuresie und Ophthalmie nicht ungewöhnlich, besonders in der trockenen Jahreszeit, was ohne Zweifel seinen Grund in der verschiedenen Temperatur der Nacht und des Tages hat, die auf die Einwohner leicht einwirkt, weil sie gewöhnlich sehr dünn gekleidet sind. Unter meinen Kranken war die Frau eines meiner portugiesischen Freunde, die von ihrer Mutter gepflegt wurde, und obgleich ihre Krankheit von so gefährlicher Art war, daß sie später starb, so härmte sich doch die Mutter über nichts so sehr als über die Magerkeit ihrer Tochter, da Wohlbeleibtheit für den Hauptreiz einer brasilianischen Schönen gilt. Man kann einer Frau keine größere Schmeichelei sagen, als daß sie täglich fetter und schöner werde (mais gorda e mais bonita), und die meisten Weiber haben bei ihrer sitzenden Lebensart eine große Neigung dazu.

Nach einem Aufenthalte von ungefähr vierzehn Tagen machte ich Vorbereitungen zu meiner Abreise von Icó, da ich wünschte, sobald als möglich nach Crato zu kommen

einer anderen Stadt, die gegen hundert zwanzig Meilen von hier südwestlich am Fuße eines Gebirges liegt, das die Provinzen Ceará und Piauhy trennt, und wo ich, wie man mir versicherte, viele Gegenstände meiner naturgeschichtlichen Forschungen finden würde, da die Temperatur dort weit kühler und das Land von vielen Gebirgwässern durchschnitten sei. Ich kaufte noch zwei Pferde, verschaffte mir einen erfahrenen Führer und Alles, was ich zu meiner Reise brauchte, und hatte schon den Tag meiner Abreise bestimmt, als ein Zufall meinen Aufbruch wieder hinausschob. Einen Tag vor diesem verschwand nämlich eines meiner neuen Pferde von der Weide, wenn man etwas dürres Gras so nennen konnte, und da Pferdediebstahl in Brasilien etwas sehr Gewöhnliches ist, so vermuthete ich, daß es mir irgend Jemand entwendet hätte. Aber man versicherte mir, es würde sich nur in einen benachbarten Catinga verlaufen haben und bald zurückkommen. Ich entsendete meinen Diener Pedro und einen anderen in der Gegend wohl bekannten Mann, um das Thier zu suchen, aber nach zwei Tagen kamen sie ohne befriedigende Nachricht zurück. Schon hatte ich alle Hoffnung verloren, es wiederzufinden, und wollte ein anderes kaufen, als ein Mann, der auch zwei verlorene Thiere gesucht hatte, meinem Diener mittheilte, er hätte ein Pferd, dem beschriebenen ähnlich, ungefähr drei Meilen von hier, in der Serra de Pereira, gesehen. Pedro und sein Gefährte wurden wieder abgesendet und brachten am Abend

das Pferd zurück, das sie auf einem erhöhten Landstriche gefunden hatten, wo es mit einer ungeheueren Anzahl amerikanischer Strauße (Rhea Americana) geweidet. Dieß war die erste von den vielen Unannehmlichkeiten dieser Art, die mir auf meinen späteren Reisen begegneten, wo sich meine Pferde entweder verliefen oder mir gestohlen wurden. Oft wird ein Pferd von Jemandem weggenommen, der eine kurze Reise zu machen wünscht, und nach einigen Tagen findet man es auf der Stelle wieder, wo es entwendet wurde. Zuweilen geschieht es auch, daß man Pferde wegschafft und auf einige Tage verborgen hält, in der Absicht, eine Belohnung zu bekommen; und obgleich ich oft von dem Betruge mich überzeugte, so verweigerte ich doch nie die erwartete Bezahlung, weil ich wußte, daß ich sonst noch schlimmer daran kommen würde. Als Alles zu meiner Abreise vorbereitet war, nahm ich Abschied von meinen Freunden und erhielt am Tage vor meinem Aufbruch verschiedene kleine Geschenke, die mir auf meiner Reise nützlich sein konnten, z. B. Zuckerwerk, Zwieback, der aus gemahlenem Reis und Mais bereitet wird, und gebratene Hühner. Es ist dieß eine Sitte, die im nördlichen Brasilien fast allgemein zu sein scheint.

Am Abend des zweiten Reisetages erreichten wir die Stadt Villa de Lavra de Mangabeira *), die ungefähr

---

*) Auch S. Vicente das Lavras genannt.

zehn Legoas entfernt ist. Jenseits Icó wird der Weg sehr rauh und steigt häufig über felsige Pfade auf und ab. Man kann sich daher des Fuhrwerks nicht weiter bedienen, und aller Verkehr im Innern wird von da an zu Pferde oder, so seltsam es auch scheinen mag, mit Ochsen betrieben. Bei der Abwechselung von Hügeln und Thälern war dieser Theil des Weges weniger gebirgig, und obgleich die Hitze auf den Pflanzenwuchs zerstörend gewirkt hatte, so sah man doch die meisten Bäume, die sehr groß und zahlreich sind, noch mit Blättern bedeckt. Der am meisten vorkommende wird von den Einwohnern Aroeira genannt; es ist eine Art des Schinus, vielleicht Schinus Aroeira, St. Hill., und erreicht eine Höhe von dreißig bis vierzig Fuß. Der Stamm wächst sehr gerade und wird daher häufig zum Häuserbau gebraucht. Zu jener Zeit war der Baum laublos, aber an den Enden hingen Büschel einer kleinen Frucht von dunkler Farbe, die ihm das Ansehn der europäischen Erle gaben, wenn diese mit ihren dunkelbraunen Kätzchen bedeckt ist. Die anderen Bäume bestanden meist aus großen Akazien und Mimosen, Bignonien von ansehnlicher Größe und mit gelben und rosenrothen Blumen, einer Triplaris und dem schönsten Gewächs von allen, einer hohen Jacaranda mit weit ausgebreiteten Zweigen, die dicht mit großen Rispen blauer Blumen bedeckt waren, nicht unähnlich den Blüthen der nicht minder prachtvollen Gloxinia speciosa; unter diesen zeigten sich

zuweilen einige vereinzelte Carnahuba-Palmen, die sich jedoch an Höhlungen häufig auch zu Gruppen vereinigten. Große Cacteen waren nicht ungewöhnlich, und auf einigen erhöhten freien Punkten wuchs in reicher Fülle eine Gattung der Krameria.

Villa de Lavra de Mangabeira liegt am Ufer des Rio Salgado und besteht aus achtzig bis hundert sehr kleinen und zum Theil verfallenen Häusern. In der Nachbarschaft wird in einem dunkelfarbigen angeschwemmten Boden nicht tief unter der Oberfläche Gold gefunden, doch haben die zu verschiedenen Zeiten eingerichteten Wäschereien noch nie einen befriedigenden Erfolg gehabt. Das größte Unternehmen dieser Art begann man zwei Jahre vor meiner Ankunft. Der Präsident der Provinz und einige andere Personen vereinigten sich und ließen zwei englische Bergkundige kommen, mußten aber ihre Arbeit bald wieder einstellen. Ungefähr ein Jahr später traf ich einen dieser Bergleute in einem entfernteren Theile des Landes und erfuhr von ihm, daß man das Gold in zu geringer Menge gefunden, um die Kosten zu decken, und von Zeit zu Zeit auch an Wassermangel gelitten hätte. Ich bemerkte hier auf den sandigen Ufern des Flusses in großer Menge eine Art Grangea, die sehr bitter ist und von den Einwohnern zu einem Aufguß gegen Dyspepsie gebraucht wird, wie die Camille, mit welcher sie große Aehnlichkeit hat.

Wir verließen Lavra in den Nachmittagsstunden des Tages

unserer Ankunft und nahmen unser Nachtlager in einem kleinen Hause am Flusse. Als wir am folgenden Morgen ruhig weiter zogen, stieß sich eines der Pferde an einen Baum und fiel nieder. Frei von seiner Bürde rannte es unter die Bäume, und bald setzten ihm die übrigen nach, die gleichfalls schnell ihre Ladung abwarfen. Wir verloren eine Stunde, sie einzufangen und wieder zu beladen, und während wir damit beschäftigt waren, legte sich eines der Thiere nieder und wälzte sich, wobei die Bänder zerrissen, mit welchen seine Bürde bevestigt war, und entlief zum zweiten Mal. Ich führe dieß an als ein Beispiel der Unannehmlichkeiten, welchen ein Reisender in solchen Ländern ausgesetzt ist; und in dieser Beziehung sind Pferde weit unlenksamer als Maulthiere. In den nördlichen Provinzen Brasiliens sieht man die letzteren sehr selten, obgleich man sie häufig zu benutzen versucht hat, da man sie in großer Anzahl aus den südlichen Landestheilen herzuführte. Als wir nun Alles wieder in Ordnung gebracht hatten, setzten wir unsere Reise fort und erreichten gegen Mittag ein Haus am Ufer des Stromes nahe an der Straße, wo ich wie gewöhnlich um Erlaubniß bat, die heiße Tagesstunde dort zuzubringen. Man sagte uns aber, wir würden eine halbe Legoa weiter besser aufgehoben sein. Dieß war die erste abschlägige Antwort, die ich erhielt, und ich kann mich nur noch eines anderen ähnlichen Falles während meiner ganzen Reise erinnern. Wir zogen eine Legoa

weiter, ohne ein Haus zu sehen, und hielten endlich unter einigen großen Bäumen nahe am Flusse, wo ich zu übernachten beschloß, da die Pferde eine lange Morgenreise gemacht hatten. Gegen Abend ging ich in die Umgegend spazieren, fand aber nichts Neues als eine Art der Mikania, die zwischen den Zweigen einer Mimosa hing, und einige Muscheln im Flußbett. Zwischen diesen Stellen und Lavra nimmt der Fluß einen sehr gekrümmten Lauf, und da er fast trocken war, so bemerkte ich, daß die Einwohner Melonen und Kürbisse hinein gepflanzt hatten. Von hier an wurden auch Bananen gebaut, und fast jedes Haus hatte seine kleinen Pflanzungen von Baumwolle und Tabak. Ueberall wächst Argemone Mexicana, von den Brasilianern Cardo Santo genannt, in großer Menge mit sehr schönen gelben, mohnartigen Blumen. Eine Handvoll von den Blättern dieser Pflanze mit einem halben Loth von dem reifen Samen wird als Aufguß bei der Gelbsucht gebraucht. Es war ein schöner Abend, als ich zu meiner Hängematte zurückkehrte, die zwischen zwei Bäumen hing; aber kaum war ich eingeschlafen, als ich durch ein seltsames Geräusch zwischen den Bäumen wieder aufgeweckt wurde, und ich fand bald, daß es ein aus Süden kommender Regenguß war, der in kurzer Zeit unseren Lagerplatz überströmte. Wir waren auf einen solchen Unfall in der trockenen Jahreszeit nicht vorbereitet und wurden schnell durchnäßt. Meine Hängematte wurde mir bald zu unbehaglich; ich stand auf,

wickelte mich in meinen Poncho und setzte mich auf einen Packsattel am verloschenen Feuer. Zum Unglück hatte ich keinen Schutz, da ich zwei Tage vorher meinen Regenschirm verloren hatte. Der Regen dauerte gegen zwei Stunden, und da wir unser völlig durchnäßtes Lager nicht wieder einnehmen konnten, so mußte ich bis zu Tagesanbruch sitzen bleiben. Als wir unsere durchnäßten Sachen so viel als möglich wieder in Ordnung gebracht hatten, brachen wir wieder auf. Der Himmel war zwar in den Morgenstunden bewölkt, aber das Wetter trocken und die Luft so frisch, wie ich sie seit meinem Aufbruch von der Küste nicht gefunden hatte. Wir reisten ungefähr eine Legoa weiter, bis wir ein Haus fanden, welches, wie sich ergab, weit über anderthalb Legoas von dem Obdach entfernt lag, wo man uns am vorigen Tage die Aufnahme verweigert hatte. Am Mittag machten wir Halt unter einigen großen Jatobá- (Hymenäa-) Bäumen. Dieser Theil des Landes ist nur sehr dünn bevölkert, da der Boden größtentheils kiesig ist und selbst da, wo sich Wasser in Ueberfluß findet, weder zum Anbau, noch zu Viehweiden taugt. Die Gegend war überdieß sehr hügelig, und wir fanden hier die ansehnlichsten Höhen, die uns bis jetzt vorgekommen waren. Von dem Gipfel eines dieser Hügel hatte ich eine schöne Aussicht über ein welliges, dünn bewaldetes Gelände. Hier und da waren große röthliche oder gelbblühende Bignonien zerstreut oder die Jacaranda mit himmelblauen Blumen,

die ihre prächtigen Kronen über die anderen Waldbewohner erhoben. Auch fand ich zuweilen das Cochlospermum serratifolium, ebenfalls mit großen und schöngelben Blumen geschmückt. Das Gestein, das ich auf diesem Ritt bemerkte, war ein graufarbiger Thonschiefer.

Wir waren des Nachmittags nicht über eine halbe Legoa gereist, als uns abermals ein Regen traf, der zwar nur eine halbe Stunde dauerte, aber so heftig war, daß das Wasser bald in Strömen über die Wege floß und sie an lehmigen Stellen, besonders an den Abhängen der Berge, sehr schlüpfrig machte. Ich hatte mich in meinen Poncho gehüllt und erregte in diesem Aufzuge das Erstaunen der Landleute, die uns begegneten, da diese Tracht hier gänzlich außer Brauch ist. Sie erfüllt aber ihren Zweck unstreitig weit besser als die bei ihnen gewöhnlichen Lederjacken, die nicht nur unbehaglich sind, weil sie die natürliche Ausdünstung hindern, sondern auch bei Regenwetter sehr bald durchweicht werden und schwer wieder trocknen, während ich in meinem Poncho und meinen langen Stiefeln fast trocken blieb. Das Gestein, das ich auf dem letzten Theile dieser Tagereise zu sehen bekam, bestand aus einem ziemlich groben, weißen Sandstein, ähnlich demjenigen, welchen ich an der Küste zwischen dem Rio de San Francisco und Pernambuco gefunden hatte. An vielen Stellen lag dieses Gestein in bedeutender Ausdehnung zu Tage, und sein ganzer Pflanzenwuchs bestand in einigen

Cacteen und Bromelien. In den bewaldeten Gegenden war die Luft mit dem köstlichen Wohlgeruch der Blumen eines Elephantenlaus- oder Nierenbaumes (Anacardium occidentale) durchwürzt, der hier sehr zahlreich vorkam. Ich bemerkte ihn jetzt zum ersten Male in einiger Entfernung von der Küste, fand aber später, daß er im Innern sehr gewöhnlich ist. Seine Frucht oder vielmehr der erweiterte Blumenstiel, der den eßbaren Theil bildet, ist jedoch nicht größer als eine Kirsche. Gegen Abend hielten wir vor zwei Häusern, konnten aber, indem uns bereits zwei große Reisezüge zuvorgekommen waren, kein Unterkommen mehr finden. Die nächste Wohnung lag noch zwei Legoas weiter; die Wege dahin waren schlecht, wie man uns versicherte, und so nahm ich mein Lager unter dem breiten Laubdache einer am Wege stehenden Cäsalpinia. Kurz nachdem ich mit meinen Vorbereitungen für die Nacht zu Stande war, erhielt ich die Erlaubniß, in einem dieser Häuser meine Hängematte aufzuhängen, machte aber keinen Gebrauch von diesem Anerbieten, da ich es für rathsam hielt, bei meinem Gepäck zu bleiben, und dieß um so mehr, als sich eben ein Streit zwischen Pedro und dem Führer entspann. Der letztere war mir als ein sehr brauchbarer Mann empfohlen worden, aber er zeigte sich, ganz das Gegentheil von meinem thätigen und verständigen Pedro, träge und geschwätzig. Der Streit entsprang, indem der Führer sich weigerte, beim Abpacken der Pferde einen Dienst

zu verrichten, und wurde trotz meiner Einmischung so heftig, daß sie einander zu erstechen drohten, die gewöhnliche Art, auf welche man in diesem gesetzlosen Lande dergleichen Streitigkeiten zu schlichten pflegt. Sie stritten sich noch mit großer Erbitterung, als sie die Pferde auf die Weide führten, und ich war daher bis zu ihrer Rückkehr in nicht geringer Besorgniß. Der Abend war trübe und drohte mit Regen; als aber der Mond erschien, trat eine helle schöne Nacht ein. Meine Hängematte und mein Poncho waren beide noch zu naß, als daß ich sie hätte benutzen können, ich streckte mich daher an unser Feuer, indem ich zwei Koffer zum Bett und meinen Sattel zum Kopfkissen wählte.

Am nächsten Morgen — es war der elfte September — brachen wir wieder auf und hielten um elf Uhr unter einigen Bäumen am Flusse. Das Gelände, durch welches unser Weg jetzt führte, war üppiger als irgend ein anderes, das ich bisher in dieser Provinz bereis't hatte, und reich mit großen, meist belaubten Bäumen bewaldet, und die Häuser, die immer zahlreicher wurden, lagen in großen Pflanzungen von Baumwolle, Tabak, Zucker und Mandiocca. Auf den Zweigen eines großen Baumes am Wege fand ich die erste Orchidee auf dieser Reise, ein großes rundblätteriges Oncidium. Der Baum, auf welchem es wuchs, war ein Umari (Geoffroya superba), aber die langen, wie Peitschen herabhangenden Blätter

mischten sich nur auf der Unterseite der Zweige mit seinen großen gelben Blumenrispen. Die Eingeborenen der Sertão nennen ihn Rabo de Tatú, wegen der Aehnlichkeit seiner Blätter mit dem Schwanze des Armadills. Kurz nachdem wir Halt gemacht, ging ich mit meiner Flinte aus, um etwas zum Mittagessen zu schießen, fand aber nichts als kleine Papageien, die schreiend in den Bäumen flatterten. Ich schoß auf einige, die auf einem großen Baume saßen, und einer von ihnen fiel verwundet herunter, stieß aber, so oft ich mich ihm nähern wollte, ein ununterbrochenes Geschrei aus. Als seine Gefährten dieß hörten, kehrten sie zu Hunderten auf den Baum zurück, und nachdem ich auf's Neue gefeuert hatte, wurden sie durch das Geschrei der Sterbenden zum zweiten Mal zurückgerufen und fuhren fort, auf diese Weise immer wiederzukehren, bis ich mehr geschossen hatte, als zur Mahlzeit für uns Alle genügend waren. In den Nachmittagstunden dieses Tages legten wir zwei Legoas zurück und hielten dann bei einer kleinen Zuckerpflanzung (Eugenho de Rapadura). Wir fanden die Leute zu Tanz und Lustbarkeit vor dem Hause versammelt, denn es war San-Gonzalvo-Tag, und der Eigenthümer gestattete mir ein Nachtlager in der Mühle, die an zwei Seiten offen war. Indem ich vom Pferde stieg, legte ich meinen Strohhut, worin sich ein seidenes Taschentuch befand, auf einen alten Holzblock dicht neben dem Müller, in weniger als einer

halben Stunde aber, als man mein Gepäck in die Siederei geschafft, war das Taschentuch verschwunden. Es war außer meinen eigenen Leuten und dem Eigenthümer der Mühle Niemand meiner Habe zu nahe gekommen; ich hatte daher guten Grund, eben diesen für den Dieb zu halten, obgleich es mir passend erschien, der Sache nicht weiter zu gedenken. Aber es war dieß nicht der einzige Diebstahl, der bis zum nächsten Morgen an uns verübt wurde; denn als Pedro die Pferde bepackte, vermißte er einen Sack, worin sich meine große Botanisirtrommel befand, und eine Tasche von Schaffell mit seinen eigenen Habseligkeiten. Der arme Bursche war über seinen Verlust nicht wenig erbittert, ich selber aber hatte glücklicher Weise vor meiner Abreise von Icó meine nützlichsten Gegenstände aus der Büchse in einen Koffer gepackt. In dem Augenblicke, wo der Verlust entdeckt wurde, erschien der Eigenthümer der Mühle, um mich wegen eines Uebels, woran er litt, um Rath zu fragen; aber er fand mich zu aufgebracht für ein solches Anliegen. Er sprach über unseren Verlust sein Bedauern aus und sagte, es sei dieß das erste Mal, daß man unter seinem Dache einen Reisenden bestohlen habe. Eine Viertellegoa von der Pflanzung erklärte Pedro seinen Entschluß, umzukehren und zu sehen, ob er seine Kleider wieder finden könnte. Ich blieb daher mit dem Führer allein und hielt drei Legoas weiter unter einem großen Baume nicht weit von einigen kleinen

Häusern. Um zwei Uhr kam Pedro zurück und brachte seine Tasche und meine Trommel, nicht aber das Taschentuch. Er war, wie er mir nach seiner Ankunft heimlich mittheilte, bald nach unserem Aufbruche von der Pflanzung auf den Gedanken gekommen, daß unser Führer der Dieb gewesen sein könnte, und daß dann die vermißten Gegenstände irgendwo in der Nähe der Zuckermühle verborgen sein würden. Diese Muthmaßung hatte ihn zur Rückkehr veranlaßt, und der Erfolg bestätigte sie; denn nachdem er, von den zur Pflanzung gehörigen Leuten unterstützt, eine Stunde lang gesucht hatte, entdeckte er meine Trommel in einem Busche und seinen eigenen Reisesack nicht weit davon in die Erde vergraben. Ich zweifle nicht, daß der Führer diese Sachen gestohlen und sie hier bis zu seiner Heimkehr nach Icó verborgen hatte. Er war sichtbar verlegen, als Pedro anlangte, und ich wollte ihn im ersten Augenblicke sogleich ohne Bezahlung aus dem Dienste jagen; aber der Rachsucht dieser Leute eingedenk, besann ich mich eines Besseren und beschloß, die Sache ruhen zu lassen. Um so mehr bedauerte ich mein voreiliges Benehmen gegen den Müller. Der große Baum, unter welchem wir rasteten, gehörte zu einer um Crato sehr gewöhnlichen Gattung; es ist Bentham's Parkia platycephala, von den Einwohnern Bisgeira genannt. Er hat einen sehr dicken Stamm und weit sich ausbreitende Aeste, die zuweilen fast den Boden berühren. Sein

Holz ist weich und zerbrechlich und folglich von geringem Werth.

An demselben Abende erreichten wir nach einer Reise von drittehalb Legoas Villa de Crato. Der Weg war fortwährend eben und sandig, die Gegend auf der Südseite mit großen Bäumen bewaldet und auf der bedeutend flacheren Nordseite hauptsächlich mit Zuckerrohr bepflanzt, zwischen welchem sich in sehr kurzen Zwischenräumen verschiedene Wohnungen mit Mühlen und Siedehäusern erhoben, in welchen letzteren der Saft des Rohres in Rapadura verwandelt wird. Die Carnahuba wird hier durch eine andere Palmengattung, die Macahuba (Acrocomia clerocarpa, Mart.), ersetzt, die fast eben so hoch wächst, aber gefiederte Blätter und einen Stamm hat, der, statt einen gleichmäßigen Umfang zu behalten, in der Mitte bedeutend stärker wird. Ganz dieselbe Gattung ist übrigens auch bei Pernambuco sehr gewöhnlich. Außerdem gibt es hier noch eine andere Art, die an Höhe und Laubwerk der Cocuspalme gleicht, aber einen weit stärkeren Stamm hat. Ihre Nüsse, die in großen Büscheln wachsen, sind ungefähr so groß wie Aepfel. Es ist eine Gattung der Attalea und wird hier Palmeira genannt. Wie könnte ich mein Entzücken beschreiben, als ich mich nach einer Reise von mehr als dreihundert Meilen durch ein Land, das zu dieser Jahreszeit nicht viel besser war als eine Wüste, in diesen verhältnißmäßig üppigen und freundlichen District

versetzt sah. Es war der lieblichste Abend, den ich je genossen habe; die Sonne versank mit blendender Pracht hinter der Serra de Araripe, einer langen, ungefähr eine Legoa westlich von Crato entfernten Bergkette, aber die kühle Luft dieser Gegend schien ihren Strahlen jene brennende Glut zu nehmen, die für den Reisenden im niederen Lande kurz vor Sonnenuntergang so drückend ist. Dieser herrliche Abend, die kühle belebende Luft, die reiche Landschaft, so ganz verschieden von dem, was ich bis jetzt gesehen hatte, dieß Alles gab meiner Seele eine Schwebekraft, wie sie nur ein Freund der Natur empfinden kann.

Es war dunkel, als wir in die Stadt gelangten, aber ich hatte bald das Haus eines achtbaren Krämers, Namens Senhor Francisco Dias Azede e Mello, aufgefunden, an welchen ich empfohlen war. Man bat mich, in das Wohnzimmer zu treten, wo ich in einen Kreis von mehr als einem Dutzend auf dem Boden sitzender Frauen kam, unter welchen auch die Frau vom Hause war, die mich, wie gewöhnlich, mit unzähligen Fragen über mich und meine Heimat bestürmte. Ich fand, daß diese Damen sich bei ihr eingefunden hatten, um ihr über den Verlust ihres Schwiegervaters, der am Tage vorher gestorben war, das übliche Beileid zu bezeigen. Was die Sitte, auf dem Boden zu sitzen, anlangt, so muß ich erwähnen, daß man in den besseren Häusern der Sertão, wie man das Innere nennt, zwar mit Stühlen versehen ist, sie aber selten benutzt,

da die Frauen ihnen die Hängematten (Rede) vorziehen, die sie, außer zur Tischzeit, nur selten verlassen. Sie sitzen darin, wie auf der Matte am Boden, mit aufgerichtetem Oberkörper und untergeschlagenen Beinen, rauchen Tabak, essen Zuckerwerk und trinken kaltes Wasser, fast ihre einzigen Beschäftigungen den Tag über. Die Hängematte schwebt gewöhnlich einen bis anderthalb Fuß über dem Boden, so daß sie den Dienst eines Sophas versieht, und oft findet man eine und dieselbe von mehr als einer Person besetzt. Bei Nacht wird sie meistentheils dem Bette vorgezogen, weil sie weit kühler ist als dieses, und ich kann dieß aus eigener Erfahrung bestätigen, da ich drei Jahre lang mich fast immer ihrer bedient habe. Es bestehen diese Hängematten meistentheils aus einem groben, von den Einwohnern verfertigten, theils weißen, theils weiß und blauen Baumwollenzeuch, wozu man die letztere Farbe aus einer in der Nähe sehr gewöhnlichen wilden Indigopflanze gewinnt. Sie sind meistens breiter als lang, so daß man diagonal und folglich mehr horizontal darin liegen kann, und haben den Vortheil, daß sie, außer einer Decke bei kühler Jahreszeit oder einem Hemde bei heißem Wetter, alles andere Bettzeuch entbehrlich machen. Ehe ich Icó verließ, hatte einer der Pintos an Senhor Mello geschrieben und ihn gebeten, mir bei meiner Ankunft in Crato ein Haus zu verschaffen; dieser hatte jedoch nichts ermitteln können, als eine kleine, an

einen Kaufladen stoßende Wohnung, die mir aber vor der Hand, trotz ihrer schlechten Beschaffenheit, vollkommen genügend war. Sechs Wochen später jedoch mußte ich mich nach einer neuen Behausung umsehen, da das Gebäude niedergerissen und an seiner Statt ein neues aufgebaut werden sollte, und ich fand mit einiger Mühe zwei Gemächer, die ich für eine monatliche Miethe von fünf Schillingen in Besitz nahm. Meine ganze Einrichtung bestand aus zwei Stühlen, womit Senhor Mello mich versehen hatte, einer alten Kiste, die als Tisch diente, und meiner Hängematte. Den Tag nach meiner Ankunft in Crato verbreitete sich das Gerücht, ich sei ein reisender Kaufmann; ich hatte daher großen Zuspruch von Damen, die meine Waaren zu sehen wünschten und sich nicht wenig wunderten, als ich ihnen eröffnete, daß ich damit nicht dienen könne. Es war dieß nicht das einzige Mal, daß man mich für einen Kaufmann hielt; denn nachdem ich Crato verlassen hatte, widerfuhr es mir fast in jedem Hause und Dorfe, wo ich ankam, und bei der großen Anzahl von Leuten, welche im Innern von Haus zu Haus und von Stadt zu Stadt reisen, um europäische Waaren entweder zu verkaufen oder gegen Pferde und Rindvieh einzutauschen, konnte mich dieß in der That nicht überraschen.

Villa de Crato liegt zwei und dreißig Legoas südwestlich von Icó und fast in derselben Parallele wie Pernambuco, von welchem Orte es in gerader Linie ungefähr dreihun=

dert Meilen entfernt ist. Es ist eine kleine, ziemlich ärmliche und unregelmäßig gebaute Stadt, deren Häuser mit einer einzigen Ausnahme durchgängig nur aus einem Stockwerk bestehen. Sie hat ein Gefängniß und zwei Kirchen, wovon jedoch die eine nicht vollendet wurde und schon so lange in diesem Zustande sich befindet, daß sie einer Ruine ähnlich sieht. Von eben so schlechter Beschaffenheit ist das Gefängniß, obgleich es immer einige Verbrecher birgt. Es war von zwei Soldaten bewacht, die ich aber, so oft mein Weg mich vorüberführte, entweder beim Kartenspiel oder schlafend fand. Ein Sergeant, der während meiner Anwesenheit hier gefangen saß, weil er sich gegen seinen Offizier vergangen hatte, stieg fast jede Nacht aus einem der Fenster heraus, die nur mit hölzernen Stäben verwahrt sind, schlief in seiner eigenen Behausung und kehrte des Morgens in das Gefängniß zurück. Wahrscheinlich beläuft sich die ganze Bevölkerung auf ungefähr zweitausend Köpfe und besteht größtentheils aus Indianern oder gemischten Abkömmlingen von ihnen; die angeseheneren Bewohner sind Brasilianer und meist Kaufleute; auf welche Weise die ärmeren Klassen ihren Unterhalt gewinnen, ist mir unbekannt geblieben. Die Einwohner von diesem Theile des Districts, die man gewöhnlich mit der indianischen Benennung Cayris bezeichnet, sind in ganz Brasilien wegen ihrer Gesetzlosigkeit bekannt. Er war früher ein Zufluchtsort für Mörder und Gesindel aller Art aus den anderen Theilen des Landes

und ist es zum Theil noch immer; denn obgleich es hier einen Friedensrichter, einen Juiz de Direito und andere Beamte gibt, so haben dieselben doch zu wenig Macht und setzen sich außerdem, selbst wenn sie diese wenige üben wollten, der Gefahr aus, unter dem Messer des Meuchlers zu fallen. Man zeigte mir mehre Mörder, die ganz frei herumgingen. Die größte Gefahr droht diesen von den Freunden des Gemordeten, die ihnen aus weiter Ferne auf der Spur bleiben und keine Gelegenheit zur Rache versäumen. Der sittliche Zustand der Einwohner von Crato ist im Allgemeinen ein sehr gesunkener; Kartenspiel ist die Hauptbeschäftigung während des Tages, und bei schönem Wetter sieht man Gruppen von Spielern aller Klassen, von den sogenannten Großen (gente grande) bis zu den Niedrigsten herab, im Schatten der Häuser auf dem Pflaster sitzen. Die Vornehmeren spielen gewöhnlich um Dollars, die Aermeren um Kupfermünze, oder noch häufiger um große gesprenkelte Bohnen. Natürlich fehlt es bei solchen Gelegenheiten nicht an Zänkereien, die nicht selten mit dem Messer geschlichtet werden. Von der höheren Klasse lebt fast nicht ein einziger Mann mit seiner Gattin; einige Jahre nach der Verheirathung jagt man die Frau aus dem Hause und ersetzt sie durch ein junges Mädchen, das keinen Anstand nimmt, die Stelle der Gattin auch ohne eheliche Verbindung zu versehen. In einem solchen Verhältnisse leben zum Beispiel der Juiz de Direito, der Juiz

dos Orfãos und die meisten angeseheneren Kaufleute, die auf diese Weise zwei Häuser erhalten müssen, eins für sich und eins für ihre verjagte Frau. Man hört auf, über diese Sittenlosigkeit zu staunen, wenn man einen Blick auf das Leben der Geistlichkeit wirft. Der Pfarrer (Vigario), der damals ein ziemlich achtzigjähriger Greis war, hatte sechs natürliche Kinder, wovon ein Sohn zum Priester erzogen und später Präsident der Provinz wurde und gegenwärtig, unter Beibehaltung seines geistlichen Titels, Reichsrath war. Er kam während meines Aufenthaltes in Crato auf Besuch zu seinem Vater und brachte seine Geliebte, seine eigene Base, und acht von den zehn Kindern mit, die sie ihm geschenkt hatte, während er noch fünf andere Kinder von einer anderen Frau besaß, die im Kindbett des sechsten gestorben war. Außer dem Vigario gibt es noch drei andere Priester in der Stadt, die alle Familien von ihren Maitressen haben, mit welchen sie ganz öffentlich zusammenleben. Eine derselben war das Weib eines Anderen.

Ich verlebte ziemlich fünf Monate unter diesen Leuten, aber ich habe in keinem Theile Brasiliens, selbst bei kürzerem Aufenthalte, so wenig vertrauten Umgang gehabt als hier. Meine ganze Freundschaft beschränkte sich fast nur auf Senhor Mello, den einzigen Einwohner, in dessen Hause ich häufig zu Besuch war, und einen anderen Sohn des Vigario, Capitão João Gonzalvez, der zwei Legoas unterhalb der Stadt eine Zucker- (Rapadura-) Pflanzung

besaß. Ich machte seine Bekanntschaft, indem er wegen seiner Frau, die an chronischer Augenentzündung litt, meinen ärztlichen Rath verlangte. Er war ein Mann von höchst liebenswürdigem und trefflichem Charakter, und ich gedenke noch immer mit Vergnügen der Stunden, die ich in seinem Hause verlebte. Das Augenübel seiner Gattin wurde unter meiner Behandlung sichtlich beseitigt, und da sie eine sehr gesprächige und gutmüthige Frau war, so fehlte es nicht an langen Gesprächen über die Sitten und Gebräuche unserer verschiedenen Heimat. Die Familie bestand aus zwei Töchtern, wovon die eine an einem sechszehn Legoas von hier entfernten Orte verheirathet war, den ich später besuchte; die jüngere, ein hübsches Mädchen von sechszehn Jahren, war anfänglich sehr schüchtern, so daß sie bei meinen ersten Besuchen sich versteckt hielt; endlich aber mußte, wie mir die Mutter sagte, ihre Zurückhaltung dem Verlangen, einen Engländer zu sehen und zu sprechen, das Feld räumen, und so erschien sie nachher so oft, als ich in diesem Hause mich einfand. Sie stand damals im Begriff, einen jüngeren Bruder ihres Schwagers zu heirathen, mit welchem sie schon seit mehren Jahren verlobt war, denn es ist ein seltener Fall, daß die Töchter angesehener Familien ihre Gatten sich selber wählen können, indem gewöhnlich die Aeltern dafür sorgen.

Auf dieser Pflanzung hatte ich Gelegenheit, der Bereitung des Rapadura beizuwohnen. Das Auspressen und

Sieden des Saftes geschieht zu gleicher Zeit; die Mühle ist von sehr plumper Beschaffenheit und besteht aus einem Gerüste mit drei hölzernen senkrechten Walzen zum Auspressen des Rohres, dessen Saft in einen darunter befindlichen Behälter und von hier in einen hölzernen Trog fließt. Das Zuckerrohr muß drei Mal durch die Mühle gehen, ehe der Saft vollständig ausgepreßt ist; aus jenem Troge wird er dann von Zeit zu Zeit in kleine kupferne Siedepfannen, deren neun dicht neben einander über kleinen Oeffnungen auf der Oberfläche eines gewölbten Ofens stehen, gebracht und, während die Verdunstung vor sich geht, so lange aus einer Pfanne in die andere gegossen, bis er in der letzten die nöthige Dichtigkeit erlangt hat. Hierauf läßt man ihn, damit er sich abkühle, in einen großen, aus vestem Holze gefertigten, ausgehöhlten Zuber, die sogenannte Gamella, und alsdann in hölzerne Formen von der Größe gewöhnlicher Ziegelsteine fließen, aus welchen er später wieder herausgenommen und noch einige Tage getrocknet wird.

Man baut in Crato hauptsächlich Zuckerrohr, Mandiocca, Reis und Tabak. Außerdem wachsen innerhalb und außerhalb der Stadt die gewöhnlichen tropischen Fruchtbäume, als Orangen, Citronen, Bananen, Mango-, Melonen-, Brod- und Nierenbäume; auch baut man Wein, Ananas, Melonen und Wassermelonen, und alle diese Früchte sind hier äußerst billig. Für einen Penny kauft man ein Dutzend

Orangen und für doppelt so viel eine große wohlschmeckende Ananas. Das Land erhebt sich von Crato allmälig nach Südwest bis zum Fuße der Serra de Araripe, eines erhöhten Tafellandes, das in einem Halbkreise die wellenförmige Ebene umschließt, in welcher die Stadt liegt. Dieses Gebirge ist anderthalb bis zwei Legoas von Crato entfernt, und den zahlreichen Quellen, die an dessen Fuße entspringen, mag wohl dieser Theil der Sertão seine große Fruchtbarkeit verdanken. Obgleich sich der Anbau reichlich lohnen würde, so bebaut man doch gegenwärtig nur einen sehr kleinen Theil dieses fruchtbaren Districts, denn die Gegend ist dünn bevölkert und die Einwohnerschaft sehr träge; sie kann mit geringer Mühe die nöthigsten Lebensbedürfnisse erzeugen, und mehr zu gewinnen, scheint ihr wenig in den Sinn zu kommen. Ihre Kleidung ist äußerst einfach und folglich nicht kostspielig; sobald aber die Bevölkerung sich vermehren und die Gesittung deren Bedürfnisse steigern wird, dann kann es nicht fehlen, daß sich dieser District zum reichsten und werthvollsten Theile der Provinz erhebt. Das größte Hinderniß möchte der Mangel einer Flußverbindung mit der Küste sein. Die verschiedenen kleinen Gewässer, welche in der Serra de Araripe entspringen, vereinigen sich zu einem Flüßchen, das dicht an der Stadt vorüberfließt und den Einwohnern zu allen Jahreszeiten einen reichlichen Vorrath an trefflichem Wasser, außerdem aber auch einige tiefere Stellen zum Baden gewährt; ein

Genuß, für welchen man besonders in den heißen Monaten eine große Vorliebe zeigt.

Ich unternahm während meines Aufenthaltes an diesem Orte viele Ausflüge in die Umgegend; als das beßte Feld für meine Forschungen erwies sich jedoch die Serra de Araripe, und ich habe daher zu verschiedenen Zeiten mehre Tage auf die Untersuchung ihrer Schluchten, ihrer Abhänge und Gipfel verwendet und von jeder Wanderung einen großen Vorrath neuer und seltener Pflanzen heimgebracht. Der größte Theil der bewaldeten Gegenden um Crato besteht aus jenen nicht ausdauernden Bäumen und Sträuchern, welche sogenannte Catingas bilden; an tiefen und feuchten Orten aber, sowie an dem Fuße der Serra, gibt es viele Bäume mit immergrünem Laube. Einer der gewöhnlichsten Bäume der Catingas ist die Magonia glabrata St. Hil., die hier, gesellschaftlich wachsend, mit Ausschließung fast jeder anderen Baumart große, meilenlange Flächen bedeckt. Sie erreicht gewöhnlich eine Höhe von dreißig bis vierzig Fuß; vollkommen ausgewachsen aber ist sie oft bedeutend grö- ßer. Ihre wohlriechenden Blüthen erscheinen — wie bei vielen anderen Bürgern der Catingas — vor den Blättern und bilden große Rispen von grüngelber Farbe. Die Ein- geborenen benutzen diesen Baum, den sie Tingi nennen, zu verschiedenen nützlichen Zwecken, so z. B. einen Aufguß der Rinde zur Heilung alter Geschwüre. Die Frucht ist eine große trockene und dreieckige Kapsel mit breiten flachen

Samenkörnern, aus welchen man eine Art Seife fertigt. Ein anderer Baum, den man an ähnlichen Stellen findet, ist eine Gattung Caryocar und gewährt, mit seinen großen gelben Blumendolden geschmückt, einen herrlichen Anblick. Seine Frucht, die während meines Aufenthaltes nicht zur Reife kam, soll gekocht eine treffliche Speise geben, und sein hartes Holz wird zur Erbauung von Mühlen benutzt. Nächst diesen gibt es noch zwei andere große Baumarten in der Nähe, die bereits erwähnte Visgeira nämlich und die Timbahuba, wovon die letztere, zur Gattung der Mimosen gehörig, große runde Köpfe gelblicher Blumen und eine breite Hülse von der Gestalt eines Hufeisens erzeugt. Ein kleiner Hirsch, der in diesen Wäldern sehr häufig ist, pflegt diese Frucht sehr gern zu fressen, und es wird ihm zur Zeit, wo sie herabfällt, bei Nacht häufig aufgelauert, indem die in den Hülsen raschelnden Samenkörner ihn verrathen, wenn er darauf tritt. Ein anderer großer Baum, der häufig vorkommt, ist die Jatobá, eine Gattung der Hymenäa, sowie der Angelim, eine große schöne Gattung der Andira. In den entfernteren Wäldern gibt es zwei bedeutend hohe Bignonien, die eine mit purpurrothen, die andere mit gelben Blüthen. Ihr Holz ist seiner Härte und Dauerhaftigkeit wegen ein gesuchtes Material zur Fertigung von Mühlen und Karren, und dieß ist die Ursache, daß sie in der Nähe von Crato selten eine bedeutende Höhe erreichen.

Außer diesen wachsen hier viele kleinere Bäume, und ich erwähne davon den Pao de Jangada (Apeiba Tibourbou), und einen anderen, der sich durch seine großen stacheligen Hülsen auszeichnet und dessen Holz man an der Küste zu den bereits beschriebenen Flußbooten benutzt. Eine Gattung der Byrsonema, eine Callisthene, eine Gomphia und eine Vitex gewähren in ihrer Blüthenzeit einen überraschend schönen Anblick. Wenn Breter gebraucht werden, so zeigt sich in den meisten, ja fast in allen Theilen der Sertão ein trauriger Mangel; denn um ein einziges Bret zu gewinnen, wird von einem ganzen Baume auf beiden Seiten so lange abgehauen, bis er die erforderliche Fläche erhalten hat.

In den Catingas findet man eine Anzahl wilder Früchte, darunter die Mangaba, die, wie bereits erwähnt, bei Pernambuco sehr gewöhnlich ist, die Guava *), die Araça und außerdem, aber nur auf dem Gipfel der Serra, eine fast verwandte Gattung, Marangaba genannt. Es ist das Psidium pigmeum des Arruda, ein Strauch von einem bis zwei Fuß Höhe, der eine sehr wohlschmeckende Beere trägt. Die Waldungen in unmittelbarer Nähe der Stadt erzeugen eine Frucht, Pusá genannt, die zu einer neuen Gattung der Mouriria (Mouriria Pusá, Gard.) gehört. Sie ist von der Größe einer kleinen Pflaume, schwarzfarbig und gleicht an Geschmack der Frucht der im südlichen Bra=

*) In den südlichen Theilen Brasiliens Guayaba genannt.

silien heimischen Jaboticaba (Eugenia cauliflora DC.) Zur Zeit der Reife wird sie von den Indianern in die Stadt gebracht und zum Verkauf durch die Straßen getragen. Eben so findet man hier häufig den Elephantenlaus-Baum. Der eßbare Theil seiner Frucht ist jedoch kleiner und weniger wohlschmeckend als der von den Bäumen an der Küste.

Eines Tages traf ich bei der Serra de Araripe auf das Lager einer Zigeunerbande, die aus einem Dutzend Männern, Weibern und Kindern bestand. Ich habe gefunden, daß diese Leute im Innern Brasiliens eine sehr gewöhnliche Erscheinung sind. Die niedere Klasse des Volkes ist ihnen abhold, während die reichere sie begünstigt, und dieß bewies sich auch bei dieser Bande, denn sie lagerte unter einigen großen Bäumen in der Nähe eines Hauses, das einem Major der Nationalgarde, dem Eigenthümer einer großen Zuckerpflanzung am Fuße der Serra, gehörte. Obgleich von dunklerer Farbe, so haben sie doch ganz dieselben Züge, wie die Zigeuner in Großbritannien, und es gibt viele sehr hübsche junge Männer und Mädchen unter ihnen. Sie kommen selten in die Nähe großer Küstenstädte, indem sie hauptsächlich die weniger bevölkerten und folglich gesetzloseren Districte zu ihrem Aufenthalte wählen, wo sie, mit Pferden und verschiedenen Schmucksachen handelnd, von Pflanzung zu Pflanzung, von Dorf zu Dorf ziehen. Wie ihre europäischen Brüder werden

auch sie nicht selten des Diebstahls von Pferden, Federvieh und anderen zugänglichen Gegenständen beschuldigt. Die alten Weiber spielen die Wahrsagerinnen und sind als solche bei den jungen Damen der Städte, welche sie besuchen, sehr gern gesehen. Im Verkehr reden sie, wie die anderen Bewohner des Landes, portugiesisch, unter sich selber aber bedienen sie sich ihrer eigenen Sprache. Sie heirathen nur unter einander und sollen sich weder zu den religiösen Gebräuchen des Landes, noch zu einem eigenen Glauben halten. Die Brasilianer nennen sie Ciganos. Gerade zu derselben Zeit, als diese Zigeuner bei Crato erschienen, verschwand eines meiner Pferde von der Weide, und man hatte sie stark in Verdacht, dasselbe entwendet zu haben; aber dießmal wenigstens that man ihnen Unrecht, denn ich hatte guten Grund, einen Fazendeiro für den Dieb zu halten, der zwei Tage vorher darum gehandelt hatte. Sechs Wochen später fand man es, bis auf Haut und Knochen abgemagert, in einem drei Legoas entfernten Walde, denn Josè Pereira de Hollanda, so hieß der Mann, von welchem es entführt worden war, hatte es auf seinem Besitzthume zum Hetzen des Rindviehes benutzt.

Während meines Aufenthaltes in Crato wurde das Fest Mariä Empfängniß gefeiert, dessen Lustbarkeiten schon neun Tage vorher begannen. Während der ganzen sogenannten Novena unterhielten die wenigen Soldaten, die in der Stadt lagen, Tag und Nacht ein fast

ununterbrochenes Feuer, und hierzu kamen Processionen, Illumination, Feuerwerk und der Donner einer kleinen Kanone vor der Kirche, so daß die Stadt unaufhörlich in lärmendem Aufruhr war. Da die letzte Nacht die schönste sein sollte, so ging ich um sieben Uhr in die Kirche, vor welcher Fahnen aufgesteckt waren und zwei große Freudenfeuer brannten. Auf der Terrasse vor dem heiligen Gebäude hatte sich eine ungeheuere Menschenmasse versammelt, und fünf bis sechs Soldaten feuerten von Zeit zu Zeit ihre Flinten los. In geringer Entfernung spielte eine Musikbande, aus zwei Pfeifern und zwei Trommlern bestehend, aber die Musik war wahrhaft jämmerlich; und außerdem gab es auch noch ein Feuerwerk, das der Musik so ziemlich gleichkam. Das Innere der Kirche war prächtig erleuchtet und fast ganz gefüllt, aber ich bemerkte mit einiger Ueberraschung, daß die ganze Versammlung zum größten Theil aus Frauen bestand, die alle weiß gekleidet waren oder doch wenigstens über Kopf und Schultern eine Art weißer Mantille trugen. Am folgenden Tage zog eine große, aus Männern bestehende Procession, die mit großem Prunk die Jungfrau mit ihrem Sohne umhertrug, durch die Straßen. Die drei Priester der Stadt und der „Visitador“ oder Sendling des Bischofs, der sich eben auf seiner dreijährlichen Reise durch die verschiedenen Ortschaften der Provinz befand, gingen unter einem scharlachrothen Thronhimmel. Das ganze Fest endigte am nächsten Nachmit-

tag (Sonntag) mit Vorstellungen auf dem Seile und einem Maskentanz vor der Kirche.

Die mittlere Temperatur von Crato ist bedeutend niedriger als in Icó, und man hält den Ort für nicht so gesund als diesen, da die Tage hier fast eben so heiß, die Nächte aber bedeutend kühler sind als dort. Ophthalmieen sind hier wahrhaft epidemisch, und zu einigen Jahreszeiten gibt es nur Wenige, die nicht daran zu leiden hätten. Ich selber mußte eines solchen Anfalles wegen mehre Tage mein Zimmer hüten. Viele Personen, bei welchen das Uebel chronisch geworden war, begaben sich in meine Behandlung, und ich gelangte durch mehre glückliche Kuren zu nicht geringem Ansehn. Diese Krankheit geht gewöhnlich in Erblindung über, und ich habe nirgends mehr Blinde gesehen als in diesem Districte. Nicht minder häufig sind secundäre syphilitische Krankheiten, und die Zahl ihrer unglücklichen Opfer ist nicht unbedeutend. Man bringt in diesen Fällen bei den primären Symptomen sehr selten Mercur in Anwendung und behandelt sie größtentheils mit einer Art Croton, gewöhnlich Velame genannt, das man mit einigem Erfolge äußerlich und innerlich anwendet; doch kommen bei einer solchen Behandlung früher oder später, unter dieser oder jener Gestalt secundäre Symptome zum Vorschein. Ein Aufenthalt in dem Inneren Brasiliens würde jene Aerzte, welche diese Krankheiten ohne Mercur heilen wollen, in kurzer Zeit von den Gefahren einer solchen Behandlung überzeugen.

Sechster Abschnitt.

Ceará.

Verzögerung der Reise in's Innere. Besuche in der Umgegend von Crato. Die Serra Araripe. Cajazeira. Barra do Jardim. Stadt und Umgebung. Lager fossiler Fische. Geologischer Charakter des Landes. Kreideformation. Erste Entdeckung solcher Lager in Südamerika. Umschließung einer ungeheueren Ebene durch jene Gebirgskette. Ankunft in Maçapé. Das Christfest. Ein Unfall. Novo Mundo. Fossile Fische in der Nähe dieses Orts. Vegetation längs der Taboleira. Verschiedene Indianerstämme. Sebastianistas. Ihr Wahn und ihre Ausartung. Rückkehr nach Crato.

Ich fand bei meiner Ankunft in Crato, daß ich hier länger würde verweilen müssen, als ich vorausgesehen hatte, indem in der Gegend zwischen diesem Orte und Oeiras, der Hauptstadt der Provinz Piauhy, während der trockenen Jahreszeit Gras und Wasser so selten sind, daß man, um eine solche Reise zu unternehmen, eine sehr genaue Kenntniß des Landes besitzen muß. Man rieth mir daher nachdrücklich, meinen Aufbruch von Crato bis zu Anfang der Regenzeit zu verschieben, und ich war diesem Rathe um so willfähriger, da sich dieser District als ein sehr fruchtbares Feld für meine botanischen Forschungen be-

währte, und ich wohl wußte, daß eine Reise nach Oeiras um jetzige Zeit in dieser Beziehung sehr wenig bieten würde. Es war jetzt Anfang December, und man erwartete die Regenzeit nicht vor Anfang Februar. Nachdem ich daher die Umgegend von Crato gehörig ausgebeutet hatte, beschloß ich, mittlerweile die kleine, ungefähr sechszehn Legoas entfernte Stadt Villa da Barra do Jardim zu besuchen, in deren Nähe man angeblich fossile Fische fand. Mein Freund, Capitão João Gonsalvez, gab mir Empfehlungsbriefe an seinen Verwandten, Capitao Antonio da Cruz, den angesehensten Mann an jenem Orte, und ich verließ Crato in den Nachmittagsstunden des elften Decembers. Der Weg läuft während der ersten fünf Legoas fast ostwärts längs der Serra de Araripe, und nachdem wir vier davon zurückgelegt hatten, hielten wir um acht Uhr in einem kleinen Dorfe, Namens Cajazeira. Auf unsere Frage nach einem Nachtquartier wies man uns in einen Schuppen, der zur Bereitung von Farinha diente und nicht blos auf allen Seiten offen war, sondern auch noch überdieß ein sehr mangelhaftes Dach hatte. Doch gewährte er uns trotzdem einen weit besseren Schutz als ein großer Baum, unter welchem wir anfänglich übernachten wollten, denn gegen Mitternacht erweckte uns ein furchtbarer Donnerschlag unmittelbar über uns. Der Sturm tobte bald stärker, bald schwächer fast eine halbe Stunde lang, und dann folgte ein heftiger Regenguß, der mich

jedoch, da ich meine Hängematte unter einem verhältnißmäßig gut bedeckten Theile unserer luftigen Behausung bevestigt hatte, nur wenig belästigen konnte. Pedro aber und der Führer mußten bald ihre Schlafstätten ändern. Wir fanden das Dorf bei unserer Ankunft mit mehren Freudenfeuern erleuchtet, wozu sich Flintenschüsse und andere Lustbarkeiten gesellten, und dieß zu Ehren des Visitadors, der heute auf seiner Reise nach Barra do Jardim hier eingetroffen war. Es wurde sieben Uhr, ehe wir wieder aufbrechen konnten, und eine Stunde später erreichten wir den Fuß der Serra mit der Absicht, sie zu übersteigen, machten aber zuvor wieder Halt, um ein Frühstück einzunehmen, da es auf den nächsten acht Legoas unserer Reise weder Häuser, noch Wasser gab. Eine halbe Stunde von Cajazeira begegneten wir einer Anzahl gut gekleideter Reisenden, und als einer von ihnen auf seine Erkundigung erfuhr, daß ich der englische Botaniker sei, der Jardim besuchen wollte, so theilte er mir mit, daß er Gouvea heiße und von seinen Freunden in Crato, wohin er eben unterwegs sei, von meinem beabsichtigten Besuche gehört habe. Von ihm erfuhr ich auch, daß seine Gefährten die Absicht hätten, den Visitador nach Jardim zu geleiten. Eine halbe Stunde später ritten sie in Begleitung des Priesters auf ihrem Heimwege an uns vorüber, und bald nachher folgte des Visitadors Reisezug, der aus acht bis neun Pferden be-

stand, wovon das eine mit Wasser zur Reise über die Taboleira beladen war, mit welchem Namen man im Innern jedes erhöhte Flachland bezeichnet. Das Wasser befand sich in großen ledernen Schläuchen; doch da mir dergleichen Behälter bis jetzt noch fehlten, so begnügte ich mich damit, eine Anzahl Orangen und einige Stücke Zuckerrohr als ein sehr wohlschmeckendes Ersatzmittel zu kaufen. Die Serra ist hier kaum so hoch wie bei Crato, aber stellenweise desto steiler. Eine halbe Stunde nach ihrer Ersteigung ritten wir an dem Visitador und seinem Geleite vorüber, die, mit einander unter einem großen Baume lagernd, von den Früchten der Mangaba aßen, deren es um sie her einen großen Ueberfluß gab. Der Visitador lud mich freundlich ein, eine Weile zu rasten und sein Frühstück zu theilen, wozu er die Ankunft seines Reisezuges erwartete; mir war jedoch zu viel daran gelegen, ohne Aufenthalt über die Serra zu kommen, als daß ich dieses gütige Anerbieten hätte annehmen können. Wir brauchten sechs Stunden zu unserem Ritt über dieses Tafelland, das in seiner ganzen Breite eine vollkommen ebene Fläche bildet. Es war dünn mit kleinen Bäumen bewachsen, die ihm das Ansehn eines englischen Obstgartens gaben; den Boden bedeckte völlig vertrocknetes Gras, wovon man große Strecken in Brand gesteckt hatte, ein Verfahren, das man, wie ich später gefunden habe, in den offenen Campos Brasiliens zu Ende der trockenen Jahreszeit sehr häufig in

Anwendung bringt, um nach den ersten Regengüssen eine gute Ernte von neuem Grase zu gewinnen, und es ist wahrhaft wunderbar, mit welcher Schnelligkeit es dann hervorsprießt. Der Pflanzenwuchs auf dieser Taboleira war ganz derselbe, wie auf dem Gipfel der Serra bei Crato, so daß ich außer einem einzigen Exemplar einer strauchartigen Gattung der Cassia nirgends etwas Neues finden konnte. Bei der Ersteigung der Serra entdeckte ich jedoch eine neue, eben blühende Gattung der Rollinia. Ich bekam das üppige grüne Thal, in welchem Villa da Barra do Jardim liegt, und von welchem es den Namen Jardim oder Garten erhalten hat, nicht eher zu Gesicht, als bis wir ziemlich das äußerste Ende der Taboleira erreichten. Da die südliche Seite der Serra niedriger ist als die nördliche, so war das Herabsteigen, bei besserem Wege, bei weitem bequemer.

In der Villa da Barra angelangt, die fast eine Legoa von dem Fuße der Serra entfernt liegt, erfuhr ich, daß wir an dem Hause des Hauptmannes Antonio da Cruz vorbeigezogen waren. Wir mußten daher eine halbe Legoa wieder zurückreiten, und ich bedauerte unserer erschöpften Pferde wegen, daß ich mich nicht eher erkundigt hatte. Bei meiner Ankunft in dem Hause, das an der Pflanzung lag, wurde mir von dem Hauptmanne sowohl als von seinem Sohne und dessen Gattin, der Tochter meines Freundes Gonsalvez, die ich beide bereits in Crato gesehen

hatte, die freundlichste Aufnahme zu Theil. Meine Pferde wurden augenblicklich auf die Weide geschickt, und dann trug man das Abendessen auf, dem ich nach der langen Tagereise mit trefflichem Appetit entgegensah. Von meinem beabsichtigten Besuch unterrichtet, hatte die Familie ein unbewohntes Haus in der Stadt für mich gemiethet, wohin sie mich jedoch erst am folgenden Morgen nach dem Frühstück aufbrechen ließ.

Die Villa da Barra do Jardim liegt südlich von Crato in einem ungefähr eine Legoa langen und an seinem weitesten Theile eine halbe Legoa breiten Thale. Die Stadt selber ist klein und in der Gestalt eines großen Vierecks erbaut, das nur drei vollständige Seiten hat und in dessen Mitte die einzige, aber ebenfalls unvollendete Kirche steht. Zur Zeit meines Besuches war das umliegende Gelände, besonders nach Süden zu bedeutend verdorrt und ausgetrocknet, auf der Nordseite der Stadt aber nach dem Fuße des Gebirges hin gab es viele kleine Zuckerpflanzungen, die von mehren in der Serra entspringenden Bächen bewässert wurden, und ohne diese hätte das Thal seinem Namen auf keinen Fall entsprochen. Auch hier wird wie bei Crato hauptsächlich nur Zuckerrohr erbaut, doch gibt es in der Nähe der Stadt einige kleine Kaffeepflanzungen, und nach ihrem gedeihlichen Ansehn und den reichen Ernten zu urtheilen, die sie geben sollen, scheint die Lage diesem Anbau sehr günstig zu sein. Doch

ist das Product noch nicht einmal für den eigenen Bedarf genügend, und man bezieht das Uebrige aus Rio de Janeiro. Ich fragte mehre Besitzer von Zuckerpflanzungen, warum sie nicht lieber Kaffeebau trieben, da doch von diesem ein bedeutend größerer Gewinn zu erzielen sei, aber sie antworteten mir, daß sie nun einmal daran gewöhnt wären, Rapadura zu bereiten, und sich nicht entschließen könnten, zu einem Anbau überzugehen, mit welchem sie nur wenig vertraut wären. Der Hauptgrund liegt jedoch, soviel ich glaube, in ihrer lässigen und trägen Gewohnheit und in der Scheu, von dem Brauche ihrer Väter abzuweichen. Wäre das Land im Besitze eines betriebsamen Volkes, so würde dieser District ohne Zweifel einer der reichsten des nördlichen Brasiliens werden.

Zwei Tage nach meiner Ankunft besuchte ich den Hauptmann Antonio da Cruz und erfuhr von ihm, daß auf einer Erhöhung zwischen seinem Hause und der Serra häufig gerundete Kalksteine gefunden würden, die, wenn man sie zerschlüge, Ueberreste von Fischen zeigten. Zwei seiner Söhne begleiteten mich nach der bezeichneten Stelle, und ich sammelte verschiedene mehr oder weniger vollkommene Arten. Wir fanden sie am Abhange eines niedrigen Hügels ungefähr eine Meile von der Serra. Der Stein, in welchem sie vorkommen, ist ein unreiner dunkelfarbiger Kalkstein. Ich bemerkte deren von allen Größen, aber nicht umfänglicher, als ich sie aufheben konnte, und alle waren

mehr oder weniger gerundet und offenbar abgerieben. Die Stelle, wo sie liegen, hat nicht über hundert Ellen im Gevierte und bietet in diesem Umfange fast keine andere Steinart dar; jenseit derselben aber ist der Boden in ähnlicher Weise mit runden Blöcken desselben Sandsteines bedeckt, aus welchem die Masse der Serra besteht. Niederschläge ähnlicher Lager gibt es längs dem Fuße der Bergkette, aber immer nur in solchen vereinzelten Flecken wie hier. Ich habe mich bis jetzt absichtlich jeder Bemerkung über die geologische Beschaffenheit der Umgegend von Crato enthalten, und muß, wenn ich mich jetzt darüber verbreiten will, voraussenden, daß die Hauptsache von dem, was ich hier anführe, einem Vortrage entnommen ist, welchen ich im April 1843 in der Naturforscher-Gesellschaft zu Glasgow hielt.

Man hat bis jetzt auf dem Vestlande von Nordamerika noch nichts von Kreide und den ihr beigemischten Kieseln gefunden, in Neujersey aber beschreibt Dr. Morton einen Niederschlag, der nach seiner Ansicht mit den tieferen oder grünen Sandsteinlagern jener Bildung gleichartig ist und den er „die eisenhaltige Sandformation der Vereinigten Staaten" nennt. Die darin enthaltenen fossilen Ueberreste bestätigen diese Meinung. Was das südamerikanische Vestland anlangt, so hat Humboldt versichert, daß darin weder Oolith noch Kreide vorkommen, weil seither noch kein Reisender, der über die Geologie dieses ungeheueren Gebietes geschrieben hat, dergleichen wahrnahm; ich war da-

her nicht wenig erfreut, der Erste zu sein, der in der neuen Welt die ganze Reihe von Gesteinen entdeckte, aus welcher die Kreidebildung besteht.

Die Serra de Araripe oder das Gebirge zwischen Crato und Barra do Jardim ist nur ein östlicher Zweig eines erhöhten Tafellandes, das sich von der Meeresküste nach Süden erstreckt und zwischen den beiden großen Provinzen Ceará und Piauhy eine natürliche Gränze bildet. Es erhebt sich von fünfhundert bis zu tausend Fuß über die östliche Landebene, minder hoch aber über die westliche. Die Portugiesen nennen diese Bergkette die Serra Vermelha, während sie bei den Indianern Ibiapaba heißt. Zwischen dem zehnten und elften Breitengrade nimmt sie ihren Lauf nach Westen und unter dem siebenundvierzigsten Längengrade nach Norden und endet zuletzt an der Mündung des Amazonenstromes unter dem Aequator, nachdem sie ein ungeheueres Thal, die beiden Provinzen Piauhy und Maranham, umschlossen hat. Die Breite dieser Bergreihe ist sehr verschieden, da sich von ihr aus viele Zweige nach Osten und Westen erstrecken. Ihr Gipfel ist fast eben und bildet sogenannte Taboleiras. Die große Masse der Serra besteht aus einem sehr weichen, weißlichen, gelblichen oder röthlichen Sandstein, der an vielen Stellen mehr als sechshundert Fuß dick sein muß, und in diesem Gestein finden sich die Knoten mit den fossilen Fischen. Auf einer Reise längs dem Fuße des Gebirges nördlich von Crato fand ich

eine bedeutende Aufhäufung von Kieseln und Septarien, wie sie bei der Kreide in England vorkommen, und dieß brachte mich zuerst auf den Gedanken, daß dieses Gestein zur Kreidebildung gehöre. Ich erkundigte mich hierauf, ob in der Nähe irgend etwas Kreideartiges gefunden werde, und erfuhr, daß es in der Serra verschiedene Gruben gäbe, aus welchen die Einwohner das Material zur Uebertünchung ihrer Häuser gewännen. Diese Gruben lagen, wie ich mich später überzeugte, in einer tiefen Schicht rothfarbigen angeschwemmten Lehmbodens, welche den Sandstein der Serra bedeckt. In einer Schlucht bei Crato suchte ich die Unterlage des Sandsteines kennen zu lernen und fand, daß sie aus verschiedenen Schichten mehr oder weniger vester Kalksteine und Mergel mit einem ungefähr zwei Fuß dicken Lager von Lignit bestand. Worauf diese ruhten, konnte ich nicht ermitteln, doch entdeckte ich einige Zeit später bei einem Uebergange nach der Westseite der Bergkette, daß diese Kalksteine auf einem Niederschlage von sehr dunkelrothem, grobkörnigem und mit kleinen Eisensteinen angefülltem Sandstein lag. Hieraus ergibt sich, daß die Zusammensetzung der Gesteine in dieser Gegend der Kalkformation Englands sehr ähnlich ist; man findet erstlich ein eisenhaltiges Sandsteinlager, zweitens ein Lager von Mergel, weichen und vesten Kalksteinen und Lignit, drittens eine sehr dicke Lage von feinkörnigem, weichem und vielfarbigem Sandstein mit Ichthyolithen und vier-

tens die weiße Kreide selbst und Kiesel in Vertiefungen, welche zum Theil von rothem angeschwemmten Lehm bedeckt sind.

Kiesel sind längs dem Fuße der Serra, nordwestlich von Crato, sehr gewöhnlich, in den Kreidegruben aber, die ich untersuchte, fehlten sie. Man sagte mir jedoch, daß sich in bedeutender Entfernung, nördlich von Crato, auf einem Theile des Gebirges, welcher Serra de Botarité genannt wird, Kreide und Kiesel in weit größerer Masse fänden als in dieser Gegend, wo die letzteren, wie es scheint, vor dem Niederschlage des rothen Lehms, in welchem jene jetzt vorkommt, fast gänzlich hinweggespült wurden.

Diese Gesteine müssen seit der Zeit, zu welcher sie zuerst auf dem Meeresboden niedergeschlagen wurden, nebst dem anliegenden Lande hinsichtlich ihrer Erhöhung mehrfachen Veränderungen unterlegen haben; doch ehe ich hierüber eine Bemerkung mache, will ich die verschiedenen Punkte angeben, wo ich, außer den bereits erwähnten, auf Spuren von Kreidebildung gestoßen bin. Im Jahre 1838 verschaffte ich mir auf meiner Reise den Rio San Francisco hinauf, der sich zwischen dem zehnten und elften südlichen Breitengrade in's atlantische Meer ergießt, einige Proben von dem Gestein, auf welchem Penêdo erbaut ist, und ein Vergleich überzeugte mich, daß es dem oberen Sandsteine von Crato vollkommen gleich kam. Im Jahre 1839 fand ich den eisenhaltigen Sandstein von Crato in einer Ausdehnung nach Westen bis zu fünfhundert

Meilen, und im Jahre 1841 bemerkte ich in Maranham unter dem zweiten Grade südlicher Breite und dem vierundvierzigsten westlicher Länge eine ganz ähnliche Bildung wie in Crato. Die ganze Insel, auf welcher die Stadt Maranham erbaut ist, besteht aus einem sehr dunkelrothen Sandsteine; auf dem Vestlande nach Westen erhebt sich dasselbe Gestein ein wenig über den Meeresspiegel, unmittelbar darauf aber liegt ein, an mehren Stellen funfzig Fuß dicker Niederschlag von gelblichem und grünlichem, sehr weichen und mergelartigen Sandstein.

Hieraus geht unzweifelhaft hervor, daß diese ganze ungeheuere Schulter, welche die östlichere Spitze des amerikanischen Vestlandes bildet, vormals ein großes Lager der Kreideformation gewesen sei. An Stellen, welche von den zur Kreide gehörigen Niederschlägen entblößt waren, bemerkte ich, als die einzigen anderen Steinarten, erstlich Gneiß und Glimmerschiefer, deren Schichten, wie ich während meiner Reise von der Küste aus und auf dem Rio San Francisco schon häufig wahrgenommen hatte, in fast senkrechter Richtung hervorspringen, und zweitens Lager von graufleckigem Thonschiefer, die ich ungefähr achtzehn Legoas unterhalb Crato fand. Der weißliche grobkörnige Sandstein, den ich bald nachher bemerkte, ist wahrscheinlich dieselbe Art wie der eisenhaltige Sandstein auf der westlichen Seite des Bergzuges, und demnach dürfte man annehmen, daß sich zwischen der Kreideformation und den

primären Flötzen keine Spuren von kohlenhaltigen oder oolithischen Formationen finden; auch sind mir in keinem Theile Brasiliens, durch welchen ich später gereist bin, dergleichen vorgekommen *).

Wir haben bereits gesehen, daß das Land von der Küste bis Crato zum größten Theil eben und an vielen Stellen mit grobem weißen Sand und Kies von verschiedener Größe bedeckt ist, der ihm das Ansehn eines ausgetrockneten ungeheueren Flußbettes gibt. Ein großer Theil dieses Kieses besteht aus Kieseln, welche mit zahlreichen, mehr oder weniger gerundeten Granit-, Gneiß- und Quarzstücken von verschiedener Größe untermischt sind. Ueberall, wo diese Kiesflächen aufhören, findet man einen Niederschlag desselben rothen Lehmes, welcher über dem oberen Sandgesteine des Tafellandes liegt. Westlich von diesem Tafellande sind bedeutende Strecken mit den verschiedenartig

---

*) Dr. Parigot scheint jedoch auf der Insel Santa Catharina im südlichen Brasilien auf reiche Kohlenlager gestoßen zu sein. Er war während meiner Reise von der Regierung beauftragt, in dieser Gegend nach Kohlen zu suchen, und sprach in einer Schrift (Memoria sobre as Minas de Carvão de Pedra do Brazil) von einer sehr ausgedehnten, drei Fuß mächtigen Kohlenschicht; da jedoch seitdem nichts wieder hierüber verlautet ist, so möchte man zweifeln, daß sich diese Kohle irgend als brauchbar bewährt habe. Die Kohle, welche Spix und Martius bei Bahia entdeckt haben wollen, bestand, wie Dr. Parigot sich überzeugte, aus Lignit-Lagern, wahrscheinlich von derselben Art, die ich bei Crato fand. (D. B.)

gestalteten Eisensteinen bedeckt, womit der eisenhaltige Sandstein versehen ist und die nach der Zerbröckelung dieses Gesteins sich aufgehäuft haben.

Ich habe nun der Veränderungen zu gedenken, welchen die Emporhebung dieses Theiles des Vestlandes seit dem ersten Niederschlag des Kreidegesteins unterworfen gewesen ist. Dieser Niederschlag geschah offenbar auf dem Grunde eines seichten Oceans, und es ist nicht zu bezweifeln, daß er sich später allmälig über die Oberfläche des Meeres erhob. Daß diese Erhebung allmälig stattfand, ersieht man aus der horizontalen Lage der Schichten, aus welchen dieser Niederschlag gebildet ist; denn wäre das erhebende Mittel ein plötzliches und gewaltsames gewesen, so würde sich ihre ursprüngliche Lage nicht so vollkommen erhalten haben. Der erste Theil, der aus dem Meere emporstieg, war wahrscheinlich das lange erhöhte Tafelland, welches zu seiner Zeit einen Landrücken gebildet haben muß, durch welchen der atlantische Ocean im Osten von der großen Bai getrennt wurde, die damals ohne Zweifel an der Stelle des ungeheueren westlichen Thales sich befand.

Aus einigen dieser Bemerkungen geht hervor, daß die Kreideformation ehemals einen sehr großen Theil des umliegenden Landes bedeckt haben müsse, und wir können annehmen, daß während der allmäligen Erhebung des Landes die Meereswogen eben so allmälig das weiche Material zer-

störten, aus welchem es gebildet war. Doch scheint das Land lange nachher und zu einer verhältnißmäßig weit neueren geologischen Periode auf's Neue mit Wasser bedeckt gewesen zu sein — nicht nur die Ebene zwischen dem Ufer des heutigen Meeres und dem erhöhten Tafelland, sondern auch die höchsten Theile dieses Tafellandes selber. Dieß beweist die auf beiden liegende dicke Schicht von rothfarbigem angeschwemmten Lehm, demjenigen ähnlich, welcher, wie ich gefunden habe, ziemlich ganz Brasilien vom Meeresufer fast bis zu den höchsten Gebirgsgipfeln bedeckt und der häufig mehr als vierzig Fuß mächtig ist. Wenn man ihn durchschneidet, so ergibt sich, daß er aus verschiedenen Lehm- und sandigen Kieslagern besteht, in welchen gerundete Steine von verschiedener Größe gebettet sind. Diese hat offenbar das Wasser abgesetzt, und in dem Landestheile, von welchem wir jetzt reden, muß dieser Lehmniederschlag zu einer späteren Zeit stattgefunden haben als die Ueberschwemmung der Gegend östlich und westlich vom Tafellande. Dieß konnte nur durch ein Wiederversinken des Landes unter die Oberfläche des Meeres geschehen, und dieß erklärt die fast gänzliche Zerstörung der Kreide und die in dem rothen Lehm zurückgebliebenen kleinen Kreidekegel, da der Niederschlag abgesetzt wurde, ehe noch die ganze Kreide hinweggewaschen war. Seitdem muß dieser Theil des Vestlandes allmälig zum zweiten Mal aus der Tiefe des Meeres emporgestiegen sein.

Einen Theil meiner Sammlung von fossilen Fischen übersandte ich, kurz nachdem ich sie gefunden, meinem viel betrauerten Freunde, dem verstorbenen J. E. Bowman in Manchester. Sie wurden von ihm der britischen Gesellschaft in Glasgow vorgelegt, und Herr Agassiz erklärte sie, obgleich keine Proben des Gesteines dabei lagen, bloß nach ihrem zoologischen Charakter augenblicklich als zur Kreideformation gehörig. Es ist wohl bekannt, daß dieser gelehrte Naturforscher alle Fische nach der Beschaffenheit ihrer Schuppen in vier große Klassen theilt, wovon zwei, die Clenoiden und Cycloiden, nie in den unter der Kreide liegenden Gesteinen vorkommen, und auf diese Thatsache sich stützend, entschied er, daß meine Exemplare jener Bildung angehörten, da sie hauptsächlich aus Clenoiden und Cycloiden bestanden. Die Fische sind vollkommen gut erhalten und, wie ich bereits erwähnt habe, in einen unreinen rehfarbigen Kalkstein eingeschlossen; die Blöcke jedoch, in welchen sie verwahrt liegen, sind nur in dem gelbfarbigen Sandstein enthaltene Knoten. Sie haben im Allgemeinen die Gestalt von eingebetteten Fischen, und die kohlenstoffhaltige Masse wurde wahrscheinlich durch chemische Anziehungskraft aus dem noch weichen Sandstein um sie angesammelt. Da diese Knoten härter sind als der Sandstein, so haben sie sich, indem dieser allmälig zerbröckelt ist, längs dem Abhange des Gebirges aufgehäuft, und ich

besitze Exemplare von seiner östlichen wie von seiner westlichen Seite*).

Am Abende des dreiundzwanzigsten Decembers erhielt ich von dem Obersten Joao José de Gouvea, dem ich Briefe überbracht hatte, die Einladung, ihn und den Visitador nach einem fünf Legoas östlich von Villa da Barra do Jardim gelegenen Orte, Namens Maçapé zu begleiten, wo sie den Christtag verleben wollten, und ich war augenblicklich damit einverstanden, da ich bereits gehört hatte, daß sich dort ein großes Lager von fossilen Fischen befand. Wir machten uns am vierundzwanzigsten um acht Uhr Morgens auf den Weg, und da der Visitador nach Jardim nicht wieder zurückkehrte, so wurde ihm von einem Dutzend der angesehensten Personen der Umgegend eine Strecke weit das Geleite gegeben; Senhor Gouvea und seine Gattin, Senhor Machado und ich begleiteten ihn bis Maçapé. Eine halbe Legoa von der Stadt gelangten wir in eine enge Schlucht, die auf beiden Seiten mit großen Bäumen bewachsen war, an deren Zweigen die lange Tillandsia usneoides und andere große Arten derselben Familie hingen; doch bemerkte ich nicht eine einzige Orchidee. Die Schlucht ist fast eine halbe Legoa lang, und in ihrer Mitte entspringt ein Quell mit einem reichen Ueberfluß von klarem, kühlem Wasser,

---

*) Herr Agassiz beschrieb diese Fische, die er alle für neue Gattungen erkannte, in dem «Edinburgh New Philosophical Journal», vom Januar 1841. D. B.

das man tiefer unten zur Bewässerung benutzt. Da die Schlucht nur allmälig sich erhebt, so ist die Ersteigung der Serra hier weniger steil als auf dem Wege von Crato. Auf der Taboleira nimmt das Pflanzenreich mit einmal einen anderen Charakter an, denn man findet hier oben keinen von den Bäumen wieder, welchen man unterhalb begegnet ist; doch war die Vegetation hier ganz dieselbe wie auf den von mir bereits besuchten anderen Theilen dieses Tafellandes. Nach einem angenehmen vierstündigen Ritt erreichten wir die entgegengesetzte Seite der Serra, wo sich im Pflanzenreiche ein gewaltiger Unterschied von der Vegetation in der Nähe von Jardim zeigte; hier war Alles frisch und grünend, da einige Wochen früher mehre heftige Regengüsse gefallen waren; auch sind die Bäume auf der Taboleira hier größer als jene näher bei Jardim, und Alles verkündigt einen fruchtbaren Landstrich. Von dem Gipfel des Abhanges genossen wir eine anmuthige Aussicht über das wellige, aber unbewohnte Land nach Ost und Süd. Die Serra ist hier bedeutend höher als auf der Westseite und die Hinabsteigung nichts weniger als leicht. Eine Viertellegoa weiter liegt die Fazenda von Maçapé, das bedeutendste Haus dieses Ortes. In ihrem Vorhofe wehten zwei große Flaggen, und der Visitador wurde von einem Dutzend Flintenschüssen begrüßt. Bald nach unserer Ankunft versammelte sich eine Anzahl Volks mit Kindern jedes Alters, und nachdem wir gespeist hatten, begann der

Visitador zu taufen u. s. w. Ich erkundigte mich nach dem Orte, wo die fossilen Fische zu finden wären, und Senhor Machado begleitete mich dahin. Nach einer halben Legoa erreichten wir eine Stelle, die jener bei Jardim sehr ähnlich war und wo die Steine einen beschränkten Raum auf der Abdachung längs dem Fuße der Serra bedeckten. Man hatte diesen Strich seit Kurzem gereinigt und mit Zuckerrohr bepflanzt, sodaß wir mit wenig Mühe einen großen Vorrath von Versteinerungen fanden, leider aber nur wenig gute, denn nach fast zweistündiger Arbeit konnte ich nicht mehr als drei bis vier leidliche Exemplare gewinnen; die übrigen waren bedeutend zerbrochen. Bei unserer Rückkehr fanden wir eine ungeheuere, noch immer zunehmende Menschenmenge versammelt, der es hauptsächlich darum zu thun war, die drei Messen zu hören, die jedesmal zu Anfang des Christtages gelesen werden. Um neun Uhr Abends begann eine Messe unter der Veranda, an deren einem Ende ein kleiner, von Wachskerzen erleuchteter Altar mit einer anderthalb Fuß hohen Statue der heiligen Jungfrau stand, die man auf's Stattlichste angeputzt und mit einer goldenen Halskette geschmückt hatte, an welcher eine kleine Kinderuhr hing. Der vornehmere Theil der Versammlung setzte sich auf den Boden innerhalb der Veranda, während die übrigen Männer, Weiber und Kinder auf gleiche Weise in dem Hofraume Platz nahmen. Nach Beendigung dieser Ceremonie nahmen wir ein Abendessen von frischen Fischen ein,

und um zehn Uhr begab sich der Visitador in seine Hängematte, um sich vor Beginn der mitternächtigen Mühen durch einen kurzen Schlaf zu stärken. Ich folgte seinem Beispiele, schlief aber so vest, daß ich erst aufwachte, als die Messe längst vorüber war, obgleich ich mich mit dem Visitador in einem und demselben engen Gemache befand und die obere Hälfte der nach der Veranda gehenden Thüre noch überdieß offen war. Man machte keine Bemerkung über diese scheinbare Vernachlässigung, aber man hielt mich sicherlich für einen eingefleischten Heiden. Des Morgens wurde wiederum Messe gelesen, und dann begann eine Art von Jahrmarkt, indem man auf allen Seiten europäische Waaren, Schmucksachen, Rum und allerlei Lebensmittel feil bot. Als der Abend kam, wurde unter freiem Himmel ein Tanz veranstaltet, der erst tief in der Nacht zu Ende ging.

Am folgenden Tage kehrte ich mit meinen Freunden nach Jardim zurück, und auf halbem Wege über die Serra hielten wir unter mehren Mangaba-Bäumen, um einige ihrer Früchte einzusammeln, von welchen man nur die abgefallenen für eßbar hält. Bei dieser Gelegenheit ließ Senhor Gouvea den Zügel seines Pferdes fahren, und seine Freiheit fühlend, entfloh das Thier in raschem Laufe auf dem Wege nach Jardim. Ich warf mich augenblicklich in den Sattel, um es wieder einzufangen, stieß aber, indem ich mich umwendete, mit meinem Kopfe so heftig gegen den Ast eines großen Baumes, daß ich augenblicklich zu Boden fiel. Ich blieb

besinnungslos, bis wir nur noch eine halbe Legoa von Jardim entfernt waren, wo ich plötzlich wie aus einem tiefen Schlafe erwachte und zugleich wahrnahm, daß ich zu Pferde saß und in ziemlich schnellem Trabe meinen voranreitenden Gefährten folgte. Ich fühlte einen bedeutenden Schmerz in dem unteren Theile der Stirne; das Schlimmste aber war, daß ich mein Gedächtniß verloren hatte, denn ich konnte mich, trotz mehrfachen Versuchen, nicht im Entferntesten entsinnen, wo ich gewesen war und wohin ich wollte. Meine Gefährten erkannte ich zwar, aber ich hatte ihre Namen vergessen, und obgleich man mich häufig ansprach, so fühlte ich doch keine Neigung zu antworten. In diesem Zustande der Bewußtlosigkeit und Verwirrung ritt ich schweigend weiter, ohne zu wissen, wohin, und mit einem Gefühle, als sei ich eben aus einem langen Schlafe erwacht. Es war schon Dämmerung, als wir die Stadt erreichten, und obwohl ich mich erinnerte, sie schon früher gesehen zu haben, so kannte ich doch ihren Namen nicht mehr, und ebensowenig wollte ich mich entsinnen, daß sie vor der Hand mein Wohnort war. Meine Freunde verließen mich, und ich würde nicht gewußt haben, wohin ich mich zu wenden hatte, wäre mir nicht Pedro entgegengekommen, denn ich hatte jede Spur von Ortskenntniß verloren. In meiner Wohnung angelangt, legte ich mich nieder und war bald in einen vesten Schlaf versunken; als ich spät am nächsten Morgen erwachte, fühlte

ich noch immer einen heftigen Kopfschmerz; ich begann mich allmälig dunkel zu entsinnen, wo ich gewesen war, aber ich konnte mir den Namen des Ortes nicht zurückrufen und hatte nur eine unbestimmte Erinnerung, vom Pferde gestürzt zu sein. Bald nachher besuchte mich Senhor Machado, und ich erfuhr von ihm, daß ich bei meinem Sturz vom Pferde eine Weile besinnungslos gewesen, dann aber aufgestanden sei und mich, ohne ein Wort zu reden, auf's Pferd gesetzt habe; hierauf sei ich, obgleich man mich mehrmals angeredet hätte, still und stumm bis zur Stadt hinter ihnen her geritten. Es vergingen einige Tage, bis ich mich von diesem Unfall gänzlich wieder genesen fühlte.

Die Nachricht, daß bei Mundo Novo, ungefähr drei Legoas westlich von Barra do Jardim, ein großes Lager fossiler Fische zu finden sei, veranlaßte mich zu einem Abstecher nach diesem Orte. Der Weg führte über einen Zweig der Serra de Araripe und zwar an einem Punkte, wo die Bergkette, wie auf dem Wege nach Maçapé, nach Nord und Süd gerichtet ist, und ich entdeckte hier einige mir ganz neue Baumarten. Eine derselben war von bedeutender Größe, die Copaifera nitida, Mart., die sich eben mit ihren kleinen weißen Blüthen geschmückt hatte; ihr Stamm gibt ein Oel, das zur Heilung von Geschwüren und zu Einreibungen bei Rheumatismen benutzt wird. Jenseit der Serra fand ich das Land in noch weit dürrerem Zustande als bei Jardim, und nur die

Abhänge des Gebirges waren hier und da mit grünem Laube geschmückt. Am Fuße der Serra erhoben sich einige schöne große Bäume, doch konnte ich, da ihnen Laub und Blüthen fehlten, nicht ermitteln, welcher Gattung sie angehörten. Die Eingeborenen nennen sie Braúna und benutzen ihr hartes, dauerhaftes Holz zu Zuckermühlen und hauptsächlich zu Walzen. Außerdem fand ich hier zum ersten Mal die merkwürdige Chorisia ventricosa, Nees et Mart., welche die Einwohner ihres seltsamen Stammes wegen, der in der Mitte wohl fünfmal so dick ist als an den oberen und unteren Theilen, Barrigúdo nennen. Eine halbe Legoa nordwestlich vom Fuße der Serra erreichten wir die erste Wohnung am Wege, an deren Eigenthümer ich eine Empfehlung hatte. Er lud mich freundlich ein, in sein Haus zu treten, das wenig mehr als eine Hütte war, und nachdem er erfahren, was mich hierher geführt, erbot er sich eben so bereitwillig, mich zu begleiten. Nach dem Frühstück brachen wir auf und gelangten in einer halben Stunde zu der bezeichneten Stelle. Es war wie alle anderen, die ich bis jetzt gefunden hatte, eine vereinzelte, weit sich hindehnende Fläche an dem sanften Abhange eines niedrigen Bergzuges längs dem Fuße der Serra. Auch hier enthält jeder Stein Ueberreste eines Fisches in mehr oder weniger vollkommenem Zustande; die meisten kleineren, nur vier bis fünf Zoll lang, waren vollständig erhalten, die grö=

ßeren aber, wovon einige sechs Fuß*) maßen, fanden sich nur in Bruchstücken. Bei dreistündiger Arbeit sammelte ich mehre ziemlich vollständige Exemplare, die jedoch von jenen, welche ich bereits anderwärts gefunden hatte, nicht unterschieden waren. Mein Begleiter bewirthete mich hierauf in seinem Hause mit einem trefflichen Mittagsessen, wofür er nicht die geringste Bezahlung annahm, eine Freundlichkeit, die bei den ärmlichen Verhältnissen des Mannes um so größere Anerkennung verdiente. Ich freute mich, am Neujahrstage in der Stadt Gelegenheit zu finden, diese Gastlichkeit einigermaßen zu vergelten.

Es leben zwei kleine Stämme unciviliſirter Indianer im Districte Barra do Jardim, deren Anzahl sich aber schnell vermindert. Der eine besteht aus achtzig Individuen, Huamaës genannt, die gewöhnlich sieben Legoas südwestlich von der Stadt wohnen; der andere, Xocos geheißen, der ungefähr siebenzig Köpfe zählt, hat seinen Wohnsitz dreizehn Legoas südlich. Sie sollen im Allgemeinen von friedlichem Charakter sein, waren aber kurz vor meinem Besuche auf Rinderdiebstählen ertappt worden. Man schilderte sie mir als schmuzige Leute, die in Er-

---

*) Einige von den Exemplaren, die ich hier sammelte, gehören zu der Gattung, welche Herr Agassiz mir zu Ehren Cladocyclus Gardneri genannt hat. Sie sind ungefähr einen Fuß hoch. Eine andere Art, die ich wegen ihrer Größe zurücklassen mußte, war noch höher. D. V.

mangelung besserer Nahrungsmittel sogar Schlangen verzehrten.

Ich bin in verschiedenen Theilen Brasiliens mit vielen jener merkwürdigen Leute zusammengekommen, die man Sebastianistas nennt. Sie haben ihren Namen von ihrem Glauben an die Rückkehr des Königs Don Sebastian erhalten, der in der berühmten Maurenschlacht von Alcazarquebir fiel. Die Anhänger dieses Glaubens sollen in Brasilien zahlreicher sein als in Portugal, und sie meinen, daß Sebastian's Rückkehr Brasilien in einen Zustand vollkommener Glückseligkeit versetzen werde.

Das merkwürdigste auf diesen Glauben bezügliche Beispiel von Schwärmerei erlebte ich in Pernambuco, und obgleich in Brasilien viel davon gesprochen wurde, so glaube ich doch nicht, daß eine Kunde davon bis nach Europa gedrungen ist. Am sechszehnten Junius 1838 erhielt Senhor Francisco de Rego Barros, der Präsident der Provinz, folgende officielle Zuschrift, welche ich aus dem „Diario de Pernambuco" übersetze:

„Comarca de Flores, den 25. Mai, 1838."

„Excellenz!"

„In diesem ersten Berichte, den ich über den Zustand dieser gegenwärtig ruhigen Comarca an Euere Excellenz zu richten die Ehre habe, muß ich des merkwürdigsten und furchtbarsten Ereignisses erwähnen, das je sich zugetragen hat und fast an's Unglaubliche gränzt. Es ist jetzt länger als zwei Jahre, seit ein Mann Namens João Antonio,

ein Einwohner von Sitio de Pedra Bonita, das ungefähr zwanzig Legoas von dieser Stadt entfernt und, von Wald umgeben, in der Nähe von zwei großen Felsen liegt, die Einwohner zusammenrief und ihnen sagte, daß sich innerhalb dieser Felsen ein verzaubertes Königreich befände, welches er entzaubern wolle, und daß gleich nachher König Don Sebastian an der Spitze eines großen Heeres erscheinen würde. Er bemühte sich hierauf, diesen Ort auszuschmücken, bis er im November des vorigen Jahres auf Anrathen des Missionars Francisco José Correa de Albuquerque eine Reise nach der Wüste (Sertão) Inhamon unternahm und von dort aus einen Mann, Namens João Pereira, zurücksandte, der sich bei seiner Ankunft in Pedra Bonita zum König erklärte und die Gemüther des Volkes mit allerlei Aberglauben erfüllte, indem er ihnen sagte, daß es zur Wiederherstellung des verzauberten Königreiches erforderlich sei, eine Anzahl Männer, Weiber und Kinder zu opfern, daß diese in wenig Tagen wieder auferstehen und dann unsterblich sein würden, daß unter allen Klassen große Reichthümer sich verbreiten und daß alle diejenigen, die von schwarzer oder dunkler Farbe wären, plötzlich weiß werden sollten wie der Mond. Auf diese Weise gelang es ihm, für seine trügerischen Behauptungen und seine böse Lehre unzählige Anhänger zu gewinnen, und es fehlte selbst nicht an Vätern, die dem Messer des blutdürstigen Ungeheuers ihre Kinder

überlieferten. Am vierten des gegenwärtigen Monats nahmen die Opferungen ihren Anfang, und im Laufe von zwei Tagen gaben nicht weniger als zweiundvierzig Menschen unter seinen Händen ihren Geist auf. Außerdem verehelichte er jeden Mann mit zwei oder drei Weibern. Aber es nahm ein sehr trauriges Ende mit ihm, denn Pedro Antonio, der Bruder von João Antonio, dem Verbreiter dieser Ideen, wurde dieses wahnsinnigen Treibens müde und beschloß, Pereira zu ermorden, vielleicht weil ihn selber nach dem Königthume gelüstete. Die That geschah am siebenzehnten, und an demselben Tage war es, wo der Commandant Manoel Pereira da Silva durch die fliehenden Einwohner von diesen Vorgängen unterrichtet wurde. Er sammelte augenblicklich eine kleine Streitmacht von sechs und zwanzig Nationalgardisten und einigen Landleuten und stieß am nächsten Tage auf den neuen Schwärmerkönig Pedro Antonio, der mit einer Krone von blühenden Schlingpflanzen geschmückt und von einem Haufen von Männern und Weibern umgeben war, die mit lauter Stimme ausriefen: „„Kommt heran, wir fürchten Euch nicht, wir werden unterstützt von den Schaaren unseres Königreichs.“ “

„Sie machten hierauf mit Knitteln und Schwertern einen verzweifelten Angriff und erschlugen fünf Soldaten. Aber die letzteren trugen den Sieg davon, sie tödteten augenblicklich sechs und zwanzig Männer und drei Frauen;

drei Männer, neun Frauen und zwölf Kinder wurden zu Gefangenen gemacht, und die übrigen entflohen, zum großen Theil verwundet, in die Wälder. Ich erhielt erst am achtzehnten Kunde von diesen Ereignissen, worauf ich sogleich vierzig Mann zusammenrief und an ihrer Spitze davonzog, aber ich fand den Aufruhr bereits in der oben erzählten Weise beschwichtigt. Die Gefangenen sind durch meine Leute in diese Stadt gebracht worden, und für die darunter befindlichen Kinder wird gesorgt werden, bis von Eurer Excellenz weitere Befehle anlangen. Gott beschütze Eure Excellenz."

„Francisco Barbosa Nogueira Paz."

Der District Flores liegt bedeutend südlich von der Villa do Crato, am Rio de San Francisco und in der Provinz Pernambuco. Der Vorfall wurde während meines Aufenthaltes in der Gegend von Crato vielfach besprochen, und ich habe sogar mit Verwandten einiger jener Opfer verkehrt.

Am einunddreißigsten December trat in Barra do Jardim ein heftiges Gewitter ein, dem ein zweistündiger Regen folgte; am zweiten Januar wiederholte sich diese Erscheinung und verkündete damit den Anfang der Regenzeit. Die Einwohner begannen ihre Reispflanzungen, und ich rüstete mich zur Rückkehr nach Crato, um meine Reise nach Piauhy anzutreten. Am dritten brach ich auf und erreichte diese Stadt am folgenden Tage.

Siebenter Abschnitt.

Reise nach Piauhy.

Vorbereitungen zum Aufbruch. Ein neuer Gefährte. Abschied von Crato. Guaribas. Brejo Grande. Ein Lager fossiler Fische. Olho d'Agoa do Inferno. Poço de Cavallo. Crauatá. Cachoeira. Marmeleira. Rosario. Os Defundos. Lagoa. Varzea da Vaca. Angicas. Eintritt in die Provinz Piauhy. San Gonsalvo. Campos. Lagoa Comprida. Schlechte Wege. Corumatá. Canabrava. Boa Esperança und sein geistlicher Besitzer. Großartige Viehzucht. Beschaffenheit des Landes. Mimoso und Agreste. Santa Anna das Merces. San Antonio. Cachimbinho. Pflanzenleben. Retiro. Buquerão. Canavieira. Der Fluß Canindé. Ankunft in Oeiras, der Hauptstadt der Provinz Piauhy.

Nach Crato zurückgekehrt, sandte ich all' meine Sammlungen nach der Küste, um sie nach England bringen zu lassen, und rüstete mich zur Reise, die ich jetzt, da es seit Anfang des Monats fast täglich regnete, ohne Bedenken unternehmen konnte. Ich wurde jedoch wider Erwarten aufgehalten, indem ich mich genöthigt sah, meinem Diener Pedro seine Entlassung zu geben. Er hatte jetzt ein Jahr in meinem Dienste gestanden, und da er sich immer verständig und brauchbar gezeigt, da wir mehr wie Gefährten, als wie Herr und Diener mit einander gereist

waren, und er mich überdieß in verschiedenen Krankheitsfällen sehr sorgsam verpflegt hatte, so war er von mir stets mit großer Milde behandelt worden, und ich würde mich sicherlich nie von ihm getrennt haben, hätte er diese Milde nicht mit Undank belohnt. Ich hatte schon seit einiger Zeit in seinem Benehmen bemerkt, daß er die Meinung zu haben schien, er sei mir unentbehrlich geworden. Es war Sonnabend, als ich Crato verlassen wollte, und ich schickte ihn des Morgens aus, um verschiedene Reisebedürfnisse einzukaufen, aber es wurde zwei Uhr, bis er zurückkam. Noch immer Willens, die Reise anzutreten, befahl ich ihm, die anderen Leute zu bestellen, die uns begleiten sollten, und die Pferde von der Weide zu holen, worauf er mir erwiderte, daß ich dann ohne ihn aufbrechen müßte, da er Crato vor Montag nicht zu verlassen gedenke. Dieß war mehr, als ich vertragen konnte, und er erhielt augenblicklich seinen Abschied. Glücklicher Weise besuchte mich in diesem Augenblicke ein junger Engländer, Namens Edward Walker, der während meines Aufenthalts in Barra do Jardim nach Crato gekommen war, um die Verwaltung einer Rapadura-Eugenho zu übernehmen, deren Eigenthümer, obgleich schon ein Mann von vierzig Jahren, im Begriff stand, sich in dem Collegium zu Olinda der Kirche zu widmen. Herr Walker war zwei Jahre lang mit europäischen Waaren in dem Innern der Provinz Ceará und im Norden von Piauhy

gereist, aber zwei Monate vor seiner Ankunft in Crato seiner ganzen Habe beraubt worden und hatte daher, um sich die Mittel zur Rückkehr nach der Küste zu verschaffen, keine andere Zuflucht gefunden, als jene Stelle anzunehmen; da diese aber wenig nach seinem Geschmacke war, so machte er mir schnell das Anerbieten, mich zu begleiten. Ich mußte deßhalb zwei neue Pferde für ihn und sein Gepäck erhandeln, und dieß verzögerte unsere Abreise bis zum fünfzehnten. Am Tage vorher nahm ich Abschied von meinem guten Freunde João Gonsalvez, seiner Gattin und Tochter und von meinen übrigen Bekannten.

Wir verließen Crato Nachmittags vier Uhr und übernachteten in einer Eugenho, Namens Guaribas, am Fuße der Serra de Araripe, gegen anderthalb Legoas westlich von Crato. Am folgenden Morgen brachen wir kurz nach Tagesanbruch wieder auf und erstiegen bald nachher unter einem heftigen Regenguß die Serra, die hier gegen dreißig Meilen breit, aber bedeutend niedriger war als einige Legoas östlich. Die erste Hälfte glich den anderen Theilen, die ich bereits besucht hatte; sie war eben und offen, und das Pflanzenreich bestand aus ziemlich großen, dünnstehenden Bäumen und stellenweise sehr dichtem Strauchwerk. Der gewöhnlichste unter den ersteren war eine schöne Gattung der Vochysia, die mir seither nur selten vorgekommen war und mit ihren dunkelgrünen glänzenden

Blättern und den Aehren hellgelber Blumen an den Spitzen der kleinen Zweige einen lieblichen Anblick darbot. Der westlichere Theil ist sehr dicht mit kleinen Bäumen bewachsen, wovon man alljährlich große Strecken niederbrennt, um einen desto üppigeren Kräuterwuchs für Pferde und Rindvieh zu gewinnen, die man während der trockenen Jahreszeit hier weiden läßt. Auf halbem Wege hielten wir unter einem Baume, um zu frühstücken, da wir uns zum Thee mit einer großen Kalabasse voll Wasser versehen hatten; aber wir hätten uns diese Mühe ersparen können, indem wir in einem hohlen Baumstumpfe einen reichlichen und vollkommen brauchbaren Vorrath fanden, obgleich einige Frösche darin herumschwammen. Die westliche Gebirgseite ist sehr abgeflacht und endet in einer engen Schlucht, die in ein großes, außer im Westen auf allen Seiten von Armen der Serra umgebenes Thal, Namens Brejo Grande, führt. Am westlichen Ende dieses Thales erreichten wir das Haus des Obersten Mancel de Barros de Cavalcante, dessen in Crato lebender Sohn mich gebeten hatte, seinem seit mehren Tagen kranken Vater einen Besuch zu machen. Er war die erste Person in diesem Districte, der nicht sehr stark bevölkert ist, und verwaltete das Amt eines Friedensrichters (Juiz de Paz). Seine Krankheit bestand in einem acuten Rheumatismus; ich ließ ihm zur Ader und verordnete die gewöhnlichen Heilmittel. An einer sumpfigen

Stelle ziemlich am oberen Ende des Thales Brejo Grande kamen wir an einer großen Gruppe einer schönen Palmenart vorüber, welche ich nur hier und da unterhalb Crato schon bemerkt hatte, später aber am zahlreichsten in den Sümpfen von Piauhy und Goyaz wiederfand. Es ist die Mauritia vinifera des Martius, von den Einwohnern Buriti genannt, eine der schönsten und höchsten Palmen im Lande. Ihre Blätter sind wedelartig und bilden, wie bei der Carnahuba-Palme, am Gipfel des Stammes eine große runde Kugel. Sie trägt eine bedeutende Anzahl von Nüssen in der Größe kleiner Eier, welche mit rhomboidalischen, schneckenförmig sitzenden Schuppen bedeckt sind. Zwischen diesen Schuppen und der eiweißartigen Substanz der Nuß befindet sich ein öliges Fleisch von röthlicher Farbe, aus welchem die Einwohner von Crato eine Art Zuckerwerk bereiten; in Piauhy gewinnt man daraus einen Saft, der, mit Zucker versetzt, ein sehr wohlschmeckendes Getränk gibt. Ein eben so angenehmer Trank ist der Saft des Stammes, doch muß man, um diesen herauszuziehen, den Baum fällen, worauf mit einem kleinen Beile mehre, sechs Zoll ins Gevierte messende, drei Zoll tiefe und gegen sechs Fuß von einander abstehende Löcher in den Stamm geschlagen werden, die sich alsbald mit einer röthlichen, weinartigen Flüssigkeit füllen. Auf unseren Reisen in Piauhy haben wir uns zuweilen diesen köstlichen Saft auf diese Weise zu verschaffen gesucht.

Während der Nacht trat heftiges Regenwetter ein, und am Morgen war es noch immer so naß, daß wir nicht sogleich an den Aufbruch denken konnten. Oberst Barros rieth uns ernstlich, die Fortsetzung unserer Reise bis zum nächsten Tage zu verschieben, da der Fluß im Westen seiner Pflanzung ohne Zweifel bedeutend angeschwollen wäre und wir bei den schlechten Wegen unmöglich den zum nächsten Nachtquartier bestimmten Ort erreichen könnten. Ich befolgte diesen Rath und besuchte des Nachmittags in Begleitung eines seiner Söhne, eines sehr verständigen Jünglings, ein Lager fossiler Fische, das ungefähr eine Meile vom Hause entfernt war, und welches ich ganz von derselben Beschaffenheit fand, wie die bereits beschriebenen; eben so wenig unterschieden sich die Exemplare, die ich hier sammelte, von den früheren. Auf dieser Wanderung bemerkte ich eine große Gattung der Jatropha, die sogenannte Manacóba, die in den trockenen Wäldern sehr häufig ist. Sie bildet einen kleinen Baum von zehn bis zwanzig Fuß Höhe, und aus ihren Wurzeln, die weit holziger sind als die Wurzeln der Mandiocca, wird in Zeiten der Noth Farinha bereitet. Das Thal Brejo Grande ist hauptsächlich mit Zuckerrohr, Reis und Mandiocca bepflanzt, doch beschränkt sich der Anbau bis jetzt nur auf einen sehr kleinen Theil desselben.

Das Wetter war schön geblieben, und so nahm ich am nächsten Morgen Abschied von dem Obersten, dessen Zustand sich bedeutend gebessert hatte. Nachdem er für die

Erleichterung, die ich ihm verschafft, mir seine herzliche Dankbarkeit ausgedrückt, wünschte er, mir eine Belohnung zu geben; da ich mich aber weigerte, Geld zu nehmen, so vermehrte er meinen Reisevorrath durch einen halben Scheffel Reis und eine Anzahl Rapadurastücke. Eine Legoa von seinem Hause führte unser Weg durch ein kleines Dorf (povoação), Namens Santa Anna, das aus einem Dutzend Häusern und einer kleinen Kirche bestand. Der Weg war längs der ganzen Strecke vortrefflich und zeigte meistentheils ein natürliches Pflaster in der Gestalt eines horizontalen Kalksteinbettes von dünnen Schichten. In einer Entfernung von vier Legoas erreichten wir einen Ort, Namens Olho d'Agoa do Inferno, der, nur drei bis vier Häuser zählend, auf einem etwas erhöhten Theile eines engen Thales liegt, und hier hielten wir zum Frühstück unter dem Schatten einer mächtigen Cassie, die im vollen Sinne des Wortes mit großen Rispen goldener Blüthen bedeckt war. Wir hatten auf der letzten Legoa dieser Reise eben so trefflichen Weg wie auf der ersten; die zwischenliegende Strecke aber führte durch eine flache Gegend, wo unsere Pferde fast fortwährend bis an die Kniee in Wasser und Schlamm versanken. Der Fluß, den der Oberst erwähnt hatte, mußte mehre Male überschritten werden, und wir sahen an den Ufern, daß er am Tage vorher bedeutend angeschwollen gewesen war, obgleich er jetzt nicht mehr als zwei Fuß Tiefe hatte. Der flachere Theil des Landes,

durch welches wir reisten, war gut bewaldet, und die größeren Bäume bestanden zumeist aus Mimosen, einer Erythenia mit prächtigen scharlachrothen Blumen und der dickstämmigen Barriguda; einige von der letzten Gattung waren von bedeutender Größe, und der seltsam aufgeschwollene Theil ihrer Stämme maß gegen zwanzig Fuß im Umfang, der obere und untere Theil aber nicht mehr als acht. Mein Herbarium erhielt an diesem Tage einen bedeutenden Zuwachs, aber der schönste Fund, den ich machte, war eine strauchartige, sechs Fuß hohe Gattung der Allamanda, die mit ihren großen veilchenfarbigen Blumen an die Gloxinia speciosa erinnerte und, während alle anderen Arten gelb blühen, dieser eigenthümlichen Blumenfarbe wegen von mir den Namen Allamanda violacea erhielt. Ein Aufguß von der Wurzel dieses Strauches gibt ein äußerst kräftiges Abführmittel, das man hauptsächlich bei bösartigen Fiebern gebraucht. Bei Olho d'Agoa de Inferno wächst in großer Fülle eine neue Gattung der Coutarea mit großen weißen Blumen, von den Einwohnern Quina branca genannt, weil sich ihre Rinde als treffliches Heilmittel gegen die Wechselfieber bewährt hat, die in den sumpfigen Ebenen der Provinz Piauhy sehr gewöhnlich sind. Fast jeder Reisende, der jene Provinz besuchen will, nimmt sich daher einen Vorrath jener Rinde mit, und ich bemerkte, daß ziemlich alle Bäume am Wege zum Theil geschält waren.

Wir verließen Olho d'Agoa in den Nachmittagsstun-

den und erreichten bald nachher eine Gegend, die mich an jene zwischen Icó und Crato erinnerte, nur daß hier nach fast einmonatlicher Regenzeit Alles frisch und grünend war. Die Schnelligkeit, womit in diesen Wüsten nach den ersten Regenschauern das Pflanzenleben sich entwickelt, ist wahrhaft wunderbar; das jährige Gras sprießt aus dem weißen Sande; die Bäume treiben Blätter und Blumen, und die ausdauernden krautartigen Pflanzen, die während der Trockenheit scheinbar abgestorben waren, erheben in unglaublich kurzer Zeit ihre Blüthenstengel. Das Gestein, welches das Bett eines kleinen Flusses bildete, welchen wir überschritten, bestand aus Gneiß, der in westlicher Richtung hervorsprang; jenseit dieser Stelle zeigte sich wieder Sandstein, darüber aber lag eine ungeheuere Anzahl großer eckiger Gneißblöcke. Nachdem wir drei Legoas zurückgelegt, erreichten wir einen Ort Namens Poço do Cavallo und nahmen unser Nachtlager in einem unvollendeten Hause, das zwar mit einem Dache versehen, aber an den Seiten offen war. Es herbergten hier außer uns noch zwei andere Reisegesellschaften. In einem nahen Sumpfe gab eine ganze Legion von Fröschen ihr Nachtconcert, und zwar ein so lautes, daß ich nur mit Mühe in Schlaf versank. Kurz vorher, ehe wir hier anlangten, sammelte ich einige Stücke eines schönen großen Baumes, den ich später in diesem Districte sehr häufig wiederfand. Er gehört zu der natürlichen Ordnung der Meliaceen und wird

von den Brasilianern Cedro genannt, weil sein Holz an Farbe und Geruch dem ächten Cederholze gleicht. Seine Blätter und Blüthen verbreiteten einen starken unangenehmen Knoblauchgeruch. Die Weiden für unsere Pferde waren jetzt vortrefflich, denn das neue Gras stand dicht und fett und vier bis sechs Zoll hoch. Für den Botaniker war es eine Lust, in einer solchen Gegend zu reisen, und meine Sammlungen erhielten fast bei jedem Schritt eine neue und schöne Bereicherung. Die einzige Schwierigkeit lag in der Aufbewahrung dieser Pflanzen, denn es fehlte bei der großen Feuchtigkeit der Luft an hinlänglichem Sonnenschein, unser Papier zu trocknen.

Der nächste Morgen begann mit Regen; allein um sieben Uhr klärte es sich auf, und wir traten unsere Reise wieder an, wurden aber in kurzer Zeit von einem neuen Regengusse überrascht, der mich trotz dem Schutze meines Regenschirms bald bis auf die Haut durchnäßt hatte. Wir mußten noch zwei Legoas zurücklegen, ehe wir wieder zu einem Hause kamen, so dünn ist diese Gegend bevölkert. Der Ort, den wir erreichten, hieß Crauatá, und wir beschlossen, da es noch immer regnete, wo möglich in einem der drei sehr kleinen Häuser, aus welchen er bestand, für den Rest des Tages eine Wohnung zu nehmen; aber das einzige Gemach, das man entbehren konnte, war so klein, daß es allenfalls für mein Gepäck, nicht aber für mich selber und meine drei Gefährten genügte. Es blieb uns

daher nichts Anderes übrig, als mitten im Regen eine ganze Legoa weiter bis zu einem Orte Namens Cachoeira zu reiten. Wir fanden daselbst vier Häuser, die, mit Ausnahme eines einzigen, wo man uns ein Obdach gewährte, von derselben Beschaffenheit waren wie jene in Crauatá. Unser Wirth hatte achtzehn Jahre früher längere Zeit in Philadelphia gelebt und sprach noch immer etwas Englisch; er bot uns daher, als er sah, daß wir Engländer waren, einen herzlichen Willkommen und alle Bequemlichkeiten seines Hauses. Kurz nach unserer Ankunft goß der Regen in Strömen herab, so daß ein kleiner Bach, den wir kurz vorher überschritten hatten, bald nicht mehr zu passiren war; wir hätten daher, wären wir nur um eine Stunde später gekommen, ohne Schutz auf dem anderen Ufer bleiben müssen. Um vier Uhr hörte der Regen auf, der heftige Donner aber, der ihn begleitete, währte fast den ganzen Tag fort. Der Weg von Poço do Cavallo nach Cachoeira führte durch eine fast ebene Gegend, die zum Theil mit großen Bäumen bewaldet war. Am gewöhnlichsten waren darunter eine Gattung der Cäsalpinia, einige große Mimosen, der Cedro, die Barriguda und eine andere sehr häufige, wiewohl minder große Baumart, welche die Einwohner Imbúzeiro nennen; es ist die Spondias tuberosa, Arrud. mit einer reichlich wachsenden länglichen Frucht, zweimal so groß wie eine große Stachelbeere und von gelblicher Farbe, wenn sie reif

ist. Unter der lederartigen Schale befindet sich ein saftiges Fleisch von angenehm süßlich saurem Geschmack. Auch sie ist, wie die Frucht der Mangaba, erst völlig eßbar, wenn sie einen solchen Reifegrad erlangt hat, daß sie abfällt; dann aber kann man sie ohne den geringsten Nachtheil in großer Menge genießen, und wir haben sie auf unserer Reise nach dem Campo von Piauhy, wo sie wieder verschwindet, fast täglich in Anspruch genommen. In der Sertão gibt es ein sehr beliebtes Gericht, Imbuzada genannt, das aus Milch, Quark, Zucker und dem fleischigen Theile dieser Frucht besteht. Der Baum hat lang ausgebreitete horizontale Wurzeln, die nicht sehr tief in die Erde gehen, und auf diesen findet man in kurzen Zwischenräumen runde, schwarzfarbige Hübel von acht Zoll Durchmesser, die aus einer weißen, zellenförmigen, mit Wasser gefüllten Masse bestehen und offenbar von der Natur dazu bestimmt sind, die Pflanze während der trockenen Jahreszeit zu erhalten. Sie werden häufig von Reisenden geöffnet, denn jeder dieser Hübel gibt ein Nößel vortrefflichen Wassers. Eine andere wilde Frucht, die hier wie bei Crato und Pernambuco heimisch ist, wächst auf einem dreißig bis vierzig Fuß hohen Baume, Pitombeira genannt; es ist der Sapindus esculentus, St. Hil. Sie bildet große Bündel von der Gestalt gewöhnlicher Weintrauben; die äußere Schale ist hart, der Embryo oder Kern aber ist mit einem durchsichtigen, süßlich sauren

Fleische, dem eigentlichen eßbaren Theile, umgeben. Die Kerne sollen die Truthühner vergiften, wenn sie von denselben verschluckt werden.

Am nächsten Tage, dem zwanzigsten Januar, verließen wir Cachoeira zu früher Morgenstunde und erreichten, nachdem wir fünf Legoas zurückgelegt, eine Fazenda Namens Marmeleira, wo wir während der Mitte des Tages Rast hielten. Kurz nach unserem Aufbruch von Cachoeira erstiegen wir eine kleine Serra, deren felsige Beschaffenheit uns stellenweise sehr schlechten Weg bereitete. Dieser Gebirgszug bestand aus Gneiß mit fast senkrechten Schichten, und große Stücke desselben Gesteines lagen häufig am Wege, während ich am Abhange eines kleinen Hügels viele gerundete Blöcke eines groben weißen Sandsteines bemerkte. Wir mußten auf dieser Strecke über mehre Flüsse setzen, die der Regen so mächtig angeschwellt hatte, daß wir nur mit Mühe hinüberkamen, obgleich sie in der heißen Jahreszeit vielleicht nur kleine Bäche bildeten, oder völlig ausgetrocknet waren. Jenseit der Serra gelangten wir in ein schönes, ungefähr eine Legoa langes Thal, das mit großen Bäumen bewachsen und von einem kleinen Flusse durchschnitten war. Am westlichen Ende lag ein Dörfchen, Namens Rosario, und von hier aus hatten wir noch eine halbe Legoa bis zu dem Orte, wo wir Halt machten. Ich fand auf dieser Reise mehre neue Arten der lieblichen Angelonia und darunter einen sehr schönen Kletterstrauch

(Angelonia bracteata, Benth.); auf trockenen Stellen bemerkte ich verschiedene Cactusarten, die auf der Westseite der Serra de Ibiapaba minder häufig vorkommen als auf der Ostseite. Das Geschlecht Loasa, so häufig in Chili und Peru, ist in Brasilien nur wenig vertreten; eine einzige Gattung, die ich Loasa rupestris genannt habe, fand ich hier kurz vor unserer Ankunft bei der Fazenda an felsigen Stellen eines Flußufers. Diese ganze Pflanze ist wie alle anderen Gattungen dieser Familien sehr stachelig und wird deßhalb mit noch mehren Stachelpflanzen Conçançao genannt. Wir hatten während unseres Aufenthaltes in Marmeleira den prächtigsten Sonnenschein und konnten daher unsere Kleider und viele andere vom Regen durchnäßte Gegenstände hinlänglich trocknen lassen. Ich widmete hier der Frau vom Hause, die sehr kränklich war, meinen ärztlichen Beistand, und man versorgte uns dafür auf's Reichlichste mit Milch, deren es während dieser Jahreszeit einen großen Ueberfluß gibt. Des Nachmittags reisten wir drei Legoas weiter und erreichten gegen Abend einen aus einigen kleinen Häusern bestehenden Ort, Namens Os Defuntos, in dessen Nähe ein sehr froschreicher Sumpf liegt; das laute unangenehme Gequak dieser Thiere ließ sich nur mit dem halb heulenden, halb bellenden Lärm einer großen Meute hungriger Hunde vergleichen. Auf einigen Bäumen an diesem Sumpfe saßen mehre große Eulen, ohne Zweifel durch die Frösche herbeigelockt,

welche angeblich in großer Anzahl von ihnen vertilgt werden.

Am folgenden Morgen reisten wir eine Strecke von fünf Legoas durch ein ebenes, ziemlich offenes Gelände und erreichten einen Ort, den man uns Varzea da Vaca nannte. Eine Legoa hinter Os Defuntos waren wir an einer Fazenda, Namens Lagoa, vorübergekommen, die einem Senhor José Pereira de Hollanda gehörte, demselben, der während meines Aufenthaltes in Crato ohne meine Erlaubniß mein Pferd geliehen hatte. Seine Besitzung hat ihren Namen von einem benachbarten See, wo es viele wilde Enten und andere Wasservögel gibt. Vor Varzea da Vaca berührten wir noch viele andere Fazendas, bei welchen große Rindviehheerden in den offenen Campos weideten. Varzea da Vaca ist ein Dorf, das ungefähr aus acht Häusern besteht, auf den ganzen District dieses Namens aber rechnet man gegen sechszig. Die Einwohner sind meist Viehzüchter, von welchen die ärmeren zuweilen nur ein halbes Dutzend, andere aber wohl gegen hundert Rinder besitzen. Außerdem findet man hier kleine Pflanzungen von Mais, Reis, Mandiocca und welschen Bohnen. Die Bewohner des Hauses, in welchem wir abstiegen, schienen sehr arm zu sein; das Haus selber war klein und in sehr schlechtem Zustande; denn eine große Oeffnung auf der einen Seite diente als Eingang, ohne daß eine Thüre gegen Wind und Regen schützte. Es be-

stand aus zwei Gemächern, wovon das innere von der Familie selbst, das äußere von uns und noch einer anderen Reisegesellschaft besetzt war, die ebenfalls hier übernachten wollte. Um uns gegen den Wind zu schützen, der während der stürmischen Nacht in jene Oeffnung blies, mußte ich eine der großen Häute vorhängen, womit man das Gepäck der Pferde zu bedecken pflegt. Des Nachmittags schoß ich mehre Vögel und fand außerdem auf den sandigen Campos einige interessante jährige Pflanzen.

Wir verließen Varzea da Vaca gegen sieben Uhr Morgens und gelangten in einer Entfernung von zwei Legoas zu einer Fazenda, Namens Angicas. Ich hatte die Absicht, meine Reise ohne Aufenthalt fortzusetzen, ein heftiger Regen nöthigte mich jedoch, bis Nachmittag hier liegen zu bleiben. Als es sich später wieder aufklärte, zogen wir zwei Legoas weiter bis nach San Gonsalvo, wo wir gegen Sonnenuntergang anlangten. Die Gegend zwischen Varzea da Vaca und Angicas ist flach und sandig und bildet eine sogenannte Taboleira, welche stellenweise mit niedrigem Gesträuch bedeckt ist, während sich anderwärts zahlreiche große Cactusarten erheben. Unter den vielen schönen Pflanzen, welche mir auf dieser Reise vorkamen, nenne ich vorzugsweise eine Gattung der Echites*), die an offenen sandigen Stellen sehr gewöhnlich war. Sie ist nicht höher als

*) Echites tenuifolia, Mikan., Dipladenia tenuifolia, var. puberula, Alph. D. C. Prodr. 8. p. 482.

18*

sechs Zoll und hat pfriemenförmige Blätter und rosenrothe Blüthen fast wie die Phlox subulata. Die Einwohner der Sertão nennen sie Cauhy und kochen die knollige Wurzel, die an Größe und Farbe einem schwarzen Rübenrettig gleicht, als ein beliebtes Gemüse; in rohem Zustande hat sie fast den Geschmack einer Rübe. Diese Wurzel ist außerdem noch ein Lieblingsfutter des Peccary (Dycoteles torquatus Cuv.), der sie sehr geschickt mit seiner Schnauze aus der Erde wühlt. Eine halbe Legoa über Angicas liegt ein kleiner See, der die Gränze zwischen den Provinzen Piauhy und Ceará bildet. San Gonsalvo besteht aus zwei Häusern, die zwei Viehzüchtern, einem Vater und seinem Sohne, gehören. Zu Ende der letzten Regenzeit besaßen diese gemeinschaftlich gegen dreihundert Rinder, durch die furchtbare Dürre vor Beginn der jetzigen Regenzeit aber hatten sich ihre Heerden bis auf vierzig Stück vermindert; alle übrigen waren umgekommen, weil es an Gras und Wasser gefehlt hatte.

Am nächsten Morgen reisten wir viertehalb Legoas durch ein ziemlich ebenes und leidlich bewaldetes Gelände und erreichten gegen Mittag einen aus drei Häusern bestehenden Ort, Namens Campos. Zu den gewöhnlichsten Bäumen auf diesem Wege gehörte die Imbuzeira, und der Boden unter ihr war mit ihrer gelben Frucht (Imbú) bedeckt. Wir hielten davon eine reichliche Mahlzeit und fanden sie sehr wohlschmeckend. Eine Legoa über Campos hinaus

gibt es eine sehr zahlreich wachsende, baumartige Gattung der Jatropha mit kleinen weißen Blumen, buchtigen Blättern und einigen langen spitzigen Stacheln an den Blattstielen, wie ich bald inne ward. Denn indem ich, ohne davon zu wissen, nach einem Zweige griff, um einige Exemplare dieser Blumen und Blätter für meine Sammlungen abzupflücken, war es mir plötzlich, als hätte ich meine Hand in siedendes Oel getaucht, und ich fühlte, von den giftigen Stacheln verwundet, diesen fast unerträglichen Schmerz mehre Stunden lang. Das nächste Mal ging ich natürlich vorsichtiger zu Werke. Die Einwohner nennen diese Pflanze Favella und schaben in der trockenen Jahreszeit ihre Rinde und ihr Holz herunter, um es in die Teiche zu werfen, an welchen sich große Tauben und andere Vögel versammeln, worauf diese, sobald sie von dem vergifteten Wasser genossen haben, entweder sterben oder betäubt liegen bleiben und in diesem Zustande aufgesucht und zur Nahrung verwendet werden. Ich bemerkte auf dieser Reise eine große Anzahl Makaos (Aráras), aber sie ließen mich nicht bis auf Schußweite herankommen.

Des Nachmittags legten wir noch anderthalb Legoas durch eine flache, sandige Gegend zurück, die mir manches Neue bot, und übernachteten auf einer großen Fazenda, Namens Lagoa Comprida. Das Haus war eines der größten, die wir seit Brejo Grande zu Gesicht bekommen, und lag an einem ungefähr vierhundert Ellen langen

See, von welchem es seinen Namen erhalten hat. Es ergießt sich nicht ein einziges Bächlein in diesen See, der sich allein mit Regenwasser füllt und, wenn die Regengüsse heftig gewesen sind, nur selten während der heißen Jahreszeit austrocknet. Der Fazendeiro erzählte mir jedoch, es sei dieses Wasser vor Anfang der jetzigen Regenzeit in Folge unzulänglicher Regengüsse während des vorigen Jahres, sowie durch die darauf folgende übermäßige Trockenheit fast gänzlich versiegt gewesen. Die Fazenda verlor hierdurch fast ihre ganze Rinderheerde. Es herrschte noch immer Noth und Mangel bei diesen Leuten, und obgleich ich in Campos, wie auch hier, einigen Lebensbedarf zu kaufen suchte, so war doch nichts dergleichen zu bekommen, weder Geflügel, noch Schafe, noch Ziegen, noch Ferkel oder Rindfleisch. Ich fand, daß sich hier mit Geld nichts anfangen ließ. Unsere nächste Reisestrecke betrug drei Legoas und brachte uns zu einer anderen Fazenda, Corumatá genannt. Die Gegend war wellig, aber nicht hügelig, und an vielen Stellen mit ungeheueren Granitblöcken bedeckt, wovon einige so groß und viereckig waren, daß wir eine Anzahl derselben in der Ferne für ein großes Dorf hielten. Es ereigneten sich auf diesem Wege zwei kleine Unfälle, die uns längere Zeit aufhielten. Für's Erste ging mein Pferd durch, als ich eben abgestiegen war, um einige Pflanzen zu sammeln, und es verstrich eine Stunde, bis wir es wieder einfingen; bald nachher ver-

sank ein anderes bis zur Hälfte in einen Ameisenhügel, und um es wieder herauszuziehen, war abermals eine geraume Zeit erforderlich. Nicht weit von hier ritten wir auf einem äußerst schlechten, aus großen Granitblöcken bestehenden Wege in ein Thal hinab, durch welches sich ein Flüßchen wand, und unmittelbar jenseit desselben lag Corumatá. Der Eigenthümer dieser Fazenda hat seinen Wohnsitz anderwärts und läßt sie von einem Kuhhirten (Vaqueiro) verwalten. Auch hier konnten wir keine Lebensmittel erkaufen, doch beschenkte mich der Vaqueiro mit einem Stückchen getrockneten Rindfleisches und einem Ueberfluß vortrefflicher Milch. Er sagte mir, daß die Fazenda alljährlich gegen zweihundert Kälber erzeuge; die Rinder gehen in die Wälder auf die Weide, doch ist der Vaqueiro mit seinen Gehilfen, die gewöhnlich aus Sklaven bestehen, während dieser Jahreszeit, wo die meisten Kälber geboren werden, ununterbrochen damit beschäftigt, danach zu sehen, welche Kühe kalben wollen. Die Kälber werden dann nach dem Hause geschafft und in eine große Umzäunung, ein sogenanntes „Curral", gesperrt, und es versteht sich von selbst, daß die Mütter ihnen nachkommen. In diesem Pferch bleiben Kühe und Kälber während der Nacht beisammen, bei Tage aber werden die ersteren auf die Weide geschickt, und es ist dieß in einem so wilden Lande eine sehr nöthige Vorsichtsmaßregel, damit sich die Mütter nicht in die Wälder verlaufen. Jeder

Kuh wird des Morgens, ehe man sie hinausläßt, ein wenig Milch abgenommen, des Abends aber melkt man sie gar nicht. Diese Milch verwendet man zum Theil zu einem weichen Käse, der bei allen Klassen des Volkes sehr beliebt ist. Man hatte hier mit dessen Bereitung noch nicht allgemein begonnen, doch wurde mir des Abends von einem der Unterhirten eine solche Leckerspeise angeboten, die ich für meine Leute ihm sehr gern abkaufte. Bald nach unserer Ankunft an diesem Orte zog von Westen her ein furchtbares Gewitter über uns dahin, und der Regenguß, der ihm folgte, hatte in kurzer Zeit das kleine Flüßchen zu einem Strome angeschwellt. Da wir auf dem Wege nach Cannabrava, unsrer nächsten Station, diesen Fluß überschreiten mußten, so waren wir genöthigt, bis zum nächsten Nachmittag hier liegen zu bleiben, fanden ihn aber auch dann noch immer so tief, daß meine Leute den Pferden sämmtliches Gepäck abnehmen und es auf ihren Köpfen hinüber tragen mußten. Ich sah an dieser Stelle ein merkwürdiges Naturspiel. Auf einem nackten, kegelförmigen und gegen achthundert Fuß hohen Hügel, der den Endpunkt einer Bergkette, Namens Serra Grande, bildet, lag ein ungeheuerer Stein über einem bedeutend kleineren, und die Spitze, die ihn trug, erschien so klein, daß man hätte glauben können, der leiseste Windhauch müsse ihn herunterwerfen. Uns immer dicht am Ufer des Flusses haltend, erreichten wir gegen

Sonnenuntergang eine Stelle, wo er in Folge einer plötzlichen Krümmung zweimal überschritten werden mußte; man hatte uns jedoch in Corumatá gesagt, daß sich auf einem durch den Wald führenden Nebenwege dieser doppelte Uebergang ersparen ließe. Es war jetzt Nacht geworden, und wir hatten troß dem hellen Mondschein einige Mühe, diesen Pfad zu entdecken, und als es uns endlich gelang, fanden wir ihn, weil er nur selten benußt wurde, so sehr mit Gestrüpp verwachsen, daß sich unsere bepackten Pferde nur mit vieler Anstrengung hindurch bringen ließen. Nachdem wir uns eine Stunde durch dieses Labyrinth gewunden, erreichten wir endlich zu unserer großen Freude den Weg, der vom Flusse aus nach der Fazenda Cannabrava führte, wo wir bald nachher ankamen. Wir verlangten nach einem Obdach für die Nacht, und man wies uns in einen alten Schuppen mit einem verfallenen Dache; als aber der Eigenthümer von meinen Leuten erfuhr, wer ich war, so lud er mich in sein Haus und besorgte ein treffliches Abendessen, dem wir tüchtigi zusprachen.

Indem wir Cannabrava am nächsten Morgen in der Frühe verließen, hofften wir, unsere nächste Station, Boa Esperança, bis elf Uhr Vormittags zu erreichen, fanden uns aber in dieser Erwartung sehr bitter getäuscht. Der Fluß schlängelt sich im Zickzack durch das Thal, das zwischen diesen beiden Orten sich ausdehnt, und da der Weg

mitten hindurchführt, so mußten wir auf dieser kurzen Strecke nicht weniger als achtmal übersetzen, obgleich man mit wenig Mühe einen Weg hätte anlegen können, der mit dem Flusse gar nicht in Berührung gekommen wäre. Es geschieht jedoch selten, daß die Reisenden diesen Uebelstand so beschwerlich finden, wie es bei uns der Fall war, da während der dürren Jahreszeit das Flußbett völlig ausgetrocknet ist. Bei vier Uebergängen war es nöthig, das Gepäck wieder auf den Köpfen zu tragen, an den anderen Stellen aber suchten wir uns diese Mühe zu ersparen, und ich ließ nur, wie immer, die Papierbündel, worin sich meine Pflanzensammlungen befanden, auf diese Weise hinüberbringen. Da wir bei diesen Gelegenheiten unsere Kräfte vereinigen mußten, so waren wir den größten Theil des Tages in fast nacktem Zustande den brennenden Strahlen der Sonne ausgesetzt. Meine Beine waren daher bedeutend verbrannt und in Folge dessen am nächsten Tage mit Blasen bedeckt und so angeschwollen, daß ich zwei Tage darnieder lag. Fast eben so erging es Herrn Walker. Es war dieß für mich eine Lehre, in Zukunft vorsichtiger zu sein; ich wollte es den Schwarzen nachthun, die sich unbedenklich der Sonne aussetzten, fand aber auf meine Unkosten, daß ihre Haut aus einem derberen Stoffe bestand als die meinige. Als wir den Fluß zum achten und letzten Male überschritten hatten, war es fünf Uhr Nachmittags; zehn Minuten

später erreichten wir, von den Beschwerden des Tages erschöpft, die Fazenda Boa Esperança und wurden von ihrem trefflichen und gelehrten Besitzer, dem hochwürdigen Padre Marcos de Araujo Costa, und seinem Adoptivsohne, Dr. Marcos de Macedo, der erst vor Kurzem von einer auf Kosten der Regierung und zur Erlernung der Porzellan-Manufactur unternommenen Reise in England und Frankreich zurückgekehrt war und den ich bereits vor einigen Wochen in Crato kennen gelernt hatte, auf's Freundlichste bewillkommt. Meine botanischen Sammlungen hatte ich auf dieser Strecke nur wenig bereichern können, aber ich erlegte auf einer nassen Wiese am Flusse eine sehr schöne, sechs Fuß lange Boa Constrictor. Obgleich diese Schlangen in dem trockenen Lande, der sogenannten Sertão, nicht eben selten sind, so findet man sie doch hier weder in solcher Anzahl noch von solcher Größe, wie in den sumpfigen Ebenen von Piauhy und Goyaz.

Die Fazenda Boa Esperança ist eine der größten, die ich in Brasilien besucht habe, denn sie besitzt gegen 5000 Rinder und mehre Hundert Schafe, und obgleich auch sie, wie alle anderen in der Sertão gelegenen Besitzungen dieser Art von Zeit zu Zeit sehr anhaltenden Dürren unterworfen ist, so hat sie doch das ganze Jahr hindurch, selbst wenn es zwölf Monate nicht regnen sollte, nie Wassermangel. Der Fluß zieht ziemlich nahe am Hause vorüber, und obgleich er nur während der Regenzeit

Wasser enthält, so hat man sich doch mittels eines hohen und sehr starken Dammes, der ihn an einer Stelle, wo beide Ufer etwas hoch und felsig sind, mitten durchschneidet, für jede Zeit einen hinlänglichen Vorrath gesichert. Dieser Damm ist schon fünfzig Jahre alt, versieht aber seinen Dienst noch immer so wirksam wie im Anfang und kann daher in einem Lande wie Brasilien, wo dergleichen Bauwerke gewöhnlich leichtfertig ausgeführt werden, für ein wahres Wunder gelten. Das Haus erhebt sich auf einer kleinen Anhöhe, und hinter ihm liegen gegen dreißig kleinere Sklavenwohnungen, so daß der Ort das Ansehn eines kleinen Dorfes hat. Neben seinem Hause hat der Padre eine zierliche Kapelle errichtet, worin er seinen Leuten an jedem Morgen Messe liest.

Die Gegend, in welcher diese Fazenda liegt, wird (wie der ganze östliche Theil von Piauhy und fast die ganze Provinz Ceará) von den Einwohnern Sertão Mimoso genannt, zur Unterscheidung von den mittleren und westlichen Theilen von Piauhy, die man dagegen Agreste heißt. Das Pflanzenreich der Campos Mimosos charakterisirt sich erstlich durch die Catingas, jene Wälder, welche in der trockenen Jahreszeit ihr Laub verlieren und deren Bäume, wie andere nicht ausdauernde, zwar Knospen ansetzen, aber, wenn kein Regen käme, Jahre lang fortwachsen könnten, ohne Blätter zu erzeugen. Für's Zweite unterscheidet sich die Vegetation der Campos Mimosos, wie

bereits Martius sehr richtig bemerkt hat, durch zarte Fasern, steife Blätter, Haare, Dornen und Stacheln, kleine Blumen und dicken, häufig milchartigen Saft. Das Gras des Weidelandes ist größtentheils jährig und gewöhnlich von schönerer grüner Farbe und zarter und geschmeidiger als jenes der Campos Agrestes, von welchen ich später reden werde. Das in dem Mimoso gezogene Vieh wird nach Eintritt der Regenzeit sehr schnell fett und steht hinsichtlich seines Fleisches in höherem Werthe als jenes, das sich auf den gröberen Weiden des Agreste-Districtes genährt hat.

Padre Marcos de Araujo Costa ist wegen seiner Einsicht und Gelehrsamkeit, sowie wegen seines vortrefflichen moralischen Charakters und seiner wohlwollenden Gesinnung im ganzen nördlichen Brasilien bekannt, und ich hatte während der acht Tage, die ich in seinem Hause verlebte, hinlängliche Gelegenheit, die Wahrheit dieses Rufes zu bestätigen. Wären alle Priester im Lande nur halb so thätig, nur halb so unterrichtet und so eifrig bemüht um die Förderung des geistigen und sittlichen Fortschrittes, wie er, so würde Brasilien sich bald aus dem Zustande erheben, in dem es sich jetzt befindet und in welchem es, wie ich fürchte, unter den gegenwärtigen Verhältnissen noch lange verharren wird. Die Thätigkeit dieses alten Mannes, denn er stand bereits im sechszigsten Jahre, und seine Menschenliebe waren wahrhaft überraschend. Da die

nöthigen Erziehungsmittel in diesem großen und dünn bevölkerten Lande nur sehr Wenigen zugänglich sind, so nimmt er seit vielen Jahren regelmäßig zwanzig Knaben in sein Haus, die er ohne Vergütung beköstigt und erzieht, bis sie eine ziemliche Kenntniß in der lateinischen Sprache und den Elementen der Philosophie und Mathematik erlangt haben. Er selber ist ein ausgezeichneter Gelehrter und besitzt eine nicht unbedeutende Bibliothek klassischer und philosophischer Werke. Von der Botanik und der Naturgeschichte verstand er so viel, um Interesse daran zu finden, und ich bemerkte in seinem Bücherschatze fast alle Werke Linné's, außerdem noch Brotero und ein sehr seltenes Werk von Vendelli über die Pflanzen Portugals und Brasiliens, welches letztere er mir sehr freundlich zum Geschenk machte. Er besitzt keine geistliche Pfründe, sondern begnügt sich mit dem ruhigen und zurückgezogenen Leben eines Viehzüchters und widmet seine Mußestunden der Erziehung seiner Pfleglinge. Ich machte, von ihm und Dr. Marcos de Macedo begleitet, mehre Ausflüge in die Umgegend, wobei ich meine Sammlungen mit vielen Neuigkeiten bereicherte.

Zwei Tage vor unserem Aufbruch erschien Senhor Francisco de Souza Martins, einer der Bevollmächtigten der Provinz Piauhy und Neffe des Präsidenten, mit seinem Bruder, einem Major Clementino Martins. Sie reisten nach Rio de Janeiro und kamen von San Bento,

das von hier aus auf dem Wege nach Oeiras, der Hauptstadt jener Provinz, die nächste Station ist. Dieß war auch unsere Richtung; als ich aber hörte, mit welchen Beschwerden diese Reisenden in Folge der angeschwellten Bäche auf diesem Wege zu kämpfen gehabt hatten, entschied ich mich auf ihren Rath für einen anderen, der zwar etwas länger, aber um Vieles besser sein sollte.

Am dritten März rüsteten wir uns, den Wohnsitz des guten alten Padre zu verlassen. Wir hatten während unseres Aufenthaltes bei ihm an einer sehr üppigen Tafel geschwelgt, da jeden Tag im Jahre für ihn und seine Leute ein fetter Ochse geschlachtet wird. Einige Tage vor unserer Abreise tödtete man noch einen anderen, dessen Fleisch getrocknet und uns nebst anderen Geschenken als Reisevorrath mitgegeben wurde, so daß wir bis zu unserer Ankunft in der Stadt Oeiras fast ausreichend versorgt waren.

Nach einem zeitigen Frühstück nahm ich Abschied von meinem gütigen Wirthe, der mich wegen seiner anderen Gäste nicht weit begleiten konnte; Dr. Marcos aber ritt fast anderthalb Legoas mit mir, und wir schieden dann mit gegenseitigem Bedauern, da ein Mann, der an Forschungen in der Natur Geschmack findet, in diesen fernen Regionen nur selten einer verwandten Seele begegnet. Ich stehe seit meiner Rückkehr nach England mit ihm in Briefwechsel und verdanke ihm schon manche werthvolle Sendung neuer Gegenstände aus den Naturschätzen seiner Heimat. Es

begegnete uns bald nachher ein Unfall, der uns von der Beschaffenheit des Weges einen nicht eben günstigen Begriff gab. Ungefähr zwei Legoas von Boa Esperança versanken drei unserer Packpferde bis an den Leib in einen Sumpf; die Oberfläche war mit Gras bedeckt und schien vollkommen vest zu sein, der untere Boden aber hatte sich in Folge allzu großer Nässe in einen zähen Schlamm verwandelt. Es kostete nicht geringe Mühe, die Thiere wieder herauszuziehen, und indem man sie davon führte, versanken sie häufig auf's Neue. Das ganze Gepäck mußte hinüber getragen werden, und da wir bei dieser Arbeit alle behilflich waren, so blieben auch wir nicht selten bis an die Hüften im Schlamme stecken. Solche Stellen werden von den Brasilianern Atoleiros genannt und sind sehr gefürchtet, weil die Pferde zuweilen darin umkommen. Wir hatten an diesem Tage noch zwei andere Sümpfe zu überschreiten, aber keiner war so gefährlich wie der erste.

Die erste Station von Boa Esperança war Villa de Santa Anna das Mercês, und zwei Meilen davon hielten wir im Schatten einer Imbuzeira, um unser Mittagessen einzunehmen und unseren Pferden einige Ruhe zu gönnen. Die trockenen Stellen waren hier mit einem kleinen gesellschaftlich wachsenden Melocactus bedeckt, der sehr lange, gebogene Dornen trug, und auf einem feuchten Sandboden fand ich mehre sehr hübsche einjährige Pflanzen. Gegen Sonnenuntergang erreichten wir die Villa, die auf einer kleinen

Erhöhung liegt, und stiegen für diese Nacht in einem großen unvollendeten Hause ab, welches dem Padre Marcos in Boa Esperança gehörte. Aber wir beeilten uns, wieder hinauszukommen, denn es war so sehr mit Fliegen angefüllt, daß wir vollständig damit bedeckt wurden, und der Aufenthalt darin ward erst erträglich, als wir mitten in der Hausflur ein großes Feuer angezündet hatten. Da ich, wie mein Gefährte, Herr Walker, sehr lange Stiefel trug, so hatten wir weniger zu leiden als die Schwarzen, deren Beine vom Fuße bis zu den Knieen nackt waren. Ich bemerkte, daß sie, als das Feuer angezündet war, ein Bein nach dem anderen darüber hielten und die lästigen Insecten mit beiden Händen abstreiften. In Häusern, die lange Zeit verschlossen gewesen sind, ist dieses Ungeziefer sehr gewöhnlich, nirgends aber ist es mir in einer solchen Unzahl vorgekommen, wie hier. Um seinen Angriffen während der Nacht zu entgehen, mußten wir unsere Hängematten sehr hoch schnüren und uns bei'm Auskleiden auf einen Tisch stellen.

Villa de Santa Anna das Mercês, gewöhnlich Jaicóz genannt, liegt ungefähr fünf Legoas westlich von Boa Esperança und besteht aus siebenzig bis achtzig Häusern, die ein großes, aber nur auf drei Seiten vollständiges Viereck bilden. In der Mitte steht eine sehr schöne kleine Kirche. Die äußeren Theile der Stadt enthalten viele von den ärmeren Klassen bewohnte Hütten, welche größtentheils aus

den Stämmen und Blättern der in dieser Gegend sehr gewöhnlichen Carnahuba-Palme erbaut sind. Einige Krämer und Handwerker, als Schneider, Schuhmacher u. s. w., wohnen immer in der Stadt, die meisten Häuser aber gehören den benachbarten Fazendeiros, welche sich nur während der Weihnachtszeit und zu anderen Festen hier aufhalten. Kurz nach unserem Aufbruch am nächsten Morgen erstiegen wir eine niedrige Serra, die sich am nördlichen Ende der Stadt vorüberzieht. Sie hat, wie die meisten Serras im nördlichen Brasilien, einen völlig ebenen Gipfel und besteht gänzlich aus einem groben weißen Sandstein voll gerundeter Quarzkiesel. Diese letzteren findet man noch außerdem in großer Menge und in weiter Entfernung rings um die Stadt, und der Weg hat stellenweise das Ansehn, als wäre er damit überschüttet. Die Breite dieser Serra betrug an der Stelle, wo wir sie überschritten, anderthalb Legoas, und ihr Pflanzenwuchs bestand hauptsächlich aus Mimosen und Crotonbäumen, die sich an vielen Stellen zu dichten, fast undurchdringlichen Gruppen vereinigten. Die wenigen unbewaldeten Strecken, die es hier oben gibt, bieten während der Regenzeit ein gutes Weideland. Jenseits dieser Taboleira gelangten wir in eine flache, gut bewaldete Gegend und erreichten, nachdem wir einen kleinen, bedeutend angeschwollenen Fluß zweimal überschritten hatten, in den Vormittagsstunden die Fazenda San Antonio. Wir hatten im Ganzen nur drei Legoas zurückgelegt; da wir aber

hörten, daß die nächste Station weit entfernt und der Weg sehr schlecht sei, so beschlossen wir, bis zum nächsten Morgen hier liegen zu bleiben. Die Fazenda San Antonio ist nicht sehr bedeutend, denn ihre Rinderheerde gibt jährlich nur hundertundfünfzig Kälber, und der Eigenthümer erzählte mir, daß viele von diesen, sowie von den ausgewachsenen Kühen als Opfer der Unzen fielen, die in dieser Gegend nicht ungewöhnlich sind. Er hatte drei Monate früher ein großes schwarzes Thier dieser Art getödtet, das, nach Haut und Kopf zu urtheilen, die er beide aufbewahrte, von ungeheuerer Größe und Stärke gewesen sein mußte. Dieser Kopf und mehre andere, welche der Fazendeiro durch Erlegung solcher Thiere nach und nach erbeutet hatte, waren vor dem Eingange seines Currals auf hohe Stangen gesteckt.

Bei Tagesanbruch setzten wir uns wieder in Bewegung und erreichten nach einer Reise von sechs langen Legoas ein kleines Dorf, Namens Cachimbinho. Die Gegend zwischen den beiden Orten war fast eben und der Weg, auf welchem wir bis jetzt gereist waren, ungemein schlecht. Der Fluß, den wir am vorigen Tage überschritten hatten, läuft im Zickzack nach Westen, und der Weg durchschneidet ihn nicht weniger als zwanzig Mal, wobei meine Leute wegen der Tiefe seines Wassers die Pferde abpacken und das Gepäck auf ihren Köpfen hinübertragen mußten. Außerdem hatten wir noch verschiedene kleine Seen zu passiren.

Eine kleine Strecke von San Antonio ritten wir durch einen Wald von Carnahuba-Palmen, worin es mehre größere Seen gab, und am Rande eines solchen sahen wir eine Anzahl ungeheuer großer, fast mit den indischen Adjutanten verwandter Wasservögel, welche die Einwohner Jabirú nennen (Mycteria Americana, Lin.). Sie sind von weißer Farbe; Kopf, Hals, Rücken und Füße aber sind schwarz, und zwar die ersten beiden nur mit einer schwarzen federlosen Haut bedeckt. Wir fanden sie späterhin in noch weit größerer Anzahl an Flußufern und Seen, wo sie sich von kleinen Reptilien, Fischen und dergleichen nähren. Die Vegetation der anderen Theile der Gegend, durch welche wir zogen, bestand hauptsächlich aus Urwald mit einem Unterholze von Croton Bauhinia und einer gestreckten Mimose. Bei einer Fazenda Namens Ambrosia führte der Weg unter einigen großen Bäumen hin, und auf einem derselben bemerkte ich einige hundert Aeffchen, von welchen ich einen als ein Probestück herunterschoß. Er fiel zur Erde, ehe er völlig todt war, und sein klägliches Geschrei rief alle seine Gefährten auf den Baum zurück, von welchem sie bei meinem Schusse entflohen waren. Sie verweilten hier ungefähr zehn Minuten, bis das Geschrei des Verwundeten endlich aufhörte, und verschwanden dann wieder in den Zweigen der anderen Bäume. Ich bewunderte dabei die anmu-

thige Behendigkeit, womit sie von Baum zu Baum, von Zweig zu Zweig sich schwangen.

Am folgenden Tage reiseten wir fünf Legoas und erreichten kurz nach Mittag die Fazenda Retiro. Die zwei ersten Legoas führten durch einen Urwald, der fast einzig und allein aus einer Gattung der Mimosa, welche Angico genannt wird und deren Rinde man in der ganzen Sertão zum Gerben des Leders benutzt, während ein Harz, das sie ausschwitzt, das Hauptfutter jener Aeffchen bilden soll, aus einem Zizyphus (Joazeiro) und einigen großen Arten der Bignonie bestand und in welchem Croton Bauhinia, Lantana, Myrthen u. s. w. das Unterholz bildeten. Der Weg blieb völlig eben, und wir setzten mehrmals über denselben Fluß, den wir am Tage vorher überschritten hatten, doch ohne daß es nöthig war, unsere Pferde abzupacken. Aus jenem Walde gelangten wir in eine etwas lichtere Gegend, wo es Carnahuba-Palmen in Menge gab; an vielen Stellen war der Boden sandig und nur spärlich bewachsen. Ungefähr drei Legoas von Cachimbinho ritten wir durch ein kleines Dorf, Sambambaia genannt, das ungefähr zwanzig zerstreute Häuser zählte. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner besteht in der Fertigung von Hängematten, die sie größtentheils an die vorüberziehenden Reisenden verkaufen. Die Baumwolle, die man hierzu verwendet, wächst sehr gedeihlich in der Nachbarschaft. Von Sambambaia aus bleibt die Gegend

noch immer flach, bis sie in kurzer Entfernung von Retiro in ein mehr wellenförmiges Gelände übergeht, das mehre fast gänzlich nackte Hervorragungen von Kalkstein oder einem schönen rothen Sandstein zeigt, welcher unter dem Kalkstein liegt und viele Eisensteine enthält, die durch das Verwittern des Felsens dicht über die Oberfläche zerstreut sind. Man findet diese letzteren von allen Größen, in sehr kleinen Theilchen und in gerundeten, zwei Fäuste großen Blöcken; sie haben eine schwarze oder sehr dunkelbraune Farbe, erscheinen in verschiedenartiger Gestalt und müssen, nach ihrem Gewicht zu urtheilen, sehr viel Eisen enthalten.

Die Fazenda Retiro steht auf einer Anhöhe am Ufer des Rio das Guaribas, eines der größten Flüsse, die wir bis jetzt berührt hatten, der aber in Folge des neuerdings eingetretenen trockenen Wetters so seicht war, daß wir ihn am nächsten Morgen ohne Mühe überschreiten konnten. Seine Ufer zeigten jedoch die Spuren einer kurz vorher stattgefundenen mächtigen Anschwellung. Eine Reise von zwei Legoas brachte uns zu einer Fazenda, Namens Buquerão, wo wir wegen Regenwetters bis zum nächsten Morgen uns aufhielten. Von hier aus führte unser Weg durch ein meist flaches Gelände, mit einer großen Anzahl vereinzelter felsiger Hügel, arm an Bäumen und nur spärlich mit Kräuterwerk bewachsen, und nachdem wir vier Legoas zurückgelegt, erreichten wir die Fazenda Cannabrava, die Be-

sitzung eines Obersten Martins, des Vaters jener beiden Herren, die wir in Boa Esperança getroffen hatten, und eines Bruders des Barão de Parnahiba, des Präsidenten der Provinz Piauhy. Ein Empfehlungsbrief vom Padre Marcos verschaffte mir eine sehr freundliche Aufnahme, und wir blieben hier über Nacht. Am nächsten Morgen durften wir nicht eher wieder aufbrechen, als bis wir ein Frühstück von Kaffee eingenommen, der nach der Versicherung des Obersten ein vortreffliches Schutzmittel gegen das Wechselfieber sein sollte, das zu dieser Zeit in der Gegend, in welche wir jetzt kamen, sehr gewöhnlich ist. Der alte Mann war in tiefer Trauer über den Verlust eines seiner Söhne, der kurz vorher sehr plötzlich auf seiner vier und zwanzig Legoas entfernten Fazenda gestorben war. Eine Reise von fünf und einer halben Legoa durch ein schönes heerdenreiches Weideland brachte uns zu einer Pflanzung Namens Canavieira, die einem anderen Sohne des Obersten, dem uns bereits bekannten Major Clementino Martins gehörte, und wir sahen hier zum ersten Mal, seitdem wir Brejo Grande verlassen hatten, ein großes Feld mit Zuckerrohr. Da der Major sein Besitzthum nie bewohnte, so war das Haus sehr ärmlich und verfallen; wir mußten unser Nachtlager in einem Schuppen nehmen, der allerdings einen gewaltigen Contrast gegen die behagliche Wohnung bildete, deren wir uns in der vorigen Nacht erfreut hatten. Einige Tage nachher entdeckten wir

als Andenken an das Nachtlager in dieser Hütte eine Anzahl jener kleinen, Chigoes (Pulex penetrans Lin.) genannten Insecten an unseren Füßen. Man findet diese Thierchen nur in der Nähe von Wohnungen, sonst aber in allen Theilen des Landes, die ich besucht habe, von der Meeresküste bis zu den hohen Gebirgen des Diamanten-Districts. Sie graben sich unter die Haut, um ihre Brut abzusetzen, wobei sie selber aber sterben; doch bemerkt man ihren Versuch, sich einzufressen, augenblicklich an einer nicht unangenehmen kitzelnden Empfindung und kann sie folglich mit Hilfe einer Nadel oder der Spitze eines Federmessers leicht wieder herausziehen. Wenn sie zur Reife kommen, so wird ihr Unterleib zu einem mit Eiern angefüllten gelben Beutelchen von der Größe einer kleinen Erbse, und die Stellen, wo sie sitzen, sehen aus wie Schwäre. Sobald diese Beutelchen und ihr Inhalt nicht sorgfältig entfernt werden, können leicht bösartige Geschwüre entstehen, und die Füße nachlässiger Neger, die dieß versäumen, gehen nicht selten in einen Zustand über, der eine Amputation nöthig macht.

Ich gewann auf dieser Reise viel Neues und Schönes für meine botanischen Sammlungen. Auf einem niedrigen flachen Hügel, der einen ziemlich felsigen und nackten Gipfel hatte, waren große Flecke mit einer zwergstrauchartigen kleinblätterigen Cuphea bedeckt, die mit ihren purpurrothen Blumen dem Haidekraut meiner vaterländischen

Berge so ähnlich sah, daß ich mir schon einbildete, eine neue Gattung dieser Familie entdeckt zu haben; aber hatte ich mich auch getäuscht, so erweckte doch dieser unbedeutende Vorfall viele freundliche Erinnerungen an die Heimat. Es ist eine merkwürdige Erscheinung in der geographischen Vertheilung der Pflanzen, daß man das in Europa und Afrika so gewöhnliche Haidekraut bis jetzt weder auf dem südlichen, noch auf dem nördlichen amerikanischen Vestlande entdeckt hat, und es ist dieß um so auffälliger, da die Vegetation auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung fast hauptsächlich aus dieser Pflanze besteht, denn man hat hier bereits gegen vierhundert verschiedene Arten derselben aufgefunden. Sechs Legoas von Canavieira erreichten wir die Ufer des Rio Canindé und zwar an einer Stelle, welche den Namen Passagem de Donna Antonia führt und nur noch anderthalb Legoas von der Stadt Oeiras entfernt ist. Wir ritten fast ununterbrochen durch einen Wald von Carnahuba-Palmen, und da der Rio das Guaribas mit ihm fast parallel lief und erst kürzlich das flache Land auf beiden Seiten überflutet hatte, so fanden wir den Weg oft über einen Fuß hoch mit Schlamm bedeckt. An vielen Stellen zeigten die schlammigen Stämme der Palmen, daß sie bis zu einer Höhe von zwölf Fuß im Wasser gestanden hatten. Es ist dieß die Jahreszeit, wo in Folge der bösen Luft, welche solchen überschwemmt gewesenen Landstrichen entsteigt, allerlei Fieber herrschen. Wir kamen

zu spät, um noch an diesem Tage über den Fluß zu setzen und vor Abend in die Stadt zu gelangen, und übernachteten daher mit einigen anderen Reisenden in dem Fährhause.

Am nächsten Morgen, dem zwölften März, wurde unser Gepäck in einem kleinen Kanoe, das mehre Male zurückkehren mußte, nach dem jenseitigen Ufer geschafft, und dann folgten die Pferde, die man einzeln hinüber schwimmen ließ. Wir zogen hierauf durch eine flache, mit kleinen Bäumen und schönen blühenden Sträuchern bedeckte Sandgegend und erreichten Vormittags elf Uhr die Stadt Oeiras.

Ende des ersten Bandes.

Druck von C. Heinrich in Dresden.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gardner, George

Reisen im Inneren Brasiliens, besonders durch die nördlichen Provinzen und die Gold- und Diamantendistricte

Bd.: Erster Band

Dresden und Leipzig 1848

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.448(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11449800-6